



Julia Navarro

Die stumme Bruderschaft

scanned 05-2006/V1.0
corrected by CH

Nach einem Brandanschlag auf den Dom von Turin wird die Leiche eines Mannes gefunden – mit herausgeschnittener Zunge. Kommissar Marco Valoni steht vor einem Rätsel. Haben es die Brandstifter etwa auf das Grabtuch Christi abgesehen, das im Dom aufbewahrt wird? Und wer sind die Täter? Die Ermittlungen führen Valoni, die Archäologin Sofia Galloni und die spanische Journalistin Ana Jiménez zu zwei rivalisierenden Geheimbünden. Ihr Konflikt wurzelt tief in der Vergangenheit des Christentums – und noch heute schrecken diese skrupellosen Bruderschaften selbst vor Mord nicht zurück ...

ISBN: 3-8090-2499-6

Original: La Hermandad de la Sábana Santa

Aus dem Spanischen von Sabine Giersberg

Verlag: Limes

Erscheinungsjahr: 4. Auflage 2005

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Buch

Ein Brandanschlag auf die Kathedrale von Turin versetzt die Polizei in Alarm. Denn in dem rauchgeschwängerten Kirchenschiff entdeckt Kommissar Marco Valoni die Leiche eines Mannes, dem man die Zunge herausgeschnitten hat. Besteht ein Zusammenhang zwischen dem Toten und dem ebenfalls verstümmelten Mann, der seit Jahren im städtischen Gefängnis sitzt? Valoni und seine Kollegin, die attraktive Archäologin Sofia Galloni, stehen vor einem Rätsel. Irgendjemand scheint es auf die kostbarste Reliquie des Christentums abgesehen zu haben, die im Turiner Dom aufbewahrt wird: das Grabtuch Christi. Wer aber sind die stummen Männer? Und welches Geheimnis verbirgt der ebenso charismatische wie undurchsichtige Unternehmer Umberto D'Alaqua? Jedenfalls gehört die momentan mit der Restaurierung des Doms beauftragte Baufirma zu seinem Imperium. Je mehr sich Sofia nun mit D'Alaqua beschäftigt, umso mehr zieht er sie in seinen Bann. Doch der faszinierende Mann ist von einer eigenartigen Unnahbarkeit. Auch die Presse ist an einer Lösung des Rätsels höchst interessiert. Die spanische Journalistin Ana Jiménez wittert eine heiße Story und macht sich deshalb auf eigene Faust an die Ermittlungen. Auf ihrer Spurensuche, die sie über New York, die Türkei und Frankreich bis nach Schottland führt, stoßen Sofia und Ana bald auf ein kompliziertes Geflecht zweier rivalisierender Geheimbünde. Darin verwoben: eine altchristliche Bruderschaft aus dem tiefsten Herzen der Türkei – und höchst einflussreiche Nachfahren der Templer. Beide glauben, ein Anrecht auf den Besitz des Grabtuchs zu haben. Und beide schrecken selbst vor Mord nicht zurück ...

Autor



Julia Navarro wurde 1953 in Madrid geboren. Sie arbeitete als Journalistin für verschiedene renommierte spanische Zeitschriften sowie Radio- und Fernsehsender. Nach mehreren erfolgreichen Sachbüchern ist »Die stumme Bruderschaft« ihr Aufsehen erregendes Romandebüt: Julia Navarro eroberte auf Anhieb den ersten Platz der spanischen Bestsellerlisten und entthronte damit den absoluten Favoriten des Jahres, Dan Browns »Sakrileg«. Ihr Thriller wird im Moment in zwölf Sprachen übersetzt. Mit der Verfilmung wird demnächst begonnen. Julia Navarro lebt mit Mann und Sohn in Madrid und schreibt an ihrem zweiten Roman.

Für Fermín und Alex
... denn manchmal werden Träume wahr.

Es gibt andere Welten, aber sie sind in dieser.

H.G. WELLS

1

»Abgarus, König von Edessa, wünscht Jesu dem guten Heilande, der im Lande um Jerusalem erschienen ist, alles Heil!

Ich habe von dir gehört und von deinen Gesundmachungen, wie Du sie ohne Arzneimittel und Kräuter verrichtest.

Denn die Rede geht, dass Du die Blinden sehen, die Lahmen gehen machst, dass Du die Aussätzigen reinigst, die unreinen Geister austreibst und diejenigen heilst, die mit langwierigen Krankheiten kämpfen, und endlich sogar die Toten aufweckst.

Nachdem ich all diese Dinge von Dir gehört habe, so habe ich demnach bei mir selbst geschlossen, eines von beiden müsse wahr sein: entweder Du seiest Gott, vom Himmel herabgekommen – oder Du, der diese Ding tut, seiest doch zum wenigsten ein Sohn des großen Gottes!

Ich ersuche Dich daher durch dieses Schreiben, Dich zu mir zu bemühen, um die Krankheit, die ich habe, zu heilen!

Ich habe auch gehört, dass die Juden wider Dich murren und Dir Böses zufügen wollen.

Ich habe eine zwar kleine, aber wohl geordnete Stadt, welche für uns beide hinreichend sein wird.«¹

Der junge König ließ die Feder ruhen und schaute den ebenfalls jungen Mann an, der reglos und respektvoll am anderen Ende des Gemachs wartete.

»Bist du sicher, Josar?«

»Glaubt mir, Herr ...«

Der Mann näherte sich mit schnellem Schritt und blieb vor dem Tisch stehen, an dem Abgarus schrieb.

¹ Aus den apokryphen Schriften

»Ich glaube dir, Josar, ich glaube dir, du bist seit Kindertagen der treueste Freund, den ich habe. Du hast mich nie enttäuscht, Josar, aber die Wundertaten dieses Juden, von denen du mir berichtest, sind so ungeheuerlich, dass ich befürchte, der Wunsch, mir zu helfen, hat deine Sinne verwirrt ...«

»Herr, Ihr müsst mir glauben, denn nur die, die an den Juden glauben, werden gerettet. Mein König, ich habe gesehen, wie Jesus allein durch Handauflegen die erloschenen Augen eines Blinden wieder sehend machte, ich habe gesehen, wie ein Gelähmter Jesus' Gewand berührte und dieser ihm mit sanftem Blick zu gehen befahl, und zum Erstaunen aller trugen seine Beine ihn wie Euch die Eurigen. Mein König, ich habe gesehen, wie eine arme Leprakranke den Nazarener aus der Dunkelheit der Straße beobachtete, während alle vor ihr flohen, und Jesus ging auf sie zu und sagte:« Du bist geheilt. »Und die Frau schrie ungläubig:« Ich bin geheilt! Ich bin geheilt! »Und in der Tat, ihr Gesicht bekam wieder menschliche Züge, und ihre vorher verborgenen Hände kamen völlig unversehrt zum Vorschein ...

Ich habe mit meinen eigenen Augen das größte Wunder gesehen, als ich Jesus und seinen Jüngern folgte und wir auf eine trauernde Familie stießen, die den Tod eines Angehörigen beweinte. Und er forderte den Toten auf, sich zu erheben, und Gott muss in der Stimme des Nazareners gewesen sein, denn ich schwöre Euch, mein König, der Mann öffnete die Augen, setzte sich auf und war selbst erstaunt, am Leben zu sein ...«

»Du hast Recht, Josar, ich muss glauben, um geheilt zu werden, ich will an diesen Jesus von Nazareth glauben, der der Sohn Gottes sein muss, wenn er die Toten wieder zum Leben erwecken kann. Aber wird er einen König heilen wollen, der sich von der Fleischeslust hat in Bann ziehen lassen?«

»Abgarus, Jesus heilt nicht nur die Körper, sondern auch die Seelen; er versichert, wenn man sich reumütig zeigt und ein

würdiges Leben ohne Sünde führen will, wird Gott einem verzeihen. Die Sünder finden Trost bei dem Nazarener ...«

»Dein Wort in Gottes Ohr ... Ich selbst kann mir meine Lüstertheit gegenüber Ania nicht verzeihen. Diese Frau hat meinen Körper und meine Seele krank gemacht ...«

»Herr, wie hättest du wissen sollen, dass sie krank ist, dass das Geschenk des Königs von Tyrus eine Falle ist? Wie hättest du ahnen können, dass sie den Samen der Krankheit in sich trug und dich damit anstecken würde? Ania war die schönste Frau, die wir je gesehen haben, jeder Mann hätte wegen ihr den Verstand verloren ...«

»Aber ich bin König, Josar, und ich hätte meinen Verstand nicht verlieren dürfen, so schön die Tänzerin auch war ... Jetzt leidet sie wegen ihrer Schönheit, denn die Spuren der Krankheit zerfressen ihr weißes, makellooses Antlitz, und ich, Josar, bin ständig schweißgebadet, Nebel legt sich über meinen Blick, und ich fürchte vor allem, dass die Krankheit meine Haut faulen lässt und ...«

Leise Schritte schreckten die Männer auf. Eine Frau mit dunklem Gesicht und schwarzem Haar schwebte lächelnd herein.

Josar bewunderte sie. Ja, er bewunderte die feinen Gesichtszüge und das fröhliche Lächeln, das sie immer bereithielt; er bewunderte auch ihre Treue gegenüber dem König, kein Vorwurf war über ihre Lippen gekommen, als sie von Ania, der Tänzerin aus dem Kaukasus, die ihren Mann mit der schrecklichen Krankheit angesteckt hatte, verdrängt wurde.

Abgarus ließ sich von niemandem mehr anfassen, denn er befürchtete, andere anzustecken. Er zeigte sich immer weniger in der Öffentlichkeit.

Aber er hatte sich dem eisernen Willen der Königin nicht widersetzen können, die darauf bestand, sich persönlich um ihn zu kümmern, und nicht nur das, sie hauchte seiner Seele Mut

ein, damit er an Josars Bericht über die Wunder des Nazareners glaubte.

Der König sah sie traurig an.

»Du bist es ... Ich sprach mit Josar über den Nazarener. Ich werde ihm einen Brief mitgeben und ihn einladen, ich werde mein Reich mit ihm teilen.«

»Josar sollte mit einer Leibgarde reisen, damit auf der Reise nichts passiert und er den Nazarener hierher geleiten kann ...«

»Ich werde drei oder vier Männer mitnehmen, das genügt. Die Römer sind sehr misstrauisch und ein ganzer Trupp Soldaten wird ihnen nicht gefallen. Jesus auch nicht. Ich hoffe, meine Herrin, dass ich die Mission erfüllen und Jesus überzeugen kann, mich zu begleiten. Ich werde allerdings schnelle Pferde mitnehmen, damit man Euch rasch Nachrichten überbringen kann, sobald ich in Jerusalem angekommen bin.«

»Ich werde jetzt den Brief fertig schreiben, Josar ...«

»Im Morgengrauen werde ich mich auf den Weg machen, mein König.«

2

Das Feuer begann an den Bänken der Gläubigen zu nagen, und Rauch verdunkelte das Hauptschiff. Vier schwarz gekleidete Gestalten eilten zur Seitenkapelle. In einer Tür in der Nähe des Hauptaltars rang ein Mann nervös die Hände. Der hohe Ton der Sirenen der Feuerwehr kam immer näher. In wenigen Sekunden würden sie in die Kathedrale stürzen, und das bedeutete einen neuerlichen Fehlschlag.

In der Tat, da waren sie schon. Der Mann eilte den schwarz gekleideten Gestalten entgegen und bedeutete ihnen, zu ihm zu kommen. Eine ging mutig weiter, die anderen wichen ängstlich vor dem Feuer zurück, das sie umzingelte. Die Zeit hatte sie eingeholt. Das Feuer war schneller gewesen als geplant. Die Gestalt, die unbedingt bis zur Seitenkapelle vordringen wollte, war jetzt ganz von den Flammen eingeschlossen. Sie wurde vom Feuer erfasst, aber sie nahm alle Kraft zusammen und riss sich die Kapuze vom Gesicht. Die anderen versuchten, zu ihr zu gelangen, aber das Feuer war bereits überall, und die Eingangstür der Kathedrale gab allmählich unter den Stößen der Feuerwehrleute nach. Schnell rannten sie zu dem Mann, der sie zitternd erwartete. Sie entkamen in derselben Sekunde durch die Seitentür, in der das Wasser aus den Schläuchen in die Kathedrale eindrang, während die vom Feuer umzingelte Gestalt verbrannte, ohne auch nur einen einzigen Laut von sich zu geben.

Was die Flüchtenden nicht bemerkt hatten, war eine weitere, in der Dunkelheit einer Kanzel verborgene Gestalt, die jeden ihrer Schritte aufmerksam verfolgte. Sie hatte eine Pistole mit Schalldämpfer in der Hand, die nicht zum Einsatz gekommen war.

Als die schwarz gekleideten Männer durch den Seiteneingang flohen, kletterte die Gestalt von der Kanzel, und bevor die Feuerwehrmänner sie sehen konnte, betätigte sie eine Geheimtür in der Wand und verschwand.

Marco Valoni inhalierte den Rauch der Zigarette, der sich in seiner Kehle mit dem des Brandes vermischte. Er war hinausgegangen, um frische Luft zu schöpfen, während die Feuerwehrmänner die Loderasche löschten, die immer noch in der Nähe des rechten Flügels des Hauptaltars qualmte.

Die Piazza war abgesperrt und die Carabinieri drängten die Neugierigen zurück, die wissen wollten, was in der Kathedrale los war. Um diese Zeit wimmelte es in Turin von Leuten, die erfahren wollten, ob das Grabtuch Christi Schaden genommen hatte.

Marco hatte die Journalisten, die über das Ereignis berichteten, gebeten, die Leute zu beruhigen: Das Grabtuch war unversehrt.

Nicht gesagt hatte er ihnen allerdings, dass jemand in den Flammen umgekommen war. Wer, wusste man noch nicht.

Wieder ein Brand. Die alte Kathedrale wurde vom Feuer verfolgt. Aber Marco glaubte nicht an Zufälle, und in der Kathedrale von Turin passierte einfach zu viel: mehrere versuchte Diebstähle, und, soweit er sich erinnerte, drei Brandstiftungen. Bei einer, nach dem Zweiten Weltkrieg, hatte man die Leichen von zwei verbrannten Männern gefunden. Die Autopsie hatte ergeben, dass sie etwa fünfundzwanzig Jahre alt waren und dass sie durch Pistolenkugeln getötet wurden, bevor sie verbrannten. Aber das war noch nicht alles: Sie hatten keine Zunge mehr, man hatte sie ihnen herausgeschnitten. Aber warum? Und wer hatte sie erschossen? Man hatte nie herausgefunden, wer sie waren. Ein ungelöster Fall.

Weder die Gläubigen noch die Öffentlichkeit wussten, dass das Grabtuch im letzten Jahrhundert lange Zeit außerhalb der

Kathedrale aufbewahrt wurde. Vielleicht hatte es deswegen all die Vorfälle heil überstanden.

Ein Tresor in der Nationalbank hatte dem Tuch als Zufluchtsort gedient, und es hatte den Tresor nur für Ausstellungen und immer unter strengsten Sicherheitsmaßnahmen verlassen. Dennoch war das Tuch mehrfach ernsthaft in Gefahr gewesen.

Marco erinnerte sich noch an den Brand vom 12. April 1997. Wie auch nicht, denn an jenem frühen Morgen war er mit seinen Kollegen vom Dezernat für Kunstdelikte bei einem Saufgelage gewesen.

Er war damals fünfzig Jahre alt und hatte gerade eine schwierige Herzoperation überstanden. Zwei Infarkte und eine lebensgefährliche Operation hatten als Argument ausgereicht, um sich von Giorgio Marchesi, seinem Kardiologen und Schwager, überzeugen zu lassen, dass er sich künftig dem *dolce far niente* widmen oder sich bestenfalls noch um einen ruhigen Schreibtischjob bewerben sollte, einen von denen, wo man in aller Ruhe Zeitung lesen und später am Vormittag in einer nahe gelegenen Kneipe einen Cappuccino trinken kann.

Zum Leidwesen seiner Frau hatte er sich für den Schreibtischjob entschieden. Paola hatte darauf bestanden, dass er in den Ruhestand ging. Sie hatte ihn mit dem Argument zu ködern versucht, er habe doch schon alles im Dezernat erreicht – er war der Direktor –, nun, am Höhepunkt seiner Karriere, solle er endlich das Leben genießen. Aber er hatte sich strikt geweigert. Er zog es vor, jeden Tag in ein Büro zu gehen, welcher Art auch immer, statt sich mit fünfzig zum alten Eisen werfen zu lassen. Seinen Posten als Direktor des Dezernats hatte er allerdings aufgegeben und war daraufhin, trotz der Proteste von Paola und Giorgio, mit seinen Kollegen losgezogen, um zu essen und sich zu betrinken. Gemeinsam hatten sie in den letzten zwanzig Jahren täglich vierzehn, fünfzehn Stunden damit zugebracht, die Mafiabanden zu verfolgen, die Kunstwerke über die Grenze

verschoben; sie hatten Fälschungen aufgespürt und das riesige Kunstvermögen Italiens geschützt.

Das Dezernat für Kunstdelikte war eine Spezialabteilung, die dem Innen- und dem Kulturministerium unterstellt war.

Es bestand aus Polizisten – Carabinieri –, aber auch aus einer stattlichen Anzahl von Archäologen, Historikern, Experten in mittelalterlicher, moderner, sakraler Kunst ... Er hatte diesem Dezernat die besten Jahre seines Lebens geopfert.

Es war ihm nicht leicht gefallen, die Karriereleiter hinaufzuklettern. Sein Vater war Tankwart gewesen, seine Mutter Hausfrau. Sie hatten gerade mal das Nötigste zum Leben. Er konnte nur mit Hilfe von Stipendien studieren und folgte schließlich dem Wunsch seiner Mutter, sich eine sichere Stelle beim Staat zu suchen. Ein Freund seines Vaters, ein Polizist, der immer an der Tankstelle tankte, hatte ihm geholfen, sich bei den Carabinieri zu bewerben. Mit Erfolg, aber Marco war nicht zum Polizisten berufen, und so machte er abends nach der Arbeit einen Magister in Geschichte und bat dann um Versetzung an das Dezernat für Kunstdelikte. Er kannte sich auf beiden Gebieten aus, er war Polizist und Historiker, und nach und nach stieg er mit Fleiß und Glück die Karriereleiter nach oben bis an die Spitze. Wie hatte er es genossen, ganz Italien zu bereisen! Und andere Länder kennen zu lernen!

An der Universität von Rom hatte er Paola kennen gelernt. Sie studierte mittelalterliche Kunst. Es war Liebe auf den ersten Blick und nach wenigen Monaten heirateten sie. Sie waren fünfundzwanzig Jahre zusammen, hatten zwei Kinder und waren das, was man ein glückliches Paar nennt.

Paola unterrichtete an der Universität und hatte ihm nie vorgeworfen, dass er so selten zu Hause war. Nur einmal hatte es in ihrem Leben einen ernst zu nehmenden Streit gegeben. Das war, als Marco nach jenem Brand im Frühjahr 1997 aus Turin kam und erklärte, er werde sich nicht pensionieren lassen, Paola solle

sich aber keine Sorgen machen, er werde nicht mehr reisen, nicht mehr unterwegs sein, er werde nur noch von seinem Büro aus arbeiten. Giorgio, sein Arzt, sagte nur, er sei verrückt. Seine Kollegen aber begrüßten die Entscheidung. Was ihn dazu bewogen hatte, seine Meinung zu ändern, war die Überzeugung, dass dieser Brand in der Kathedrale kein Zufall war, sosehr er der Presse gegenüber auch das Gegenteil behauptete.

Und da war er nun und ermittelte bei einem weiteren Brand in der Kathedrale von Turin. Es war noch keine zwei Jahre her, da hatte er wegen eines versuchten Diebstahls ermittelt. Sie hatten den Täter durch Zufall erwischt. Zwar ohne Beute, aber er hatte offensichtlich nur nicht genug Zeit gehabt, etwas zu stehlen. Einem Priester, der an der Kathedrale vorbeiging, war ein Mann aufgefallen, der erschreckt vor dem Alarm floh, der lauter tönte als sämtliche Glocken. Er lief hinter ihm her und rief: »Haltet den Dieb, haltet den Dieb!«, und mit Hilfe von zwei Passanten konnte der Mann nach einem kurzen Handgemenge überwältigt werden. Aber sie konnten nichts über ihn herausfinden: Er hatte keine Zunge. Sie war ihm herausgeschnitten worden. Und man konnte auch keine Fingerabdrücke nehmen, denn die Fingerspitzen waren pure Brandnarben; das heißt, er war ein Mensch ohne Vaterland und ohne Namen, der seither im Gefängnis von Turin saß.

Nein, Marco glaubte nicht an Zufälle, es war kein Zufall, dass die Diebe aus der Kathedrale von Turin keine Zunge und verbrannte Fingerspitzen hatten.

Das Grabtuch wurde vom Feuer verfolgt. Marco hatte seine Geschichte studiert und herausgefunden, dass es mehrere Brandanschläge überlebt hatte, seit es in den Besitz des Hauses Savoyen gelangt war. Zum Beispiel hatte es in der Nacht vom 3. auf den 4. Dezember 1532 in der Sakristei der Kapelle, wo das Tuch aufbewahrt wurde, angefangen zu brennen, und die Flammen hatten die Reliquie fast schon erreicht, die damals in einer

silbernen Vitrine, einem Geschenk der Margarethe von Österreich, verwahrt wurde.

Ein Jahrhundert später wäre ein anderer Brand wiederum fast bis zu dem Leichentuch vorgedrungen. Zwei Männer wurden dabei überrascht, und als sie sahen, dass sie verloren waren, stürzten sie sich in das Feuer, ohne einen Laut von sich zu geben. Hatten vielleicht auch sie keine Zunge gehabt? Man würde es nie mehr in Erfahrung bringen.

Auch nachdem das Haus Savoyen das Leichentuch im Jahr 1578 der Kathedrale von Turin übergeben hatte, war die Brandserie nicht abgerissen. Es war nicht ein Jahrhundert vergangen, in dem man nicht versucht hatte, das Tuch zu stehlen oder in Brand zu setzen, und obwohl man in den letzten Jahren den Tätern immer auf den Fersen gewesen war, blieb das Ergebnis ernüchternd: Sie hatten keine Zunge und waren folglich stumm.

Und die Leiche, die man gerade ins Leichenschauhaus gebracht hatte?

Eine Stimme holte ihn in die Realität zurück.

»Chef, der Kardinal ist da; er ist gerade angekommen, Sie wissen ja, er war in Rom ... Er will mit Ihnen sprechen, der Vorfall scheint ihn sehr mitzunehmen.«

»Kein Wunder. Er hat aber auch Pech. Es ist nicht einmal sechs Jahre her, da hat man ihm die Kathedrale in Brand gesetzt. Vor zwei Jahren dann der versuchte Diebstahl, und jetzt schon wieder ein Brand.«

»Ja, er bedauert, dass er sich noch einmal zu Umbaumaßnahmen hat überreden lassen, er sagt, das sei das letzte Mal, die Kathedrale habe Hunderte von Jahren überstanden und mit der ganzen Umbauerei und Stümperei gehe schließlich noch alles kaputt.«

Marco öffnete eine Seitentür in der Wand der Kathedrale mit der Aufschrift »Büro«. Drei oder vier Priester liefen aufgeregt hin und her; zwei ältere Frauen, die sich einen Tisch teilten,

wirkten sehr beschäftigt, während einige seiner Beamten, die im Inneren der Kathedrale Spuren sichern sollten, wiederholt rein- und rausgelaufen kamen. Ein junger Priester, ungefähr dreißig, trat auf ihn zu und streckte ihm die Hand entgegen. Sein Händedruck war fest.

»Ich bin Pater Yves.«

»Und ich Marco Valoni.«

»Ja, ich weiß. Kommen Sie mit, Hochwürden wartet schon auf Sie.«

Der Priester öffnete eine schwere Tür zu einem holzvertäfelten Raum mit Renaissance-Bildern, einer Madonna, einem Christus, einem Heiligen Abendmahl ... Auf dem Tisch lag ein Kruzifix aus gehämmertem Silber. Nach Marcos Schätzung war es mindestens dreihundert Jahre alt. Der Kardinal hatte ein freundliches Gesicht, war aber durch das Ereignis sichtlich aufgewühlt.

»Setzen Sie sich, Signor Valoni.«

»Danke, Hochwürden.«

»Was ist denn eigentlich passiert? Weiß man schon, wer der Tote ist?«

»Noch nicht, Hochwürden. Bis jetzt weist alles darauf hin, dass durch die Bauarbeiten ein Kurzschluss entstanden ist und dass es dadurch zu dem Brand kam.«

»Schon wieder!«

»Ja, Hochwürden, schon wieder ... Aber wenn Sie erlauben, werden wir dieses Mal gründlich ermitteln. Wir bleiben ein paar Tage hier, und ich werde die Kathedrale bis in den hintersten Winkel durchsuchen lassen. Außerdem werden meine Männer und ich weiter mit allen sprechen, die in den letzten Tagen und Stunden in der Kathedrale waren. Ich möchte Sie um Ihre Unterstützung bitten ...«

»Die haben Sie, Signor Valoni, die haben Sie, die hatten Sie auch schon bei anderer Gelegenheit, ermitteln Sie, so viel Sie

wollen. Das Ganze ist eine Katastrophe, ein Toter, unersetzliche Kunstschatze sind verbrannt, und dann hätte das Feuer beinahe noch das Grabtuch erfasst, ich weiß nicht, was passiert wäre, wenn es zerstört worden wäre.«

»Hochwürden, das Tuch ...«

»Ich weiß, Valoni, ich weiß, was Sie sagen wollen: Der C-14-Test hat ergeben, dass es nicht das Tuch sein kann, das den Körper unseres Herrn einhüllte. Aber für viele Millionen Gläubige ist das Grabtuch echt, ganz gleich, was der Kohlenstofftest sagt, und darum erlaubt die Kirche seine Verehrung; außerdem gibt es Wissenschaftler, die sich bis heute den Abdruck der Gestalt, die wir für die unseres Herrn halten, nicht erklären können und ...«

»Verzeihung, Hochwürden, ich wollte den religiösen Wert des Tuchs nicht in Frage stellen. Ich war sehr beeindruckt, als ich es zum ersten Mal sah, und die Gestalt auf dem Tuch beeindruckt mich immer noch.«

»Worum geht es dann?«

»Ich wollte Sie fragen, ob es in den letzten Tagen und Monaten irgendwelche seltsamen Vorkommnisse gegeben hat. Ist Ihnen etwas aufgefallen, ganz gleich wie unbedeutend?«

»Nein, offen gestanden nein. Seit dem Schreck von vor zwei Jahren, als man versuchte, Gegenstände vom Hauptaltar zu stellen, ist es hier ruhig gewesen.«

»Überlegen Sie einmal ganz genau, Hochwürden.«

»Tja. Wenn ich in Turin bin, lese ich jeden Morgen um acht in der Kathedrale die Messe. Und sonntags um zwölf. Hin und wieder bin ich in Rom; noch heute Morgen war ich im Vatikan, als man mich über den Brand informierte. Es kommen Pilger aus der ganzen Welt, um das Grabtuch zu sehen, vor zwei Wochen, bevor die Bauarbeiten losgingen, war hier eine Gruppe von französischen, englischen und amerikanischen Wissenschaftlern, die neue Tests machten und ...«

»Um wen handelte es sich?«

»Ach, eine Gruppe von Professoren, alle katholisch, die glauben, dass trotz der Analysen und des kategorischen Urteils der C-14-Methode das Tuch das echte Leichentuch Christi ist.«

»Ist Ihnen einer besonders aufgefallen?«

»Nein, ehrlich gesagt nicht. Ich habe sie in meinem Büro im Bischofspalast empfangen, wir haben uns etwa eine Stunde unterhalten, ich habe sie zu einem Imbiss eingeladen. Sie haben mir ein paar von ihren Theorien dargelegt, um zu erklären, weshalb ihrer Ansicht nach die C-14-Methode nicht verlässlich ist, und das war's.«

»Kam Ihnen einer der Professoren eigenartig vor?«

»Sehen Sie, Signor Valoni, ich empfangen seit Jahren Wissenschaftler, die das Grabtuch untersuchen, Sie wissen, dass die Kirche sich offen gezeigt und die Forschungen zugelassen hat. Diese Professoren waren äußerst sympathisch, nur einer von ihnen, ein gewisser Doktor Bolard, zeigte sich reservierter, weniger redselig als seine Kollegen, aber er war einfach nervös wegen der Bauarbeiten.«

»Warum?«

»Was für eine Frage, Signor Valoni! Weil Professor Bolard seit Jahren als Wissenschaftler an der Erhaltung des Grabtuchs mitarbeitet und Angst hat, dass es unnötigen Risiken ausgesetzt wird. Ich kenne ihn seit vielen Jahren, er ist ein ernsthafter Mann, ein genauer Wissenschaftler und ein guter Katholik.«

»War er schon oft hier?«

»Unzählige Male, ich habe Ihnen schon gesagt, dass er bei der Erhaltung des Tuchs mit der Kirche zusammenarbeitet; das geht so weit, dass wir ihn anrufen, wenn andere Wissenschaftler kommen; er kümmert sich darum, dass das Tuch dabei keinen Schaden nimmt. Außerdem haben wir die Namen aller Wissenschaftler archiviert, die bei uns waren und das Tuch untersucht

haben, Männer von der NASA, dieser Russe, wie hieß er doch gleich? Ich erinnere mich nicht mehr ... Na ja, und all diese berühmten Doktoren, Barnet, Hynek, Tamburelli, Tite, Gonella, was weiß ich! Nicht zu vergessen Walter McCrone, der erste Wissenschaftler, der die Meinung vertrat, dass das Tuch nicht das Leichentuch von unserem Herrn Jesus Christus ist, er ist vor ein paar Monaten verstorben, Gott hab ihn selig.«

Marco dachte über diesen Doktor Bolard nach. Er wusste nicht, warum, aber er musste mehr über den Mann herausfinden.

»Können Sie mir sagen, an welchen Tagen genau dieser Doktor Bolard hier war?«

»Ja, ja, aber warum? Doktor Bolard ist ein angesehener Wissenschaftler, und ich weiß nicht, was das alles mit seiner Forschungsarbeit zu tun haben soll ...«

Marco war klar, dass er dem Kardinal nicht mit Instinkt und Eingebung kommen konnte. Außerdem war es natürlich Unfug, sich für jemanden zu interessieren, nur weil er offensichtlich zurückhaltend und ein wenig verschlossen war. Er beschloss, den Kardinal um eine Liste aller Wissenschaftlerteams zu bitten, die das Grabtuch in den letzten Jahren untersucht hatten, sowie um genaue Angaben über Zeitpunkt und Dauer ihrer Aufenthalte in Turin.

»Bis wie weit möchten Sie zurückgehen?«, fragte der Kardinal.

»Wenn möglich, die letzten zwanzig Jahre.«

»Meine Güte, was wollen Sie denn damit herausfinden?«

»Ich weiß es selbst nicht, Hochwürden.«

»Sie werden verstehen, dass Sie mir eine Erklärung schulden. Was haben die Brände in der Kathedrale mit dem Grabtuch und den Wissenschaftlern zu tun, die es untersucht haben? Seit Jahren sind Sie der Ansicht, dass die Vorfälle in der Kathedrale mit dem Grabtuch zu tun haben, und ich, mein lieber Marco, kann das einfach nicht glauben. Wer sollte das Grabtuch zerstören wollen?

Und warum? Und was die Versuche, es zu stehlen, angeht, so wissen Sie, dass jedes Stück in der Kathedrale ein Vermögen wert ist und dass es viele rücksichtslose Kerle gibt, die nicht einmal vor einem Gotteshaus Respekt haben. Aber auch, wenn einige der armen Teufel, die versucht haben, hier zu stehlen, etwas Unheimliches haben – ich bete dennoch für sie.«

»Sie haben bestimmt Recht. Aber Sie werden trotzdem nicht bestreiten, dass es nicht normal ist, dass bei mehreren dieser so genannten Vorfälle Männer ohne Zungen und ohne Fingerabdrücke auftauchten. Bekomme ich also die Liste? Es ist ja nur eine Formsache, ich will eben in jede nur mögliche Richtung ermitteln.«

»Nein, natürlich ist das nicht normal, und die Kirche ist besorgt. Ich habe gelegentlich, unter äußerster Diskretion natürlich, diesen armen Teufel besucht, der vor zwei Jahren versucht hat, uns zu berauben. Er sitzt vor mir und verzieht keine Miene, als würde er nichts von dem verstehen, was ich sage. Also gut, ich werde meinem Sekretär, dem jungen Priester, der Sie hergebracht hat, sagen, er soll die Angaben zusammensuchen und sie Ihnen sobald wie möglich zukommen lassen. Pater Yves ist sehr effizient, er ist seit sieben Monaten bei mir, seit mein früherer Assistent gestorben ist, und ich muss sagen, für mich ist das eine Erleichterung. Er ist intelligent, diskret, fromm, spricht verschiedene Sprachen ...«

»Ist er Franzose?«

»Ja, aber wie Sie festgestellt haben, ist sein Italienisch perfekt; und außerdem beherrscht er noch Englisch, Deutsch, Hebräisch, Arabisch, Aramäisch ...«

»Und wer hat ihn empfohlen, Hochwürden?«

»Mein guter Freund, der Assistent des stellvertretenden Kardinalstaatssekretärs Monsignore Aubry, ein einzigartiger Mann.«

Marco überlegte, dass die Mehrzahl der Kirchenmänner, die er kennen gelernt hatte, einzigartig waren, vor allem, wenn sie sich

im Umfeld des Vatikan bewegten. Aber er schwieg und betrachtete nachdenklich den Kardinal: Er machte einen gutmütigen Eindruck, war scharfsinniger und intelligenter, als er sich anmerken ließ, und zudem ein guter Diplomat.

Der Kardinal nahm den Hörer ab und bat Pater Yves, zu ihnen zu kommen. Der kam der Bitte umgehend nach.

»Treten Sie ein, Pater, treten Sie ein. Signor Valoni kennen Sie ja schon. Er hätte gerne eine Liste von allen Delegationen, die das Grabtuch in den letzten zwanzig Jahren besucht haben. Also machen Sie sich gleich ans Werk, denn mein Freund Marco braucht sie so bald wie möglich.«

Pater Yves sah Marco Valoni prüfend an. Dann fragte er: »Verzeihung, Signor Valoni, aber können Sie mir sagen, wonach Sie suchen?«

»Pater Yves, nicht einmal Signor Valoni weiß, was genau er sucht, er will einfach wissen, wer in den letzten Jahren mit dem Grabtuch zu tun hatte, und wir werden ihm dabei behilflich sein.«

»Natürlich, Hochwürden, ich werde versuchen, ihm die Liste so schnell wie möglich zu übergeben, aber bei dem derzeitigen Durcheinander wird es nicht leicht sein, einen freien Moment zu finden, um in den Archiven zu suchen. Sie wissen, dass wir noch nicht allzu viel auf Computer gespeichert haben.«

»Immer mit der Ruhe, Pater«, sagte Marco, »ich kann ein paar Tage warten, aber je früher ich diese Informationen bekomme, desto besser.«

»Hochwürden, darf ich fragen, was der Brand mit dem Grabtuch zu tun hat?«

»Ach, Pater Yves, seit Jahren frage ich Signor Valoni, warum er jedes Mal, wenn uns ein Unglück widerfährt, darauf besteht, dass es mit dem Grabtuch zu tun hat.«

»Mein Gott, das Grabtuch!«

Marco beobachtete Pater Yves. Er sah nicht aus wie ein Priester oder zumindest nicht wie die Mehrzahl der Priester, die er kennen gelernt hatte, und wenn man in Rom lebt, sind das nicht gerade wenige.

Pater Yves war groß, gut gebaut, athletische Figur; bestimmt betrieb er irgendeinen Sport. Er hatte nichts von der Weichlichkeit, die die Enthaltsamkeit und das gute Essen der Priester nach sich ziehen. Hätte Pater Yves kein Kollar getragen, hätte man ihn ohne weiteres für einen Manager halten können, der Wert darauf legt, stets fit und gut trainiert auszusehen.

»Ja, Pater«, sagte der Kardinal, »das Grabtuch. Aber glücklicherweise steht es unter dem Schutz unseres Herrgotts, denn es hat noch nie Schaden genommen.«

»Es geht nur darum, bei den Ermittlungen jede Spur zu verfolgen. Pater Yves, hier ist meine Karte, ich werde Ihnen auch meine Handynummer aufschreiben, dann können Sie mich anrufen, sobald Sie die Liste fertig haben, und falls Ihnen sonst noch etwas einfällt, das uns Ihrer Meinung nach bei unseren Ermittlungen dienlich sein könnte, lassen Sie es mich wissen.«

»Selbstverständlich, Signor Valoni, wird gemacht.«

Das Handy klingelte, und Marco ging sofort dran. Der Pathologe informierte ihn mit knappen Worten: Bei der verbrannten Leiche handelte es sich um einen Mann, etwa dreißig Jahre alt, nicht sehr groß, 1,75 Meter, schlank. Nein, er hatte keine Zunge.

»Sind Sie sicher, Doktor?«

»Ich bin so sicher, wie man es bei einer verkohlten Leiche sein kann. Sie hat keine Zunge, aber nicht infolge des Feuers, sondern sie ist herausgeschnitten worden. Fragen Sie mich nicht, wann, das ist schwer zu sagen bei dem Zustand des Toten.«

»Sonst noch etwas, Doktor?«

»Ich werde Ihnen den kompletten Bericht schicken. Ich habe Sie nur gleich nach der Autopsie angerufen, weil Sie es so wollten.«

»Macht es Ihnen etwas aus, wenn ich bei Ihnen vorbeikomme?«

»Nein, überhaupt nicht. Ich bin den ganzen Tag hier, kommen Sie, wann Sie wollen.«

»Marco, was ist los mit dir?«

»Nichts.«

»Komm, Chef, ich kenne dich, du bist schlecht gelaunt.«

»Ach Giuseppe, irgendetwas stört mich, aber ich weiß selbst nicht genau, was.«

»Dafür weiß ich es: Dich beschäftigt genauso wie uns, dass wir es schon wieder mit einem Mann ohne Zunge zu tun haben. Ich habe Minerva gebeten, in ihrem Computer zu schauen, ob es irgendeine Sekte gibt, die Zungen abschneidet und Diebstähle begeht. Ich weiß, es klingt verrückt, aber wir müssen in alle Richtungen ermitteln, und Minerva ist ein Genie, wenn es um Internetrecherche geht.«

»Schon gut, jetzt sag mir, was ihr herausgefunden habt.«

»Vor allem, dass nichts fehlt. Sie haben nichts gestohlen. Antonino und Sofia versichern, dass sie nichts haben mitgehen lassen: Bilder, Leuchter, Figuren ... All die wunderbaren Dinge, die es in der Kathedrale gibt, sind noch da, allerdings sind einige durch das Feuer in Mitleidenschaft gezogen worden. Die Flammen haben die rechte Seitenkanzel und die Kirchenbänke zerstört, und von der Madonnenfigur aus dem achtzehnten Jahrhundert ist nur noch Asche übrig.«

»All das wird wohl im Bericht stehen.«

»Ja, Chef, aber der Bericht ist noch nicht fertig. Pietro ist noch nicht aus der Kathedrale zurück. Er hat die Handwerker ver-

nommen, die an der neuen Elektroinstallation arbeiten: Anscheinend ist das Feuer auf einen Kurzschluss zurückzuführen.«

»Schon wieder ein Kurzschluss.«

»Ja, Chef, genau wie '97. Pietro hat auch mit der Firma gesprochen, die mit der Durchführung der Arbeiten betraut ist. Und er hat Minerva gebeten, im Computer alles über die Besitzer und nebenbei auch über die Arbeiter herauszusuchen. Einige von ihnen sind Einwanderer, und da ist es schwieriger, an Informationen zu kommen. Außerdem habe ich mit Pietro das gesamte Personal des Bischofssitzes befragt. Bei Ausbruch des Feuers war niemand in der Kathedrale. Um drei Uhr ist sie immer geschlossen, nicht einmal die Arbeiter waren an ihrem Platz, Mittagspause.«

»Wir haben die Leiche eines einzelnen Mannes. Hatte er Komplizen?«

»Das wissen wir nicht, aber es ist wahrscheinlich. Schwer vorstellbar, dass ein Mann allein einen Diebstahl in der Kathedrale vorbereitet und ausführt, es sei denn, es handelt sich nicht um einen Auftragstäter, der wegen eines bestimmten Kunstwerks gekommen ist – in diesem Fall bräuchte er keinen Komplizen. Wir wissen es noch nicht.«

»Aber wenn er nicht allein war, auf welchem Weg sind seine Komplizen entkommen?«

Marco schwieg. Das komische Gefühl im Magen war ein Zeichen für seine Unruhe. Paola sagte immer, er sei besessen von dem Grabtuch, und vielleicht hatte sie Recht: Ihm gingen die Männer ohne Zunge nicht mehr aus dem Kopf. Er war sicher, dass er etwas übersehen hatte, irgendwo war das Ende des Fadens, und wenn er es fände und daran zog, würde er das Knäuel entwirren und die Lösung finden. Er würde in das Gefängnis von Turin gehen und mit dem Stummen sprechen. Der Kardinal hatte etwas gesagt, das ihn hatte aufhorchen lassen: Der Mann im Gefängnis hatte bei jedem Besuch bloß mit ver-

steinerter Miene dagesessen, als würde er ihn nicht verstehen. Das war vielleicht ein Hinweis, womöglich war der Stumme kein Italiener und verstand wirklich nicht, was man zu ihm sagte. Zwei Jahre zuvor hatte er ihn den Carabinieri übergeben, als feststand, dass er keine Zunge hatte und sich weigerte in irgendeiner Form auf seine Fragen zu reagieren. Ja, er würde in das Gefängnis gehen, der Stumme war ihre einzige Spur, und er war so dumm gewesen, dieser Spur bis jetzt nicht nachzugehen.

Während er sich noch eine Zigarette anzündete, beschloss er, John Barry anzurufen, den Kulturattaché der amerikanischen Botschaft. In Wahrheit war John ein Agent des Geheimdienstes, wie fast alle Kulturattachés fast aller Botschaften. Die Regierungen bewiesen nicht gerade viel Phantasie, wenn es um die Tarnung ihrer Agenten im Ausland ging.

John war ein feiner Kerl, auch wenn er für das *Department for Analysis* der CIA arbeitete. Er war kein Agent im Außeneinsatz, er analysierte nur die Informationen, die von außen geliefert wurden, interpretierte sie und übermittelte das Ergebnis nach Washington. Er und Marco waren schon seit Jahren befreundet. Die Freundschaft war über die Arbeit entstanden, denn viele der von der Mafia geraubten Kunstwerke landeten in den Händen reicher Amerikaner, die keine Skrupel hatten, gestohlene Ware zu kaufen: Es genügte, dass sie in ein bestimmtes Kunstwerk verliebt oder einfach nur eitel oder am Geschäft interessiert waren. Manchmal wurden die Diebstähle auch im Auftrag ausgeführt.

John entsprach in keiner Weise dem Klischeebild eines Amerikaners oder CIA-Agenten. Er war in den Fünfzigern, genau wie Marco, er liebte Europa und hatte in Harvard in Kunstgeschichte promoviert. Er war mit einer englischen Archäologin verheiratet, Lisa, einer bezaubernden Frau. Nicht gerade hübsch, aber so lebenslustig, dass sie einen mit ihrer Begeisterung ansteckte. Und am Ende fand man sie sogar attraktiv. Sie hatte sich mit Paola angefreundet. Ab und zu aßen sie alle zusammen zu Abend, und

sie hatten auch schon einmal gemeinsam ein Wochenende auf Capri verbracht.

Ja, er würde John anrufen, sobald er wieder in Rom war. Aber er würde auch Santiago Jiménez anrufen, den Vertreter von Europol in Italien, einen effizienten, sympathischen Spanier, zu dem er ein gutes Verhältnis hatte. Er würde sie beide zum Essen einladen. Vielleicht könnten sie ihm bei der Suche behilflich sein, auch wenn er noch immer nicht genau wusste, wonach er eigentlich suchte.

3

Josar konnte die Mauern Jerusalems erkennen. Das gleißende Licht der Morgensonne und der Wüstensand verschmolzen mit den Steinen zu einer goldenen Masse, die ihn blendete.

In Begleitung von vier Männern bewegte sich Josar auf das Tor von Damaskus zu, durch das um diese Uhrzeit die Bauern aus der Umgebung die Stadt betraten, während Karawanen auf der Suche nach Salz sie verließen.

Ein Trupp römischer Soldaten patrouillierte zu Fuß im Bereich der Mauern.

Josar sehnte sich danach, Jesus zu sehen. Dieser Mann strahlte etwas ganz Außergewöhnliches aus: Stärke, Sanftmut, Standfestigkeit, Milde.

Er glaubte an Jesus, er glaubte, dass er Gottes Sohn war, nicht nur wegen der Wundertaten, die er gesehen hatte, nein: Wenn Jesus' Blick auf einem ruhte, konnte man spüren, dass dieser Blick alles Menschliche überstieg und zugleich bis in das Innerste eines jeden vordrang.

Aber dieser Jesus wollte nicht, dass man sich dessen schämte, was man war, seine Augen waren voller Verständnis, voller Vergebung.

Josar liebte Abgarus, seinen König, weil er ihn immer wie einen Bruder behandelt hatte. Er verdankte ihm seine Stellung und sein Vermögen, aber wenn Jesus die Einladung von Abgarus nach Edessa nicht annahm, würde Josar seinen König um Erlaubnis bitten, nach Jerusalem zurückzukehren und sich dem Nazarener anzuschließen. Er war bereit, auf sein Vermögen und seinen Wohlstand zu verzichten. Er würde Jesus folgen und nach seiner Lehre leben. Ja, er hatte sich entschieden.

Josar ritt zum Haus eines Mannes, Samuel, bei dem er für ein paar Heller nächtigen und seine Pferde unterstellen konnte. Sobald er sich eingerichtet hätte, würde er losziehen, um nach Jesus zu fragen. Er würde zu Markus gehen oder zu Lukas, und sie würden ihm sagen, wo Jesus zu finden war. Es würde schwierig werden, Jesus zu überzeugen, sich nach Edessa zu begeben, aber er, Josar, würde anführen, dass die Reise nur kurz sei und er zurückkehren könne, sobald sein Herr geheilt sei, sofern er sich nicht zum Bleiben entschloss.

Auf dem Weg von Samuels Haus zu Markus kaufte Josar bei einem armen Hinkenden ein paar Äpfel und fragte nach den Neuigkeiten aus Jerusalem.

»Was soll ich dir erzählen, Fremder? Jeden Tag geht im Osten die Sonne auf und im Westen unter. Die Römer ... Du bist nicht zufällig Römer? Nein, nein, du bist nicht wie sie gekleidet und sprichst auch nicht wie sie. Die Römer haben uns zum Ruhme des Kaisers die Steuern erhöht, und deswegen fürchtet Pilatus einen Aufstand und versucht, sich bei den Priestern des Tempels einzuschmeicheln.«

»Was weißt du von Jesus, dem Nazarener?«

»Ah! Auch du willst etwas über ihn wissen. Du bist doch nicht etwa ein Spion?«

»Nein, guter Mann, ich bin kein Spion, nur ein Reisender, der von den Wundern des Nazareners weiß.«

»Wenn du krank bist, kann er dich heilen, viele behaupten, nur durch das Auflegen der Hand des Nazareners gesund geworden zu sein.«

»Glaubst du daran?«

»Herr, ich arbeite von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, kümmere mich um meinen Garten und verkaufe Äpfel. Ich habe eine Frau und zwei Töchter, die ich ernähren muss. Ich erfülle alle Gebote, um ein guter Jude zu sein, und ich glaube an Gott. Ob der Nazarener der Messias ist, wie sie behaupten, weiß ich

nicht, dazu sage ich weder ja noch nein. Aber du sollst wissen, Fremder, dass die Priester ihm nicht wohlgesinnt sind und die Römer auch nicht, weil Jesus ihre Macht nicht fürchtet und die einen wie die anderen herausfordert. Man legt sich nicht ungestraft mit den Römern und den Priestern an. Mit diesem Jesus wird es ein schlechtes Ende nehmen.«

»Weißt du, wo er ist?«

»Er zieht mit seinen Jüngern umher, aber er verbringt auch viel Zeit in der Wüste. Ich habe keine Ahnung, aber du kannst den Wasserverkäufer da an der Ecke fragen. Er ist einer seiner Anhänger, vorher war er stumm, und jetzt kann er sprechen, der Nazarener hat ihn geheilt.«

Josar spazierte durch die Stadt, bis er zu Markus' Haus kam. Dort sagte man ihm, wo er Jesus finden könnte: Er predigte an der Südmauer vor einer Menge.

Er erkannte ihn sofort. Der Nazarener, nur mit einer einfachen Tunika bekleidet, sprach zu seinen Anhängern mit einer festen, aber unglaublich sanften Stimme.

Josar spürte den Blick von Jesus auf sich. Er hatte ihn gesehen, er lächelte und winkte ihn zu sich. Jesus umarmte ihn und forderte ihn auf, sich neben ihn zu setzen. Johannes, der jüngste unter seinen Jüngern, machte ihm Platz, damit er sich neben den Meister setzen konnte.

So verbrachten sie den Morgen, und als die Sonne im Zenit stand, verteilte Judas, auch einer von Jesus' Jüngern, Brot, Feigen und Wasser unter den Anwesenden. Sie aßen schweigend und in Frieden. Jesus stand auf, um sich auf den Weg zu machen.

»Herr«, flüsterte Josar ihm zu, »ich habe eine Nachricht für dich von meinem König, Abgarus von Edessa.«

»Und was möchte Abgarus, mein guter Josar?«

»Er ist krank, Herr, und er bittet dich, ihm zu helfen. Auch ich bitte dich darum, denn er ist ein guter Mann und ein guter König, seine Untertanen wissen, dass er gerecht ist. Edessa ist eine kleine Stadt, aber Abgarus ist bereit, die Herrschaft über sie mit dir zu teilen.«

Jesus legte auf dem Weg seine Hand auf Josars Arm. Und Josar fühlte sich vom Schicksal beschenkt, weil er in der Nähe des Mannes sein durfte, den er wahrhaft für den Sohn Gottes hielt.

»Ich werde den Brief lesen und deinem König antworten.«

Am Abend aß Josar gemeinsam mit Jesus und seinen Jüngern, die beunruhigt waren wegen der Nachrichten über die wachsende Feindseligkeit der Priester. Eine Frau, Maria Magdalena, hatte auf dem Markt gehört, dass die Priester die Römer bedrängten, Jesus festzunehmen, sie beschuldigten ihn, der Anstifter der Unruhen gegen die römische Macht zu sein.

Jesus hörte schweigend zu und aß in aller Ruhe weiter. Es war, als ob er bereits alles wüsste, was dort gesprochen wurde, als wäre keine dieser Nachrichten neu für ihn. Dann sprach er zu ihnen über die Vergebung, darüber, dass sie denen vergeben sollten, die ihnen Böses taten, dass sie Erbarmen mit ihnen haben sollten. Die Jünger antworteten, dass es schwer sei, einem Menschen zu vergeben, der einem Böses zufügt, gleichmütig zu bleiben und Unrecht nicht zu vergelten.

Jesus hörte sie an und sagte, die Vergebung sei eine Erleichterung für die Seele dessen, dem Unrecht angetan worden sei.

Am Ende des Mahls rief er Josar zu sich und übergab ihm einen Brief.

»Josar, hier ist meine Antwort für Abgarus.«

»Herr, wirst du mit mir kommen?«

»Nein, Josar, ich kann nicht mit dir kommen, ich muss tun, was mein Vater von mir verlangt. Ich werde einen meiner Jünger schicken. Aber dein König wird mich in Edessa sehen, und wenn er glaubt, wird er geheilt werden.«

»Wen wirst du schicken? Wie ist das möglich, was du sagst, Herr, wie kann Abgarus dich in Edessa sehen, wenn du hier bleibst?«

Jesus antwortete lächelnd: »Bist du nicht mein Anhänger und hörst meine Worte? Du Josar wirst gehen, und dein König wird geheilt werden, und er wird mich in Edessa sehen, wenn ich schon nicht mehr auf dieser Welt weile.«

Josar glaubte ihm.

Die Sonne fiel strahlend hell durch das kleine Fenster der Herberge, in der Josar an Abgarus schrieb, während der Wirt die Männer, die ihn begleitet hatten, mit Essen versorgte.

»Von Josar an Abgarus, König von Edessa.

Herr, meine Männer bringen dir die Antwort des Nazareners. Ich bitte dich, Herr, glaube, denn er sagt, du wirst geheilt werden. Ich weiß, dass er das Wunder bewirken wird, aber frage mich nicht, wie oder wann.

Ich bitte dich um Erlaubnis, in Jerusalem bei Jesus zu bleiben. Mein Herz sagt mir, dass ich bleiben muss. Ich muss ihm zuhören, seinen Worten lauschen, und, wenn er es zulässt, ihm als der geringste seiner Jünger folgen. Alles, was ich habe, hast du mir geschenkt, also, mein König, nimm meinen Besitz, mein Haus, meine Sklaven, und verteile alles unter den Bedürftigen. Um Jesus zu folgen, brauche ich fast nichts. Ich spüre, dass etwas geschehen wird, denn die Priester des Tempels hassen Jesus, weil er sich Gottes Sohn nennt und nach dem Gesetz der Juden lebt, was sie nicht tun.

Ich erbitte, mein König, dein Verständnis und dass du mir erlaubst, mein Schicksal zu erfüllen.«

Abgarus las Josars Brief, und Traurigkeit überkam ihn. Der Nazarener würde die Reise nach Edessa nicht antreten, und Josar würde in Jerusalem bleiben. Er hatte zuerst den Brief von Josar gelesen, nun würde er den von Jesus lesen, aber aus seinem Herzen war jegliche Hoffnung gewichen. Was auch immer in dem Brief des Nazareners stehen mochte, für ihn war es kaum noch von Bedeutung.

Die Königin betrat das Gemach und sah ihn besorgt an.

»Ich habe gehört, dass Nachrichten von Josar gekommen sind.«

»So ist es. Der Nazarener wird nicht kommen. Josar hat mich um Erlaubnis gebeten, in Jerusalem zu bleiben, er will, dass ich sein Hab und Gut unter den Bedürftigen verteile. Er ist zu einem Jünger Jesu geworden.«

»So außergewöhnlich ist dieser Mann, dass Josar alles zurücklässt, um ihm zu folgen? Wie gerne würde ich ihn kennen lernen.«

»Wirst du mich auch verlassen?«

»Herr, du weißt, dass ich das nie tun würde, aber ich glaube, dieser Jesus ist ein Gott. Was sagt er in dem Brief?«

»Ich habe das Siegel noch nicht geöffnet. Warte, ich lese ihn dir vor.«

»Abgarus, du bist selig, weil du mich nicht gesehen und doch Glauben hast.

Denn siehe, es steht von mir geschrieben, dass die, welche mich gesehen haben, nicht an mich glauben werden, auf dass die, welche mich nicht gesehen haben, glauben und leben mögen in Ewigkeit!

Was aber das anbetrifft, darum du mir schriebst, dass ich zu dir kommen soll, so sage ich dir: Es ist nötig, dass alles, um dessentwillen ich in die Welt gekommen bin, an diesem Orte an mir erfüllt werde, und dass ich, nachdem dies alles an mir erfüllt sein wird, zu dem aufsteigen werde, von dem ich ausgegangen bin.

So ich in den Himmel werde aufgenommen sein, da werde ich einen Jünger zu dir senden, damit er deine Krankheit heile und dir und allen, die bei dir sind, die wahre Gesundheit gebe!»²

»Der Nazarener wird dich heilen, mein König.«

»Aber wie kannst du so sicher sein?«

»Du musst glauben; wir müssen glauben und abwarten.«

»Abwarten ... Siehst du nicht, wie die Krankheit mich allmählich besiegt? Jeden Tag fühle ich mich schwächer, und bald werde ich mich nicht einmal mehr vor dir zeigen können. Ich weiß, dass meine Untertanen tuscheln und meine Feinde lauern, und man raunt sogar Maanu, unserem Sohn, zu, dass er bald König sein wird.«

»Deine Stunde ist noch nicht gekommen, Abgarus. Das weiß ich.«

² Aus den apokryphen Schriften

4

Minervas melodiose Stimme kam, von Störungen unterbrochen, aus dem Handy.

»Leg auf, ich ruf dich zurück, wir sind im Büro.«

Das Dezernat für Kunstdelikte hatte zwei Büros auf der Wache der Carabinieri, sodass Marco und sein Team über einen eigenen Arbeitsplatz verfügten, wenn sie nach Turin kamen.

»Also, dann erzähl mal, Minerva«, bat Sofia ihre Kollegin, »der Chef ist nicht da, er ist früh aufgestanden und in die Kathedrale gegangen. Er hat gesagt, er werde fast den ganzen Vormittag dort bleiben.«

»Aber er hat sein Handy ausgeschaltet, es schaltet sich immer nur die Mailbox ein.«

»Ja, in letzter Zeit ist er irgendwie komisch, aber du weißt, dass er seit Jahren behauptet, dass jemand das Grabtuch vernichten will. Manchmal glaube ich, er hat Recht. Italien hat so viele Kirchen und Kathedralen, und immer trifft es die von Turin. Wenn ich mich recht erinnere, gab es jetzt schon ein halbes Dutzend Diebstähle, mehrere Brände, mal größer, mal kleiner – alles zusammen jedenfalls so viele Vorfälle, dass es jedem die Laune verhageln würde. Und dann ist da noch die Sache mit den Stummen. Du musst zugeben, es ist grauenhaft: Schon wieder eine Leiche ohne Zunge und ohne Fingerabdrücke – das heißt, schon wieder ein Mann ohne Identität.«

»Marco hat mich gebeten, nach einer Sekte zu suchen, zu deren Spezialität es gehört, Zungen herauszuschneiden. Er hat gesagt, ihr wärt zwar Historiker, aber irgendetwas würdet ihr übersehen. Ich habe nichts dergleichen finden können. Dafür weiß ich jetzt, dass die Firma, die die Renovierungsarbeiten

durchführt, schon seit über vierzig Jahren in Turin tätig ist und dass sie reichlich zu tun hat. Ihr größter Kunde ist die Kirche. In diesen Jahren hat sie in fast allen hiesigen Klöstern und Kirchen neue Stromleitungen installiert. Und das Haus des Kardinals umgebaut. Es ist eine Aktiengesellschaft, aber einer der Aktionäre ist ein hohes Tier, er mischt überall mit, Flugzeugbau, chemische Produkte ... kurzum, diese Renovierungsfirma ist *peccata minuta* für ihn.«

»Wer ist das?«

»Umberto D'Alaqua, ständig auf den Seiten der Wirtschaftszeitungen. Ein Finanzhai und Aktionär bei jeder Menge Firmen, die irgendwann mit der Kathedrale von Turin zu tun hatten. Manche davon gibt es inzwischen nicht mehr. Du wirst dich erinnern, dass der Brand von 1997 nicht der erste war. Denk nur an September 1983, ein paar Monate später trat das Haus Savoyen das Grabtuch offiziell an den Vatikan ab. In dem Sommer hatte man angefangen, die Fassade der Kathedrale zu reinigen, der Turm war komplett eingerüstet. Niemand kennt die näheren Umstände, aber plötzlich wurde ein Brand gemeldet. Umberto D'Alaqua war auch an dem damals beauftragten Unternehmen beteiligt. Und erinnerst du dich an die Rohrbrüche auf dem Platz vor der Kathedrale und in den umliegenden Straßen, als das Pflaster erneuert wurde? D'Alaqua hat auch von diesem Unternehmen Aktien!«

»Jetzt übertreib mal nicht. Es ist doch nicht ungewöhnlich, dass dieser Mann Aktien von Turiner Firmen hat. Da ist er wohl kaum der Einzige.«

»Mit Übertreibung hat das nichts zu tun. Ich lege nur die Fakten dar. Marco will alles wissen, und dabei ist mir mehrfach der Name Umberto D'Alaqua untergekommen. Dieser Mann muss gute Beziehungen zum Kardinal von Turin haben und natürlich auch zum Vatikan. Übrigens ist er Junggeselle.«

»Gut, schick alles per Mail, dann kann Marco es lesen, wenn er wieder hier ist.«

»Wie lange bleibt ihr in Turin?«

»Keine Ahnung. Marco hat nichts gesagt. Er will persönlich mit einigen Leuten sprechen, die in der Kathedrale waren, bevor das Feuer ausbrach. Er will auch mit dem Stummen sprechen, der von dem versuchten Diebstahl vor zwei Jahren. Und mit den Arbeitern und dem Personal des Bischofssitzes. Ich denke, wir werden drei oder vier Tage bleiben, aber wir melden uns bei dir.«

Sofia beschloss, in die Kathedrale zu gehen und mit Marco zu sprechen. Sie wusste, dass ihr Chef lieber allein war, sonst hätte er Pietro, Giuseppe oder Antonino gebeten, ihn zu begleiten. Aber er hatte jedem einen eigenen Auftrag erteilt.

Sie arbeiteten schon seit vielen Jahren zusammen. Die vier wussten, dass Marco ihnen vertraute. Pietro und Giuseppe waren zwei gute Spürhunde, zwei unbestechliche Carabinieri; Antonino und sie waren promovierte Kunsthistoriker; und Minerva surfte im Internet. Alle zusammen bildeten sie den Kern von Marcos Team. Es gab noch mehr Kollegen, aber ihnen vertraute Marco am meisten, und über die Jahre hatten sie sich angefreundet. Sofia war sich bewusst, dass sie mehr Zeit im Dezernat als zu Hause verbrachte. Na ja, es wartete ja auch niemand auf sie, sie war nicht verheiratet. Sie tröstete sich mit der Erklärung, sie habe einfach keine Zeit gehabt, erst das Studium, die Promotion, dann ihre Aufnahme in das Dezernat für Kunstdelikte, die Reisen. Sie war gerade vierzig geworden, und ihr Gefühlsleben war ein Desaster, da machte sie sich nichts vor: Hin und wieder schlief sie mit Pietro, aber der würde sich nie von seiner Frau trennen, und sie war sich auch nicht sicher, ob sie das überhaupt gewollt hätte.

Es war gut, so wie es war. Auf Dienstreisen teilten sie das Zimmer. Hin und wieder gingen sie nach der Arbeit zusammen essen. Und manchmal brachte Pietro sie nach Hause, wo sie einen Drink nahmen, aßen, miteinander ins Bett gingen, und um zwei oder drei Uhr morgens stand Pietro leise auf und verschwand.

Sie versuchten ihr Verhältnis im Büro möglichst geheim zu halten, aber Antonino, Giuseppe und Minerva wussten davon, und Marco hatte einmal zu ihnen gesagt, sie seien alt genug und könnten tun und lassen, was sie wollten, er erwarte nur, dass die persönlichen Dinge weder dem Team noch der Arbeit schaden.

Pietro und sie waren sich einig, dass sie etwaige Meinungsverschiedenheiten nicht in das Team tragen durften, schon darüber reden war tabu. Bis jetzt hatten sie sich daran gehalten, aber es hatte auch nur kleine Streits gegeben, wegen irgendwelcher Nichtigkeiten, nichts, was sie nicht hätten klären können. Sie beide wussten, dass nie etwas anderes aus dieser Beziehung werden würde, und sie hatten folglich auch keine Erwartungen aneinander.

»Chef ...«

Marco drehte sich erschrocken um, als er Sofias Stimme hörte. Er saß ein paar Meter von der Vitrine entfernt, in der das Grabtuch aufbewahrt wurde. Er lächelte und fasste sie am Arm, damit sie sich zu ihm setzte.

»Es ist beeindruckend, nicht wahr?«

»Ja, wirklich, und das, obwohl es nicht echt ist.«

»Nicht echt? Das würde ich nicht so einfach sagen. Das Grabtuch hat etwas Geheimnisvolles, das die Wissenschaftler bis heute nicht endgültig geklärt haben. Die NASA hat festgestellt, dass das Bild des Mannes dreidimensional ist. Manche Wissenschaftler behaupten, das Bild sei das Ergebnis einer der Wissen-

schaft bislang unbekannten Strahlung. Andere sagen, bei den Spuren handele es sich um Blutreste.«

»Marco, du weißt genau, dass die C-14-Methode eindeutig ist. Doktor Tite und die Labors, die an der Datierung des Grabtuchs mitgewirkt haben, können sich keine Fehler erlauben. Das Tuch stammt aus dem dreizehnten oder vierzehnten Jahrhundert, aus dem Zeitraum zwischen 1260 und 1390, das haben drei verschiedene Laboratorien festgestellt. Die Fehlerwahrscheinlichkeit liegt bei fünf Prozent. Die Kirche hat das Testergebnis anerkannt.«

»Aber damit ist immer noch nicht geklärt, wie das Bild auf dem Tuch entstanden ist. Vergiss nicht, dass man auf den dreidimensionalen Fotos einige Worte erkennen konnte. Um das Gesicht herum steht dreimal INNECE.«

»Ja, ›zum Tode verurteilt‹.«

»Und auf einer Seite sind, von oben nach unten, mehrere Buchstaben zu erkennen: SN AZARE.«

»Was man als NEAZARENUS entziffern könnte.«

»Oben stehen noch weitere Buchstaben, IBER ...«

»Manche glauben, wenn man die Buchstaben ergänzt, heißt das TIBERIUS.«

»Und die mikrofotografischen Untersuchungen?«

»Die Vergrößerungen zeigen Kreise über den Augen, vor allem auf dem rechten kann man eine Münze erkennen.«

»Das war damals üblich, um die Augen der Toten geschlossen zu halten.«

»Und was steht darauf ...«

»Manche sagen, wenn man die Buchstaben zusammenfügt, ergeben sich die Worte TIBEPIOY CAICAROC, Tiberius Caesar. Das ist die Inschrift der Münzen, die zur Zeit von Pontius Pilatus geprägt wurden; sie waren aus Bronze und in der Mitte trugen sie den Prophetenstab.«

»Du bist eine gute Historikerin, und deshalb hältst du nichts für sicher.«

»Marco, darf ich dir eine persönliche Frage stellen?«

»Wenn nicht du, wer dann?«

»Bist du gläubig? Ich meine, wirklich. Katholisch sind wir alle, wir sind schließlich Italiener, und von dem, was man dir von klein auf beibringt, bleibt immer etwas hängen. Aber wirklich zu glauben ist etwas anderes, und mir kommt es so vor, Marco, als würdest du glauben, als wärst du überzeugt, dass der Mann auf dem Tuch Christus ist, und es ist dir egal, was die wissenschaftlichen Berichte sagen; du glaubst.«

»Tja, die Antwort ist kompliziert. Ich weiß nicht genau, woran ich glaube und woran nicht; ich könnte dir ein paar Dinge aufzählen, die keiner verstandesmäßigen Überprüfung standhalten. Jedenfalls entspricht mein Glaube nicht dem, was in der Kirche gepredigt wird. Dieses Tuch hat etwas Besonderes, etwas Magisches, wenn du so willst, es ist nicht nur ein Stück Stoff. Ich spüre, dass da mehr dahinter ist.«

Sie schauten schweigend auf das Leinentuch mit dem Bild eines Mannes, der dieselben Qualen erlitten hatte wie Jesus. Nach den Analysen und den anthropometrischen Messungen von Professor Judica-Cordiglia wog er etwa achtzig Kilo, war 1,81 groß und seine Merkmale ließen keine Rückschlüsse auf eine konkrete Volksgruppe zu.

Die Kathedrale war für die Öffentlichkeit gesperrt. Sie würde das auch noch eine Zeit lang bleiben und das Grabtuch würde wieder im Tresor der Nationalbank untergebracht. Marco hatte sich dafür ausgesprochen und der Kardinal war einverstanden. Das Grabtuch Christi war der wertvollste Schatz der Kathedrale, eine der großen Reliquien der Christenheit, und so, wie die Dinge standen, war sie im Innern der Bank besser geschützt.

Sofia drückte Marcos Arm; er sollte sich nicht alleine fühlen und wissen, dass sie an ihn glaubte. Sie bewunderte ihn, weil er

so integer war, sie wusste, dass hinter der rauen Fassade ein sensibler Mann steckte, der immer bereit war zuzuhören, bescheiden, es machte ihm nichts aus anzuerkennen, dass andere mehr wussten als er, so sicher war er seiner selbst, dass nichts seine Autorität schmälern konnte.

Wenn sie über die Echtheit eines Kunstwerks diskutierten, zwang Marco den anderen nie seine Meinung auf. Er hörte sich auch die der anderen aus dem Team an, und Sofia wusste, dass er ihr ganz besonders vertraute. Vor ein paar Jahren hatte er sie immer liebevoll »Superhirn« genannt, wegen ihres akademischen Curriculums: Doktor der Kunstgeschichte, Magister in klassischer und italienischer Philologie, sie sprach fließend Englisch, Französisch, Spanisch und Griechisch, und weil sie allein lebte, hatte sie auch Zeit gefunden, Arabisch zu lernen; sie beherrschte es nicht gut, aber sie verstand das meiste und konnte sich einigermaßen verständlich machen.

Marco sah sie von der Seite an und fühlte sich von ihrer Geste getröstet. Er dachte, was für eine Schande es war, dass eine Frau wie sie keinen passenden Partner gefunden hatte. Sie war hübsch, sehr hübsch, aber sie war sich ihrer Anziehungskraft überhaupt nicht bewusst. Blond, blaue Augen, schlank, sympathisch und außergewöhnlich intelligent. Paola hatte immer einen Mann für sie finden wollen, aber ohne Erfolg, die Männer fühlten sich in ihrer Gegenwart von ihrer Überlegenheit erdrückt. Er verstand nicht, wie eine Frau wie sie eine dauerhafte Beziehung mit dem gutmütigen Trottel Pietro haben konnte, aber Paola sagte, für Sofia sei es so am bequemsten.

Pietro war als Letzter in das Team gekommen. Er war seit zehn Jahren im Dezernat. Er war ein guter Ermittler. Gründlich, misstrauisch, ihm entging kein Detail, auch wenn es noch so geringfügig war. Er hatte viele Jahre im Morddezernat gearbeitet und schließlich um Versetzung gebeten, weil er, wie er sagte, das Blut satt hatte. Er machte einen guten Eindruck auf Marco, als sie ihn zu ihm schickten, um sich vorzustellen, nachdem

Marco sich jahrelang beklagt hatte, dass sein Team unterbesetzt sei.

Marco erhob sich, Sofia ebenso. Sie machten sich auf den Weg zum Hauptaltar, gingen um ihn herum und betraten die Sakristei, wo genau in diesem Moment ein Priester erschien, der im Bischofssitz arbeitete.

»Ah, Signor Valoni, ich habe Sie gesucht! Der Kardinal möchte Sie sehen, in einer halben Stunde kommt der gepanzerte Wagen, um das Grabtuch abzutransportieren. Einer ihrer Männer hat uns angerufen, ein gewisser Antonino. Der Kardinal sagt, er findet keine Ruhe, bevor das Grabtuch sicher in der Bank untergebracht ist, auch wenn die ganze Kathedrale voller Carabinieri ist und man keinen Schritt tun kann, ohne über einen von ihnen zu stolpern.«

»Danke, Pater, das Grabtuch Christi wird bis zum letzten Moment bewacht, und ich selbst werde in dem gepanzerten Wagen mit zur Bank fahren.«

»Hochwürden wünscht, dass Pater Yves als Vertreter des Bistums das Grabtuch bis zur Bank begleitet und sich um alle Formalitäten kümmert.«

»Gut, Pater, in Ordnung. Wo ist der Kardinal?«

»In seinem Büro. Soll ich Sie begleiten?«

»Das ist nicht nötig, die Dottoressa und ich finden den Weg.«

Marco und Sofia betraten das Büro des Kardinals. Er wirkte nervös und fühlte sich sichtlich unwohl.

»Ah, Marco, treten Sie ein, treten Sie ein. Und Dottoressa Galloni! Setzen Sie sich.«

»Hochwürden«, hob Marco an, »die Dottoressa und ich werden mit dem Grabtuch zur Bank fahren, und ich weiß auch schon, dass Pater Yves mitkommt ...«

»Ja, ja, aber deswegen habe ich Sie nicht herbestellt. Sehen Sie, im Vatikan ist man in großer Sorge. Monsignore Aubry hat mir versichert, der Papst sei erschüttert wegen dieses neuerlichen Brandes; er hat mich gebeten, alle neuen Erkenntnisse an ihn weiterzuleiten, damit er seinerseits den Heiligen Vater auf dem Laufenden halten kann. Deswegen wollte ich Sie bitten, mir vom Stand der Ermittlungen zu berichten, damit ich umgehend den Monsignore informieren kann. Sie können sich natürlich auf unsere Diskretion verlassen, wir wissen, wie wichtig Diskretion in solchen Fällen ist.«

»Hochwürden, wir wissen noch gar nichts, alles, was wir haben, ist ein Körper ohne Zunge in der Leichenschauhalle. Ein Mann von ungefähr dreißig Jahren, Identität unbekannt. Wir wissen nicht einmal, ob er Italiener oder Schwede ist.«

»Nun, ich glaube, der im Gefängnis ist Italiener.«

»Warum?«

»Wegen des Aussehens, dunkler Typ, nicht sehr groß, gelbliche Hautfarbe ...«

»Hochwürden, dieser Typ trifft auf die halbe Menschheit zu.«

»Ja, da haben Sie auch wieder Recht. Also gut, Marco, ich gebe Ihnen meine Privatnummer und außerdem meine Handynummer, damit sie mich vierundzwanzig Stunden am Tag erreichen können, falls Sie etwas Wichtiges herausfinden. Ich wäre gerne über alle Ihre Schritte informiert.«

Der Kardinal schrieb die Nummern auf eine Visitenkarte und überreichte sie Marco, der sie in seine Tasche steckte. Natürlich dachte er gar nicht daran, den Kardinal über all die Versuche und Fehlversuche zu unterrichten, die er machte und machen würde. Er würde seine Ermittlungsergebnisse nicht an den Erzbischof von Turin weitergeben, damit dieser sie an Monsignore Aubry weitergab und dieser an den stellvertretenden Kardinalstaatssekretär und dieser an den Kardinalstaatssekretär und dieser an den Papst und wer weiß an wen sonst noch.

Aber das behielt er für sich, er nickte bloß, als wäre er mit allem einverstanden.

»Marco, und wenn das Grabtuch sicher im Tresor der Bank liegt, lassen Sie es Pater Yves und mich umgehend wissen.«

Marco zog überrascht die Augenbraue hoch. Der Kardinal behandelte ihn, als wäre er sein Untergebener. Er würde auf diese Dreistigkeit nicht reagieren. Er erhob sich, Sofia ebenso.

»Wir müssen gehen, Hochwürden. Der gepanzerte Wagen kann jeden Augenblick da sein.«

5

Die drei Männer lagen auf Pritschen, jeder tief in Gedanken. Sie waren gescheitert und mussten in den nächsten Tagen fort. Turin war zu einem gefährlichen Ort geworden.

Ihr Kamerad war in den Flammen umgekommen, und möglicherweise hatte die Autopsie enthüllt, dass er keine Zunge hatte. Keiner von ihnen hatte eine. Einen erneuten Versuch zu starten, wäre Selbstmord. Der Mann, der im Bistum arbeitete, hatte ihnen gesagt, dass die Carabinieri überall waren, alle befragten, und dass er keine Ruhe haben werde, bis sie weg wären.

Sie würden verschwinden, aber sie mussten noch ein paar Tage in ihrem Versteck ausharren, bis die Carabinieri die Kontrollen lockerten und die Journalisten zum nächsten Ort hetzten, an dem sich eine Katastrophe ereignet hatte.

Der Keller roch nach Feuchtigkeit und war so eng, dass man sich kaum bewegen konnte. Der Mann aus dem Bistum hatte Proviant für drei oder vier Tage dagelassen. Er hatte gesagt, erst wenn ganz sicher keine Gefahr mehr bestehe, werde er wiederkommen. Sie hatten bereits zwei Tage hinter sich, die ihnen wie eine Ewigkeit vorkamen.

Tausende von Kilometern von diesem Keller entfernt, in einem Gebäude aus Glas und Stahl in New York, stießen in einem schalldichten, mit den modernsten Sicherheitsmaßnahmen ausgestatteten Büro sieben Männer mit einem Glas Burgunder auf die Niederlage der anderen an.

Diese elegant gekleideten Männer im Alter von fünfzig bis siebzig Jahren hatten alle Informationen, die ihnen über den Brand von Turin vorlagen, detailliert ausgewertet. Sie hatten diese Informationen nicht aus der Zeitung und auch nicht aus

dem Fernsehen. Sie verfügten über einen genauen Bericht aus erster Hand von der schwarz gekleideten Gestalt, die sich während des Brandes auf der Kanzel versteckt hatte.

Sie fühlten sich erleichtert, wie schon ihre Vorgänger: Wieder einmal war es ihnen gelungen, die Männer ohne Zunge daran zu hindern, sich dem Grabtuch zu nähern.

Der Älteste von ihnen hob die Hand und die anderen hörten schweigend zu.

»Das Einzige, was mich beunruhigt, ist dieser Polizeibeamte, dieser Direktor des Dezernats für Kunstdelikte. Wenn er so besessen von dem Grabtuch ist, findet er womöglich eine Spur, die ihn zu uns führt.«

»Wir müssen die Sicherheitsvorkehrungen verstärken und dafür sorgen, dass unsere Leute nicht auffallen. Ich habe mit Paul gesprochen. Er will versuchen, an Informationen über alle Schritte dieses Marco Valoni zu kommen, aber das wird nicht einfach sein, jeder noch so kleine Fehler kann uns auffliegen lassen. Meiner Meinung nach, Maestro, sollten wir uns ruhig verhalten, nichts tun, nur beobachten.«

Der da eben gesprochen hatte, war ein großer, athletischer Mann in den Fünfzigern mit grauem Haar und den markanten Gesichtszügen eines römischen Kaisers.

Der als Maestro angesprochene Älteste nickte.

»Noch ein Vorschlag?«

Alle waren mit den Worten des Vorredners einverstanden. Sie vereinbarten, jenen Paul aufzufordern, bei dem Versuch, an Informationen zu gelangen, keinesfalls zu viel Druck auszuüben.

Einer der Anwesenden, ein kräftig gebauter Mann mittlerer Statur mit leicht französischem Akzent fragte: »Werden sie es noch einmal versuchen?«

Der Alte antwortete ohne Zögern: »Nein, nicht sofort. Sie werden erst versuchen, aus Italien herauszukommen, und sich

dann mit Addaio in Verbindung setzen. Das heißt, wenn sie Glück haben und es schaffen. Aber das kann dauern. Addaio wird so bald keinen neuen Trupp losschicken.«

»Das letzte Mal war vor zwei Jahren«, sagte der Mann mit dem Gesicht eines römischen Kaisers.

»Wir werden jedenfalls wieder am Ziel auf sie warten, so wie immer. Aber jetzt vereinbaren wir erst einmal unser nächstes Treffen. Wie soll das neue Codewort lauten?«

6

Josar folgte Jesus überallhin. Jesus' Freunde hatten sich an seine Anwesenheit gewöhnt und luden ihn manchmal ein, einen Moment der Ruhe mit ihnen zu teilen. So erfuhr er, dass Jesus sterben würde und dass er trotz ihrer Ratschläge und Empfehlungen, das Land zu verlassen, darauf beharrte, die Absichten seines Vaters zu erfüllen.

Es war schwer nachzuvollziehen, dass ein Vater den Tod seines Sohnes wünschen sollte, aber Jesus sprach darüber so gelassen, als wäre es vollkommen selbstverständlich.

Wenn Jesus ihn sah, zeigte er sich stets freundschaftlich. Einmal hatte er zu ihm gesagt: »Josar, ich muss meine Pflicht erfüllen, deswegen bin ich von meinem Vater auf die Erde gesandt worden, und du, Josar, hast auch eine Mission zu erfüllen. Deswegen bist du hier und wirst Zeugnis ablegen von mir und von dem, was du gesehen hast, und ich werde in deiner Nähe sein, wenn ich nicht mehr auf dieser Welt bin.«

Josar hatte die Worte des Nazareners nicht verstanden, aber nicht gewagt, etwas darauf zu erwidern.

Seit Tagen ging das Gerücht, die Priester wollten, dass die Römer das Problem von Jesus aus Nazareth lösten, während Pilatus, der Statthalter, seinerseits anstrebte, dass die Juden ihn richteten, weil er einer von ihnen war. Es war nur eine Frage der Zeit, bis einer von beiden das Verbrechen begehen würde.

Jesus war in die Wüste gegangen. Das tat er oft. Diesmal hatte er gefastet, um sich damit, wie er sagte, auf den Plan seines Vaters vorzubereiten.

Eines Morgens wurde Josar vom Wirt der Herberge geweckt.

»Sie haben den Nazarener verhaftet.«

Er sprang aus dem Bett und rieb sich die Augen; er ging zum Wasserkrug und schüttete sich Wasser ins Gesicht, um wach zu werden. Dann nahm er seinen Umhang und machte sich auf den Weg zum Tempel. Dort traf er einen von Jesus' Freunden, der inmitten der Menge ängstlich den Unterhaltungen lauschte.

»Was ist passiert, Judas?«

Judas fing an zu weinen, versuchte vor Josar zu fliehen, aber der holte ihn ein und packte ihn an der Schulter.

»Was ist denn los? Warum fliehst du vor mir?«

Mit Tränen in den Augen versuchte Judas, sich aus Josars Arm zu winden, aber er schaffte es nicht, und am Ende gab er ihm eine Antwort.

»Sie haben ihn verhaftet. Die Römer haben ihn mitgenommen, sie werden ihn kreuzigen, und ich ...«

Die Tränen liefen ihm über die Wangen wie bei einem Kind. Aber Josar empfand zu seinem Erstaunen keinerlei Rührung. Er hielt Judas bloß weiterhin fest, damit er nicht fliehen konnte.

»Ich habe ihn verraten, Josar. Ich habe den besten aller Menschen verraten. Für dreißig Silbermünzen habe ich ihn den Römern ausgeliefert.«

Josar stieß ihn wütend von sich und rannte los, völlig außer sich, ohne zu wissen, wohin. Auf dem Platz vor dem Tempel traf er einen Mann, den er einmal in der Menge gesehen hatte, die Jesus' Predigten lauschte.

»Wo ist er?«, fragte er ihn mit erstickter Stimme.

»Der Nazarener? Sie werden ihn kreuzigen. Pilatus kommt dem Wunsch der Priester nach.«

»Aber wessen klagt man ihn an?«

»Der Gotteslästerung, weil er sich für den Messias ausgibt.«

»Aber Jesus hat Gott nicht gelästert, er hat nie behauptet, der Messias zu sein, er ist der beste aller Menschen.«

»Sei vorsichtig, du bist ihm gefolgt, jemand könnte dich anzeigen.«

»Du bist ihm auch gefolgt.«

»Ebendeswegen gebe ich dir den Rat. Wir alle, die wir ihm gefolgt sind, sind nicht mehr sicher.«

»Sag mir wenigstens, wo ich ihn finden kann, wo sie ihn hinbringen werden ...«

»Er wird am Freitag sterben, bevor die Sonne untergeht.«

Jesus' Gesicht war von den Folterqualen gezeichnet. Man hatte ihm eine Dornenkrone aufgesetzt, die sich in die Stirn gebohrt hatte. Blut rann über sein Gesicht und durchtränkte seinen Bart.

Josar zählte im Geiste die Peitschenhiebe, mit denen zwei römische Soldaten Jesus strafen. Einhundertzwanzig.

Jesus schleppte das Kreuz, an dem er gekreuzigt werden würde, und das Gewicht, zusammen mit dem Schmerz der Peitschenhiebe, zwang ihn am Wegrand in die Knie.

Josar machte einen Schritt nach vorn, um ihn zu stützen, aber ein Soldat stieß ihn beiseite. Jesus sah ihn dankbar an.

Er folgte Jesus bis auf die Spitze des Hügels, wo er gemeinsam mit anderen Verurteilten gekreuzigt werden sollte. Tränen schossen ihm in die Augen, als er sah, wie ein Soldat Jesus am Kreuz befestigte. Der Soldat nahm Jesus' linke Hand und schlug auf der Höhe des Handgelenks einen Nagel in das Holz. Er wiederholte dasselbe mit der rechten Hand, aber der Nagel ging nicht sofort durch. Der Soldat musste es noch zwei weitere Male versuchen, bis der Nagel endlich im Holz steckte.

Die Füße nagelte er zusammen fest, den linken über dem rechten.

Die Zeit schien stillzustehen. Josar bat Gott, Jesus sobald wie möglich sterben zu lassen.

Ein anderer Soldat stieß seine Lanze in Jesus' Seite, und aus der Wunde kam eine Menge Blut und etwas Wasser.

Jesus war tot, und Josar dankte Gott dafür.

An diesem Freitag im April präsentierte sich der Frühling in Sturmwolken gehüllt. Als sie den Körper des Nazareners vom Kreuz nahmen, blieb kaum Zeit, ihn ordentlich zurechtzumachen. Josar wusste, dass das Gesetz der Juden verlangte, alle Arbeit zu unterbrechen, selbst das Einhüllen eines Toten in das Leinentuch, sobald die Sonne unterging. Und weil Passah war, musste der Tote noch am selben Tag beigesetzt werden.

Josar wohnte reglos der Vorbereitung des Leichnams bei und sah zu, wie Joseph von Arimathia Jesus' Körper in ein feines Leintuch hüllte.

Josar konnte in dieser Nacht nicht schlafen, und er fand auch am nächsten Tag keine Ruhe, so stark brannte der Schmerz in seiner Seele.

Am dritten Tag nach der Kreuzigung ging er an den Platz, wo man Jesus' Leichnam beigesetzt hatte. Dort traf er Maria, Jesus' Mutter, und Johannes. Zusammen mit anderen Jüngern rief dieser laut, dass der Körper des Meisters verschwunden sei. In dem Grab lag das Tuch, in das Joseph von Arimathia die Leiche gehüllt hatte. Keiner wagte, es anzufassen, denn das jüdische Gesetz verbietet die Berührung unreiner Gegenstände, und als solcher gilt auch ein Leinentuch.

Josar nahm es in die Hand. Er war kein Jude, er hatte mit den Verboten ihres Gesetzes nichts zu schaffen. Er drückte das Tuch an sich, und ein Wohlgefühl überkam ihn. Er spürte den Meister. Dieses einfache Stück Leinen zu umarmen war, als würde er den Meister umarmen. In diesem Augenblick wusste er, was er zu tun hatte. Er würde nach Edessa zurückkehren, Abgarus das Grabtuch von Jesus geben, und dann würde Abgarus geheilt. Jetzt verstand er, was der Meister zu ihm gesagt hatte.

Er verließ das Grab, atmete die kühle Luft ein und machte sich mit dem gefalteten Tuch über dem Arm auf den Weg zu der Herberge, um Jerusalem so schnell wie möglich zu verlassen.

Die Mittagshitze ließ die Bewohner Edessas sehnsüchtig den Abend erwarten. Die Königin legte feuchte Tücher auf Abgarus' heiße Stirn und beruhigte ihn: Die Krankheit hatte seine Haut noch nicht zerfressen.

Ania, die Tänzerin, war ein menschliches Wrack. Sie lebte schon seit längerem außerhalb der Stadt, aber Abgarus wollte sie in ihrer Not nicht allein lassen und schickte ihr Lebensmittel in die Höhle, in die sie sich zurückgezogen hatte. An diesem Morgen hatte einer seiner Männer sie gesehen, als er einen Sack Getreide und einen Schlauch frisches Wasser vor ihrer Höhle abstellte. Er erzählte dem König, dass von dem einst so schönen Gesicht nur noch eine unförmige, zerfressene Masse übrig sei. Abgarus wollte nichts mehr hören und hatte sich in seine Gemächer zurückgezogen, wo er vor Entsetzen einen Fieberanfall bekam und zu delirieren begann.

Die Königin kümmerte sich um ihn und ließ niemanden an ihn heran. Einige seiner Feinde hatten sich verschworen, ihn zu stürzen. Die Lage war mit jedem Tag angespannter. Das Schlimmste war, dass sie keine Nachricht von Josar erhielten. Er war bei dem Nazarener geblieben. Wenn Abgarus klagte, Josar habe ihn verlassen, versicherte ihm die Königin, er könne ihm vertrauen. Aber allmählich begann auch sie zu zweifeln.

»Hoheit! Hoheit! Josar ist da!«

Die Sklavin kam in das Zimmer gestürzt, in dem die Königin dem schlafenden Abgarus Luft zufächelte.

»Josar! Wo ist er?«

Die Königin lief aus dem Zimmer, an den erstaunten Blicken der Soldaten und Höflinge vorbei, bis sie vor Josar stand.

Ihr treuer Freund, noch vom Staub der Reise bedeckt, streckte die Arme aus.

»Josar, hast du ihn mitgebracht? Wo ist der Nazarener?«

»Meine Herrin, der König wird gesund werden!«

»Aber wo ist er, Josar? Sag mir, wo der Nazarener ist.«

In der Stimme der Königin konnte man die lange Zeit unterdrückte Verzweiflung hören.

»Bringt mich zu Abgarus.«

Josars Stimme duldeten keinen Widerspruch. Die Umstehenden waren beeindruckt. Die Königin brachte ihn in Abgarus' Gemach.

Der König öffnete die Augen und seufzte erleichtert, als er Josar erblickte.

»Du bist zurückgekehrt, mein guter Freund.«

»Ja, Abgarus, und jetzt wirst du gesund werden.«

An der Tür des Gemachs hielt die Wache des Königs einige neugierige Höflinge zurück, die sich das Wiedersehen zwischen dem König und seinem besten Freund nicht entgehen lassen wollten.

Josar half Abgarus, sich aufzurichten, und gab ihm das Leintuch, das der König an seinen Körper drückte, ohne zu wissen, was es war.

»Hier ist Jesus, und wenn du glaubst, wirst du geheilt. Er hat mir gesagt, dass du geheilt wirst, und mich mit dieser Mission zu dir gesandt.«

Die Bestimmtheit von Josars Worten, seine Überzeugung, gaben Abgarus Sicherheit, und er drückte das Tuch noch fester an sich.

»Ja, ich glaube«, sagte Abgarus.

Und sein Herz war aufrichtig. Da geschah das Wunder. Die Farbe kehrte in das Gesicht des Königs zurück, und die Spuren der Krankheit verschwanden. Abgarus spürte, wie Kraft in seine Adern strömte und ein Gefühl von Frieden seinen Geist erfüllte.

Die Königin weinte still, überwältigt von dem Wunder, und die sich an der Türschwelle drängenden Soldaten und Höflinge konnten sich nicht erklären, wie es zu der plötzlichen Heilung gekommen war.

»Abgarus, Jesus hat dich geheilt, wie er es versprochen hat. Dies ist das Tuch, in das man seinen Leichnam gehüllt hat; denn du musst wissen, mein König, dass Pilatus zusammen mit den jüdischen Priestern befohlen hat, Jesus zu foltern und zu kreuzigen. Aber sei nicht traurig, denn er ist zu seinem Vater zurückgekehrt, und von dort wird er uns und den Menschen bis ans Ende aller Zeiten beistehen.«

Die Nachricht von der wundersamen Heilung des Königs verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Abgarus bat Josar, ihm von Jesus zu erzählen, damit er sich seine Lehren aneignen konnte. Er, Abgarus, die Königin und alle Untertanen sollten die Religion von Jesus annehmen. Er befahl, die alten Tempel einzureißen, und ließ Josar vor ihm und seinem Volk predigen, damit sie alle gute Anhänger des Nazareners würden.

»Was machen wir mit dem Grabtuch, Josar?«

»Mein König, du musst einen sicheren Ort dafür suchen. Jesus hat es dir zu deiner Heilung gesandt, und wir müssen es erhalten und dafür sorgen, dass es keinen Schaden nimmt. Viele deiner Untertanen bitten mich, es anfassen zu dürfen, und ich muss dir sagen, es hat noch weitere Wunder bewirkt.«

»Ich werde einen Tempel erbauen lassen, Josar.«

»Ja, mein König.«

Jeden Tag, wenn im Osten die Sonne aufging, nutzte Josar das erste Licht des Tages, um zu schreiben. Er wollte ein schriftliches Zeugnis von Jesus' Wundertaten ablegen, die er mit eigenen Augen gesehen hatte, und von allem, was die Freunde des Meisters ihm berichtet hatten, während er in Jerusalem war. Dann ging Josar in den Palast und erzählte Abgarus, der Königin

und vielen anderen, was er von den Lehren des Nazareners wusste.

Er sah das Staunen in den Gesichtern, wenn er predigte, man solle nicht hassen und den Feinden nichts Böses wünschen. Jesus habe gelehrt, auch die andere Wange hinzuhalten.

Josar konnte auf den Glauben von Abgarus und der Königin zählen, sie halfen ihm, dass die Saat von Jesus' Lehren aufging. In kurzer Zeit war Edessa christlich, und Josar schickte Nachrichten an einige von Jesus' Freunden, die wie er die neue Lehre in Dörfern und Städten verbreiteten.

Als Josar die Geschichte des Nazareners fertig geschrieben hatte, beauftragte Abgarus seine Schreiber, mehrere Kopien zu erstellen, damit die Menschen niemals das Leben und die Predigten dieses außergewöhnlichen Juden vergaßen, der ihn nach seinem Tod geheilt hatte.

Als Marco das Auto abstellte, fürchtete er auf einmal, sein Vorhaben könnte sich als reine Zeitverschwendung erweisen. Zwei Jahre zuvor hatte er nichts aus dem Stummen herausholen können. Sie waren zu einem Spezialisten gefahren, und der hatte nach der Untersuchung versichert, dass mit den Ohren des Mannes alles in Ordnung war und dass es keinen körperlichen Grund gab, der ihn am Hören hinderte. Doch der Stumme war so extrem verschlossen, dass sich unmöglich feststellen ließ, ob er sie tatsächlich hörte oder nicht. Möglicherweise ging es diesmal genauso, aber er musste ihn trotzdem sehen und versuchen herauszufinden, was hinter diesem geheimnisvollen Mann steckte.

Der Gefängnisdirektor war nicht da, aber er hatte Anweisung gegeben, allen Wünschen Marcos Folge zu leisten. Vor allem wollte er allein mit dem Stummen sprechen.

»Kein Problem«, sagte der Leiter des Wachpersonals, »er ist ein friedfertiger Kerl und macht keine Schwierigkeiten. Er ist bloß ein wenig mystisch veranlagt, er geht lieber in die Kapelle als mit den anderen auf den Hof. Bald kommt er raus. Weil er keinen großen Schaden angerichtet hat, hat er nur drei Jahre bekommen. Ein Jahr noch und dann winkt ihm die Freiheit. Wenn er einen Anwalt hätte, hätte der längst die vorzeitige Entlassung aufgrund guter Führung beantragt, aber niemand kümmert sich um ihn.«

»Versteht er Sie, wenn Sie mit ihm sprechen?«

»Keine Ahnung. Manchmal scheint es so und dann wieder nicht. Das ist ganz unterschiedlich.«

»Das hilft mir nicht weiter.«

»Der Mann ist sehr eigenartig, ich weiß nicht, er wirkt auf mich nicht wie ein Dieb. Na ja, zumindest verhält er sich nicht wie die anderen Diebe. Wir hatten vor vielen Jahren schon einmal einen Stummen hier, und der war ganz anders, dem hat man angemerkt, dass er ein Verbrecher war. Aber dieser hier, wie ich schon sagte, der starrt entweder vor sich hin oder er ist in der Kapelle.«

»Hat er nie um etwas zu lesen gebeten, eine Zeitung?«

»Nein, er schaut auch nicht fern, ihn interessieren nicht einmal die Weltmeisterschaftsspiele. Er bekommt keine Briefe, und er schreibt auch keine.«

Als der Stumme den Besucherraum betrat, in dem Marco saß, zeigte sich in seinen Augen keinerlei Überraschung, bloß Gleichgültigkeit. Er blieb in der Nähe der Tür stehen, den Blick gesenkt, abwartend.

Marco forderte ihn mit einer Geste auf, sich zu setzen, aber er blieb stehen.

»Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen oder nicht, aber ich denke ja.«

Der Stumme hob ganz leicht den Blick, jemand, der sich nicht mit Menschen auskannte, hätte es gar nicht bemerkt, aber Marco kannte sich aus.

»Ihre Freunde haben wieder versucht in der Kathedrale zu stehlen. Diesmal haben sie einen Brand verursacht. Zum Glück ist das Grabtuch unversehrt.«

Der Stumme behielt seine Gefühle weiterhin mühelos unter Kontrolle, sein Gesicht blieb völlig reglos. Aber Marco hatte das Gefühl, dass sein blindes Herumstochern doch irgendwo hinführte, denn der Mann hatte zwei Jahre im Gefängnis hinter sich und war verwundbarer als bei seiner Verhaftung.

»Ich denke, es muss ziemlich zermürbend sein, hier eingesperrt zu sein. Ich will weder Ihre noch meine Zeit verschwen-

den. Sie hatten noch ein Jahr zu verbüßen, und ich sage extra ›Sie hatten‹, denn wegen dem Brand vor zwei Tagen haben wir Ihren Fall neu aufgerollt. Ein Mann ist verbrannt, er war stumm wie Sie. Jetzt verlängert sich Ihre Zeit hier. Bis wir die Ermittlungen abgeschlossen und die Beweise zusammenhaben. Das kann unter Umständen zwei, drei oder auch vier Jahre dauern, ich weiß es nicht. Deshalb bin ich hier. Wenn Sie mir verraten, wer Sie sind und wer Ihre Freunde sind, dann können wir vielleicht zu einer Einigung kommen. Ich würde mich dafür einsetzen, dass sie vorzeitig entlassen und in ein Zeugenschutzprogramm aufgenommen werden. Das heißt, Sie bekommen eine neue Identität und Ihre Freunde können Sie nicht mehr aufspüren. Denken Sie darüber nach. Ich kann den Fall in einem Tag oder in zehn Jahren lösen, aber solange er nicht abgeschlossen ist, werden Sie in diesem Gefängnis vor sich hingammeln.«

Marco gab ihm eine Karte mit seinen Telefonnummern.

»Wenn Sie mir etwas mitteilen wollen, zeigen Sie den Wärtern die Karte, sie werden mich dann verständigen.«

Der Stumme machte keine Anstalten, die Hand auszustrecken, also legte Marco die Karte auf den Tisch in der Mitte des Raumes.

»Sie werden schon noch begreifen, es ist Ihr Leben, nicht meins.«

Als er den Raum verließ, widerstand er der Versuchung sich umzudrehen. Er hatte den Hardliner gespielt, und es gab nur zwei Möglichkeiten: Entweder er hatte sich lächerlich gemacht, weil der Stumme kein Wort verstanden hatte, oder, im Gegenteil, er hatte den Mann unsicher gemacht und er reagierte schließlich doch.

Hatte der Stumme ihn verstanden? Sprach er Italienisch? Er wusste es nicht. Einen Moment lang war es ihm so vorgekommen, aber womöglich irrte er sich.

Zurück in seiner Zelle, legte der Stumme sich auf die Pritsche und starrte an die Decke. Er wusste, dass die Sicherheitskameras jeden Winkel seiner Zelle im Visier hatten. Darum durfte er sich weiterhin nichts anmerken lassen.

Ein Jahr noch, dann war er wieder in Freiheit, und jetzt sagte ihm dieser Polizist, er brauche gar nicht daran zu denken, entlassen zu werden. Vielleicht bluffte er nur, aber vielleicht sagte er auch die Wahrheit.

Weil er freiwillig nicht mit den anderen Gefangenen fernsah, wusste er nicht, was draußen los war. Addaio hatte ihnen gesagt, wenn sie geschnappt würden, sollte sie sich isolieren, ihre Strafe absitzen und nach Hause zurückkehren.

Jetzt hatte Addaio ein anderes Team geschickt, er hatte es wieder versucht. Ein Brand, ein toter Kamerad, und wieder suchte die Polizei ratlos nach Spuren.

Im Gefängnis hatte er Zeit gehabt nachzudenken, und es gab nur eine mögliche Erklärung: Sie hatten einen Verräter in den eigenen Reihen. Es konnte nicht sein, dass bei jeder Aktion etwas schief ging und die Leute verhaftet wurden oder in den Flammen starben.

Ja, sie hatten einen Verräter in ihren Reihen, und so war es auch in der Vergangenheit gewesen. Er war sich sicher. Er musste zurückkehren und Addaio dazu bringen, so lange zu suchen, bis der Schuldige für all die Fehlschläge, für ihr Pech, gefunden war.

Aber er musste warten, so schwer es ihm auch fiel. Wenn dieser Polizist ihm einen Deal angeboten hatte, dann, weil er nichts in der Hand hatte, sonst stünde er bereits vor Gericht. Der Polizist hatte geblufft, da durfte er nicht schwach werden. Seine Stärke lag in seiner Stummheit und in der strengen Isolation, in die er sich begeben hatte. Man hatte ihn dafür ausgebildet, aber wie hatte er gelitten in diesen zwei Jahren, ohne ein Buch zu

lesen, ohne Nachrichten von draußen, ohne mit jemandem zu reden, und sei es in Gebärdensprache.

Die Wächter und die Polizeibeamten waren überzeugt, er sei ein harmloser Irrer, der seinen Versuch, in der Kathedrale zu stehlen, bereute und deswegen in die Kapelle zum Beten ging. Er wusste es, weil er sie über ihn hatte reden hören. Er tat ihnen Leid. Jetzt musste er seine Rolle weiterspielen, nichts reden, nichts hören, nichts verstehen, damit sie ihn weiter für ein Möbelstück hielten, vor dem man in aller Offenheit sprechen konnte.

Er hatte die Visitenkarte des Polizisten absichtlich auf dem Tisch im Besucherraum liegen lassen. Er hatte sie nicht einmal angerührt. Jetzt hieß es warten, warten, bis ein weiteres verflixtes Jahr um war.

»Er hat deine Karte nicht angerührt.«

»Habt ihr irgendetwas Besonderes bemerkt?«

»Nein, er ist wie immer. Er geht in den Freistunden in die Kapelle, und den Rest der Zeit verbringt er in seiner Zelle und starrt an die Decke. Die Überwachungskameras beobachten ihn vierundzwanzig Stunden. Wenn er etwas anderes täte, würde ich dich informieren.«

»Danke«

Marco legte auf. Sein Gefühl hatte ihn getäuscht. Er war überzeugt, dass der Stumme reagieren würde, aber der Gefängnisdirektor versicherte ihm, dass es keine Veränderung an ihm gab. Er fühlte sich entmutigt, weil die Ermittlungen nicht vorankamen.

Minerva würde bald eintreffen. Er hatte sie gebeten nach Turin zu kommen, weil er sein ganzes Team versammelt haben wollte, so konnten sie gemeinsam besprechen, was sie bis jetzt herausgefunden hatten.

Sie würden noch zwei oder drei Tage bleiben. Dann müssten sie nach Rom zurück. Er konnte sich nicht ausschließlich diesem Fall widmen, das würde man im Dezernat nicht verstehen und in den Ministerien auch nicht. Das Schlimmste, was ihm passieren konnte, war, dass man glaubte, er leide unter einer fixen Idee. Die obersten Bosse hatten für dergleichen kein Verständnis. Das Grabtuch war unversehrt, aus der Kathedrale war nichts verschwunden. Einer der Diebe war tot. Man hatte nicht herausfinden können, wer er war, aber offensichtlich interessierte das auch niemanden besonders.

Sofia und Pietro betraten das Büro. Giuseppe war zum Flughafen gefahren, um Minerva abzuholen, und Antonino, immer überpünktlich, saß schon seit einer Weile in Papiere vertieft am Schreibtisch.

»Was gibt's Chef?«, begrüßte ihn Sofia.

»Nichts, der Gefängnisdirektor hat mir berichtet, dass der Stumme sich nicht weiter gerührt hat, so als hätte er mich gar nicht gesehen.«

»Das ist doch normal«, bemerkte Pietro.

»Ja, vermutlich.«

In dem Augenblick verkündeten ein lautes Lachen und das Geklapper von Absätzen, dass Minerva da war. Zusammen mit Giuseppe betrat sie das Büro. Sie war mittelgroß, weder dick noch schlank, weder hübsch noch hässlich, und fast immer gut gelaunt. Sie war glücklich verheiratet mit einem Informatikingenieur, der genau wie sie ein echtes Genie in Internetdingen war.

Nach den üblichen Begrüßungen begann das Meeting.

»Gut«, sagte Marco, »lasst uns alles noch mal zusammenfassen, und ich will, dass jeder von euch seine Meinung sagt. Pietro ...«

»Das Unternehmen, das die Bauarbeiten in der Kathedrale ausführt, heißt COCSA. Ich habe alle Arbeiter befragt, die an

der Erneuerung der elektrischen Anlagen arbeiten. Sie wissen nichts, und ich denke, sie sagen die Wahrheit. Die meisten sind Italiener, außerdem gibt es noch paar Emigranten: zwei Türken und drei Albaner. Ihre Papiere sind in Ordnung, einschließlich der Arbeitserlaubnis.

Sie kommen immer morgens um halb neun in die Kathedrale, nach der Frühmesse. Wenn die Gläubigen gegangen sind, werden die Türen geschlossen, die nächste Messe ist erst um sechs. Zwischen halb zwei und vier machen sie Mittagspause. Um Punkt vier sind sie wieder am Platz, und um sechs gehen sie.

Obwohl die Stromleitungen nicht übermäßig veraltet sind, werden sie erneuert, um einige Kapellen noch besser ausleuchten zu können. Außerdem reparieren sie ein paar abgebröckelte Stellen in der Wand, die aufgrund der Feuchtigkeit entstanden sind. Sie schätzen, dass sie in zwei bis drei Wochen fertig sind.

Am Tag des Brandes haben sie nichts Auffälliges bemerkt. In dem Bereich, wo das Feuer ausbrach, haben Tarik, einer der beiden Türken, und zwei Italiener gearbeitet. Sie können sich nicht erklären, wie es zu dem Kurzschluss kam. Alle drei versichern, dass sie die Kabel sorgfältig gesichert haben, bevor sie zum Essen gegangen sind. Sie sind immer noch fassungslos, dass so etwas passieren konnte.«

»Aber es ist passiert«, sagte Sofia.

Pietro schaute sie unfreundlich an und fuhr fort:

»Die Arbeiter sind zufrieden mit der Firma; sie sagen, sie zahlten gut und die Behandlung sei korrekt. Pater Yves überwacht die Arbeiten in der Kathedrale, die Arbeiter sagen, er sei sehr liebenswürdig, aber ihm entgehe nichts, und er wisse genau, wie die Arbeiten auszuführen seien. Den Kardinal sähen sie bei der Messe um acht, und gelegentlich habe er mit Pater Yves die Baustelle besichtigt.«

Marco zündete sich trotz Minervas vorwurfsvollem Blick eine Zigarette an.

»Der Bericht der Experten ist nicht eindeutig«, fuhr Pietro fort. »Es haben sich ein paar Kabel entzündet, die über dem Altar in der Marienkapelle hingen; von dort hat sich der Brand ausgebreitet. Eine Achtlosigkeit? Wie gesagt, die Arbeiter versichern, dass sie die Kabel in einwandfreiem Zustand hinterlassen haben. Stimmt das, oder sagen sie das, um sich zu rechtfertigen? Ich habe Pater Yves befragt. Er sagt, die Arbeiter seien ihm sehr professionell vorgekommen, trotzdem glaubt er, dass jemand unachtsam war.«

»Wer war um diese Zeit in der Kathedrale?«, fragte Marco.

»Wie es aussieht, nur der Hausmeister, ein älterer Mann von fünfundsechzig Jahren. Die aus dem Büro gehen um zwei zum Essen und kommen ungefähr um halb fünf zurück. Der Brand geschah so um drei, da war nur der Hausmeister da. Der Mann hat einen Schock erlitten. Als ich ihn befragte, fing er an zu weinen. Er war sehr verstört. Er heißt Francesco Turgut. Er ist Italiener, hat einen türkischen Vater und eine italienische Mutter. Er ist in Turin geboren. Sein Vater hat bei Fiat gearbeitet, und seine Mutter war die Tochter des Hausmeisters der Kathedrale. Als Kind hat er seiner Mutter geholfen, das Kirchenschiff zu putzen. Die Hausmeisterfamilie hat eine Wohnung neben dem Gebäude, und als seine Eltern heirateten, sind sie, weil sie kein Geld hatten, zu den Schwiegereltern in die Wohnung gezogen. Francesco ist dort geboren, die Kathedrale ist sein Zuhause. Er sagt, er fühle sich schuldig, weil er den Brand nicht habe verhindern können.«

»Hat er etwas gehört?«, fragte Minerva.

»Nein, er hat ferngesehen und dabei gedöst. Er steht immer sehr früh auf, um die Kathedrale und die dazugehörigen Büroräume aufzuschließen. Er sagt, plötzlich habe es bei ihm geklingelte, und ein Passant habe ihn darauf aufmerksam gemacht, dass Rauch aus dem Gebäude kam. Er ist losgelaufen, hat den Brand entdeckt, die Feuerwehr gerufen, und jetzt ist er am Boden zerstört, er heult nur noch.«

»Pietro, glaubst du, dass der Brand auf eine Unachtsamkeit zurückgeht oder dass er absichtlich gelegt wurde?«

»Also, wenn wir nicht die Leiche mit der herausgeschnittenen Zunge gefunden hätten, würde ich sagen, es war Unachtsamkeit. Was wollte der Mann da? Wie ist er hineingekommen? Der Hausmeister sagt, er mache immer einen Rundgang durch die Kathedrale, bevor er abschlieÙe. Er hat niemanden gesehen. Es gehört zu seinen Aufgaben sicherzustellen, dass niemand eingeschlossen wird. Er schwört, als er das Licht löschte, sei die Kathedrale leer gewesen.«

»Vielleicht hat er den Mann einfach nicht bemerkt, er ist schließlich schon älter«, mutmaßte Sofia.

»Oder er lügt«, warf Pietro ein.

»Nein, es war anders, es ist jemand hineingekommen, nachdem die Kathedrale abgeschlossen war«, sagte Giuseppe.

»Stimmt«, fuhr Pietro fort, »jemand hat die Seitentür aufgebrochen, die zu den Büros führt. Von dort gelangt man in die Kathedrale. Das Schloss war aufgebrochen. Der Mann wusste genau, was er tat. Der Beweis ist, dass er keinen Lärm machte, er blieb völlig unbemerkt. Er wusste, dass niemand in den Büros war.«

»Wir sind sicher«, sagte Giuseppe, »dass der Dieb oder die Diebe jemanden kennen, der in der Kathedrale arbeitet oder in irgendeiner Beziehung dazu steht. Jemand muss ihm gesteckt haben, dass an diesem Tag und um diese Uhrzeit keine Menschenseele da sein würde.«

»Wieso seid ihr euch da so sicher?«, fragte Minerva.

»Weil bei diesem Brand«, führte Giuseppe aus, »genau wie bei dem versuchten Diebstahl vor zwei Jahren, dem Brand von 1997 und den anderen Zwischenfällen die Diebe immer gewusst haben, dass sich niemand in der Kathedrale aufhielt. Es gibt außer dem Haupteingang für das Publikum nur noch den Seiteneingang, der zu den Büros führt. Alle anderen Eingänge sind zugemauert.

Jedes Mal ist dieser Seiteneingang aufgebrochen worden. Die Tür ist gepanzert, aber für einen Profi ist das kein Problem. Wir glauben, dass noch andere Männer bei unserem Toten ohne Zunge waren und dass sie geflohen sind. Man bricht nicht allein in eine Kathedrale ein. Wir haben auch festgestellt, dass all die getürkten Einbrüche immer dann erfolgten, wenn in der Kathedrale gebaut wurde. Sie nutzen das aus, um einen Kurzschluss zu erzeugen und Chaos zu stiften. Aber auch diesmal haben sie nichts mitgenommen. Also stellt sich weiterhin die Frage, was sie eigentlich suchen?«

»Das Grabtuch«, antwortete Marco, ohne zu zögern, »aber wofür? Um es zu zerstören? Um es mitzunehmen? Ich weiß es nicht. Ich frage mich, ob die aufgebrochene Tür nicht eine falsche Spur ist, es ist zu offensichtlich ... Ich weiß nicht. Minerva, was hast du herausgefunden?«

»Ich kann noch hinzufügen, dass Umberto D'Alaqua an dem Bauunternehmen COCSA beteiligt ist. Ich habe es Sofia schon gesagt. COCSA ist ein seriöses, solventes Unternehmen, das in Turin und ganz Italien für die Kirche arbeitet. D'Alaqua ist ein bekannter und im Vatikan geschätzter Mann. Er ist eine Art Finanzmanager, er hat ihnen zu ein paar einträglichen Investitionen verholfen und Geld für Operationen bereitgestellt, bei denen der Vatikan offiziell nicht auftauchen wollte. Er ist ein Vertrauensmann des Heiligen Stuhls, er war auch an heiklen diplomatischen Missionen beteiligt. Seine Geschäfte sind weit gespannt: Bau, Stahl, Ölförderung et cetera. An der COCSA hat er eine beachtliche Beteiligung.

Ein interessanter Mann. Junggeselle, trotz seiner siebenundfünfzig Jahre attraktiv, genügsam. Er prahlt nicht mit seinem Geld und seiner Macht. Man hat ihn nie auf Jetset-Partys gesehen, und es ist auch nichts über eine Freundin bekannt.«

»Ist er homosexuell?«, fragte Sofia.

»Nein, auch nicht. Er ist nicht einmal beim Opus Dei oder irgendeinem weltlichen Orden. Aber es ist, als hätte er ein Keuschheitsgelübde abgelegt. Sein Hobby ist die Archäologie, er hat einige Ausgrabungen in Israel, Ägypten und der Türkei finanziert und war zeitweilig sogar selbst an einer Ausgrabung in Israel beteiligt.«

»Ich denke nicht, dass D'Alaqua mit diesem Lebenslauf in Verdacht steht, das Grabtuch rauben oder zerstören zu wollen«, bemerkte Sofia.

»Nein, aber er ist ein eigenartiger Mensch«, insistierte Minerva. »Wie auch dieser Professor Bolard. Also, Chef, dieser Professor ist ein anerkannter französischer Wissenschaftler. Er ist Chemiker, Fachmann für Mikroanalysen und einer der renommiertesten Kenner des Grabtuchs. Er beschäftigt sich seit fünfunddreißig Jahren damit und überprüft immer wieder seinen Zustand. Alle drei bis vier Monate kommt er nach Turin. Die Kirche hat ihn damit betraut, für die Erhaltung des Grabtuchs zu sorgen. Es wird kein Schritt unternommen, ohne ihn zu konsultieren.«

»Genau«, sagte Giuseppe. »Bevor das Tuch in die Bank transportiert wurde, hat Pater Yves mit Bolard gesprochen. Der hat klare Anweisungen gegeben, wie der Transport zu erfolgen hat. Im Tresorraum der Bank gibt es seit Jahren einen kleinen Raum mit optimalen Bedingungen, der nach Anleitung von Professor Bolard und anderen Professoren eingerichtet wurde, und dort wird das Grabtuch aufbewahrt.«

»Schön«, fuhr Minerva fort, »also Bolard gehört eine große Chemiefabrik, er ist Junggeselle, steinreich, wie D'Alaqua, und auch von ihm ist keine Liebesaffäre bekannt. Auch er ist nicht homosexuell.«

»Kennen sich D'Alaqua und Bolard?«, fragte Marco.

»Anscheinend nicht, aber ich ermittle noch. Es wäre nicht ungewöhnlich, wenn sie sich kennen würden, denn auch Bolard hat ein Faible für die Antike.«

»Was hast du über Pater Yves herausgefunden?«, fragte Marco weiter.

»Ein kluges Kerlchen, dieser Priester. Er ist Franzose, seine Familie gehört zur alten Aristokratie, sehr einflussreich. Sein verstorbener Vater war Diplomat und ein hohes Tier im Außenministerium zur Zeit von de Gaulle. Sein älterer Bruder ist Abgeordneter im Parlament und hat verschiedene Ämter in der Regierung Chirac innegehabt. Seine Schwester ist Richterin am Obersten Gerichtshof. Er hat eine kometenhafte Karriere in der Kirche hingelegt. Er wird protegiert von Monsignore Aubry, dem Assistenten des stellvertretenden Kardinalstaatssekretärs, aber auch Kardinal Paul Visier, der die Finanzen des Vatikan verwaltet, hegt Sympathien für ihn, denn er war ein Kommilitone von Pater Yves' älterem Bruder Jean. Er hat ihn gefördert und dafür gesorgt, dass er sich erste Spuren im diplomatischen Dienst verdienen konnte. Pater Yves hatte verschiedene Posten in Nuntiaturen in Brüssel, Bonn, Mexiko und Panama. Auf ausdrückliche Empfehlung von Monsignore Aubry ist er zum Sekretär des Kardinals ernannt worden, und es geht das Gerücht um, dass er bald zum Hilfsbischof der Diözese ernannt wird. Sein Lebenslauf weist keine Besonderheiten auf, außer dass er ein eifriger Priester mit einer einflussreichen Familie ist, die ihn bei seiner kirchlichen Karriere unterstützt. Sein akademisches Curriculum liest sich nicht schlecht. Er hat Theologie und Philosophie studiert, er hat einen Magister in alten Sprachen, ihr wisst schon, Latein, Aramäisch und so, und er spricht noch weitere Sprachen fließend.

Das einzig Besondere ist, dass er sich für Kampfkunst interessiert. Als Kind war er wohl ein wenig schwächlich, und damit er nicht von den anderen verprügelt wurde, schickte sein Vater ihn zum Karate. Es gefiel ihm, und er hat nicht nur einen schwarzen Gürtel mit was weiß ich wie vielen Dan in Karate, sondern beherrscht auch Taekwondo, Kickboxen und Aikido. Kampfsport ist seine einzige Schwäche, aber wenn man an die Schwächen

der anderen im Vatikan denkt, ist die von Pater Yves wohl ausgesprochen harmlos. Ah, und obwohl er so hübsch ist, ich meine, dem Foto nach, sind keinerlei Techtelmechtel mit Mädchen oder Jungen bekannt. Nichts, er hält sich an das Zölibat.«

»Was haben wir noch?«, fragte Marco, ohne sich konkret an jemanden zu wenden.

»Nichts, gar nichts«, sagte Giuseppe. »Wir sind wieder an einem toten Punkt. Ohne Hinweise und, was noch schlimmer ist, ohne Motiv. Wir können das mit der Tür noch einmal überprüfen, wenn du es für eine falsche Fährte hältst – aber verdammt, wie kommen sie dann rein und raus? Wir haben die Kathedrale von oben bis unten durchsucht und keine Geheimtüren gefunden. Der Kardinal hat gelacht, als wir ihn nach dieser Möglichkeit fragten. Er versicherte, dass es keine geheimen Zugänge gebe. Er hat Recht, wir haben wiederholt die Pläne des Tunnelsystems im Untergrund von Turin durchgesehen, in diesem Gebiet gibt es keine. Übrigens, die Turiner machen ein Geschäft daraus, den Touristen die Tunnel zu zeigen und ihnen die Geschichte ihres Helden Pietro Micca zu erzählen.«

»Das Motiv ist das Grabtuch«, wiederholte Marco schlecht gelaunt. »Sie sind hinter dem Tuch her, da bin ich mir sicher. Schön, hat noch jemand eine Idee?«

Betretenes Schweigen machte sich breit. Sofia suchte Blickkontakt zu Pietro, aber dieser zündete sich mit abgewandtem Kopf eine Zigarette an, also beschloss sie, den anderen zu sagen, was sie die ganze Zeit gedacht hatte.

»Marco, ich würde den Stummen freilassen.«

Die anderen starrten sie an. Hatten sie da eben richtig gehört?

»Der Stumme kann unser Trojanisches Pferd sein. Siehst du, Marco, wenn du Recht hast und jemand hinter dem Grabtuch her ist, dann ist es ganz klar eine Organisation, die stumme Schergen mit verbrannten Fingerspitzen ausschickt. Wenn die verhaftet werden, kommen sie gar nicht erst in Versuchung zu reden. Und

ohne Fingerabdrücke ist es unmöglich, ihre Identität zu bestimmen. Meiner Meinung nach, Marco, nutzen deine Drohungen gegenüber dem Stummen nichts; ich bin sicher, dass er nicht mit dir reden wird. Er sitzt seine Strafe ab, es ist schließlich nur noch ein Jahr.

Wir haben zwei Möglichkeiten, wir warten ein Jahr oder aber du überzeugst die Chefs, dafür zu sorgen, dass der Stumme freigelassen wird, damit wir uns, sobald er draußen ist, an seine Fersen heften können. Irgendwo muss er ja hingehen und mit irgendwem Kontakt aufnehmen. Aber das Ganze muss gut vorbereitet sein. Man kann ihn nicht sofort freilassen, frühestens in zwei Monaten. Er darf auf keinen Fall Verdacht schöpfen.«

»Gott, sind wir dumm gewesen!«, rief Marco und schlug mit der Faust auf den Tisch. »Wie konnten wir nur so blind sein! Wir, die Carabinieri, alle. Wo die Lösung so nahe lag.«

Sie sahen ihn erwartungsvoll an. Sofia wusste nicht, ob er ihren Plan guthieß oder ob ihm gerade etwas klar geworden war, das die anderen bislang übersehen hatten. Aber Marcos Worte beseitigten ihre Zweifel.

»Das machen wir, Sofia, das machen wir! Dein Plan ist perfekt, das hätten wir schon längst tun sollen. Ich werde mit den Ministern sprechen und ihnen den Fall erläutern. Sie müssen mit den Richtern sprechen, mit dem Staatsanwalt, mit wem auch immer, Hauptsache, der Stumme kommt auf freien Fuß, und von da an verfolgen wir ihn auf Schritt und Tritt.«

»Chef«, unterbrach ihn Pietro, »nicht so voreilig, wir müssen darüber nachdenken, wie wir dem Stummen seine Freilassung verkaufen. Zwei Monate, wie Sofia vorschlägt, erscheint mir zu wenig, wenn man bedenkt, dass du gerade erst bei ihm warst und ihm gesagt hast, dass er im Gefängnis verfaulen wird. Der merkt doch, dass da etwas nicht stimmt und rührt sich nicht vom Fleck.«

Minerva rutschte unruhig auf ihrem Stuhl hin und her, und Giuseppe schien weit weg mit den Gedanken. Antonino saß unbeteiligt da. Jetzt mussten sie ihre Meinung sagen, das war ihnen klar. Marco wollte immer, dass alle Mitglieder seines Teams sich beteiligten. Er traf die Entscheidungen, aber nicht, ohne die anderen vorher angehört zu haben.

»Antonino, warum sagst du nichts?«, hakte Marco nach.

»Sofias Plan erscheint mir brilliant. Ich denke, wir sollten das in die Wege leiten. Aber ich glaube, auch Pietro hat Recht, man sollte ihn nicht zu bald freilassen; ich neige fast dazu, ihn das Jahr absitzen zu lassen, das er noch vor sich hat.«

»Und was sollen wir solange tun? Die Hände in den Schoß legen und darauf warten, dass sie wieder zuschlagen?«, rief Marco.

»Das Grabtuch ist im Tresor der Bank und kann dort die nächsten Monate bleiben. Es ist nicht das erste Mal, dass es eine lange Zeit nicht für die Öffentlichkeit zugänglich ist«, sagte Antonino.

»Er hat Recht«, bemerkte Minerva, »und das weißt du auch. Ich verstehe ja, dass es dich jetzt, wo wir unser Trojanisches Pferd gefunden haben, wütend macht, dass wir warten müssen. Aber wenn wir das nicht tun, laufen wir Gefahr, die einzige Spur zu verlieren, die wir haben. Der Stumme wird nicht einen unüberlegten Schritt machen, wenn er jetzt freikommt.«

»Giuseppe?«

»Chef, mir geht es wie dir: So lange zu warten, finde ich eine Zumutung.«

»So ist es«, sagte Marco bestimmt. »Wir können nicht ein Jahr warten, wie Pietro sagt.«

»Aber das wäre das Vernünftigste«, sagte Giuseppe beschwichtigend.

»Ich würde noch etwas anderes tun.«

Alle Blicke wandten sich wieder Sofia zu.

»Meiner Meinung nach müsste man die Arbeiter noch einmal in die Mangel nehmen, bis jeder Zweifel ausgeräumt ist, dass es sich bei dem Kurzschluss tatsächlich um einen Unfall handelt. Und wir müssen diese Firma COCSA genauer unter die Lupe nehmen und mit D'Alaqua reden. Vielleicht steckt hinter der ganzen Normalität etwas, das uns bis jetzt entgangen ist.«

»Was für einen Verdacht hast du, Sofia?«, fragte Marco.

»Nichts Genaues, aber meine Intuition sagt mir, dass wir auf jeden Fall die Arbeiter noch einmal in die Mangel nehmen sollten.«

Pietro schaute sie verärgert an. Er hatte sie ausführlichst befragt. Er hatte eine Mappe mit all ihren Daten, und er hatte nichts gefunden, weder in den Polizeicomputern noch in denen von Interpol. Sie waren sauber.

»Traust du ihnen nicht, weil sie Ausländer sind?«

Pietros Worte trafen Sofia wie ein Faustschlag.

»Du weißt genau, dass das nicht so ist. Das ist eine böswillige Unterstellung. Ich glaube einfach nur, dass wir sie uns alle noch mal genau anschauen sollen, meinetwegen auch den Kardinal.«

Marco war verärgert über das Duell der beiden. Er mochte sie beide, Sofia Galloni vielleicht noch etwas mehr, weil er ihre Intelligenz bewunderte. Außerdem war er der Ansicht, dass Sofia Recht hatte, vielleicht war ihnen wirklich etwas entgangen, also konnte man ruhig noch weiter nachbohren. Aber er musste Sofia so Recht geben, dass er Pietro nicht verletzte, der irgendwie beleidigt wirkte. Ob er eifersüchtig auf Sofias genialen Plan war? Oder hatten sie sich privat gestritten und setzten ihre Auseinandersetzung jetzt vor den anderen fort? In diesem Fall würde er dem sofort ein Ende machen: Sie wussten genau, dass persönliche Probleme am Arbeitsplatz nichts zu suchen hatten.

»Wir werden alles noch einmal überprüfen, was wir bis jetzt herausgefunden haben, und in jede nur denkbare Richtung weiterermitteln.«

Pietro rutschte auf seinem Stuhl hin und her.

»Was ist los, wollt ihr jetzt jeden zum Verdächtigen machen?«

Marco wurde es allmählich zu bunt, Pietros aggressiver Tonfall gefiel ihm überhaupt nicht.

»Wir werden weiterermitteln. Ich kehre sofort nach Rom zurück. Ich will mit den Ministern sprechen, damit sie grünes Licht für unser Trojanisches Pferd geben. Ich denke darüber nach, wie wir es anstellen, dass wir nicht ein Jahr warten müssen, um den Stummen freizulassen. Ein Teil von euch bleibt hier, der Rest kommt mit mir zurück nach Rom, wo noch eine Menge anderer Arbeit auf uns wartet. Was nicht heißt, dass der, der zurückfährt, von dem Fall entbunden ist. Er wird die Arbeit nur mit der im Büro verbinden. Wer bleibt?«

»Ich«, meldete sich Sofia.

»Und ich«, sagten Giuseppe und Antonino gleichzeitig.

»Schön, dann kommen Minerva und Pietro mit mir. Ich glaube, es gibt einen Flieger um drei, so haben Pietro und ich genügend Zeit, unser Gepäck im Hotel zu holen.«

»Ich denke, ich bin euch mit meinen Computern in Rom nützlicher«, sagte Minerva.

Der Mann hob die Bodenplatte an und leuchtete mit seiner Laterne in das Kellerloch. Da waren die drei Stummen, sie starrten ihn ungeduldig an. Er stieg die Stufen der auffälligen Treppe hinunter und ein leiser Schauer fuhr ihm über den Rücken. Er wollte, dass die Stummen verschwanden, aber eine voreilige Entscheidung konnte sie alle ins Gefängnis bringen. Doch noch schlimmer wäre die Schmach einer weiteren Niederlage und die ewige Verachtung Addaios, der womöglich sogar seine Exkommunizierung anordnen könnte.

»Die Polizisten aus Rom sind weg. Sie haben sich heute vom Kardinal verabschiedet, und der Chef, dieser Marco, war ziemlich lange bei Pater Yves. Ich glaube, ihr könnt das Versteck jetzt verlassen, denn soweit ich gehört habe, gehen die Carabinieri nicht davon aus, das außer eurem toten Kameraden noch jemand an der Sache beteiligt war. Nach Addaios Anweisung müsst ihr jetzt euren jeweiligen Fluchtplan befolgen.«

Der älteste von den Stummen, ein Mann von etwas über dreißig, nickte und schrieb auf einen Zettel:

»Bist du sicher, dass die Gefahr vorüber ist?«

»So sicher wie ich sein kann. Schreib mir auf, ob ihr etwas braucht.«

Der, der offenkundig der Chef war, schrieb weiter:

»Wir müssen uns waschen, so können wir nicht auf die Straße. Bring uns Wasser und einen Zuber, in dem wir uns gründlich waschen können. Und was ist mit den Lieferwagen?«

»Nach Mitternacht, so gegen eins, werde ich dich abholen. Ich werde dich durch den Tunnel bis zum Friedhof begleiten. Dort gehst du allein nach draußen. Ein Lieferwagen wartet auf dich am Bahnhof Merci Vanchiglia, auf der anderen Seite vom Platz.

Er wird nicht länger als fünf Minuten halten. Hier ist das Kennzeichen – er gab ihm einen Zettel –, er wird dich nach Genua bringen. Dort heuerst du auf der *Stella di Mare* an und in einer Woche bist du zu Hause.«

Der Chef nickte. Seine beiden Begleiter standen erwartungsvoll da. Sie waren jünger, in den Zwanzigern, der eine war groß, hatte einen Militärhaarschnitt, breite Schultern und muskulöse Arme. Der andere war schwächlicher, kleiner, hatte braunes Haar und ein ungeduldiges Funkeln in den Augen.

Der Mann wandte sich an den mit dem schwarzen Haar.

»Dein Lieferwagen kommt dich morgen spät in der Nacht holen. Wir werden denselben Weg durch den Tunnel bis zum Friedhof gehen. Wenn du auf der Straße bist, gehst du nach links, Richtung Fluss. Der Wagen wird auf dich warten. Ihr passiert die Schweizer und dann die deutsche Grenze. In Berlin wirst du erwartet, du kennst die Adresse der Leute, die dich von dort zurück nach Hause bringen.«

Der Schwächliche starrte ihn an. Der Mann hatte Angst, denn er sah Zorn in seinen braunen Augen blitzen.

»Du gehst als Letzter. Du musst noch zwei Tage hier bleiben. Der Wagen wird auch dich in der Nacht holen, um zwei, du fährst direkt nach Hause. Viel Glück. Ich werde euch das Wasser bringen.«

Der Stumme mit dem Militärschnitt packte ihn am Arm und zeigte ihm, dass er eine Frage stellen wollte, die er dann rasch auf den Zettel schrieb.

»Du willst wissen, was mit Mendibj ist? Er ist im Gefängnis, das wisst ihr doch. Er hat sich wie ein Dummkopf benommen. Er wollte nicht auf seine Kameraden warten, er ist in die Kathedrale eingedrungen und bis zur Kapelle gekommen. Ich weiß nicht, was er gemacht hat, jedenfalls ging der Alarm los. Ich habe von – Addaio die strikte Order, keine Risiken einzugehen, also konnte ich ihm nicht helfen. Sie haben ihn geschnappt, als

er über die Piazza del Castello rannte. Folgt den Anweisungen, dann gibt es keine Probleme. Niemand weiß von diesem Keller und auch nicht von dem Tunnel. Im Untergrund von Turin kreuzen sich zig Tunnel, aber sie sind nicht alle bekannt. Dieser hier ist noch nicht entdeckt worden, und es wäre eine Katastrophe, wenn das geschähe. Dann hätten wir nie mehr eine Chance.«

Als der ältere Mann den Keller verließ, schauten sie sich an. Der Chef schrieb auf einen Zettel die Anweisungen für jeden. In ein paar Stunden würden sie sich auf eine lange Reise begeben und entweder sie schafften es bis nach Hause oder sie wurden verhaftet. Das Glück hatte sie noch nicht ganz verlassen, der Beweis war, dass sie noch lebten, aber es war nicht so einfach, aus Turin herauszukommen. Drei Stumme fielen schnell auf. Hoffentlich erhörte Gott ihre Gebete und sie kamen heil bei Addaio an.

Spontan umarmten sie sich, und alle drei weinten.

Josar, Josar!«

Der junge Mann kam in das Zimmer gelaufen, wo Josar ruhte. Die Sonne war schon am Horizont aufgetaucht und Josar schlief immer noch, so erschöpft war er.

Es fiel ihm schwer, die Augen zu öffnen. Als es ihm mit einiger Anstrengung gelang, erkannte er die spindeldürre Gestalt von Izaz, seinem Neffen.

Izaz erlernte den Beruf des Schreibers. Josar war sein Lehrer, und so verbrachten sie viel Zeit miteinander, obwohl Izaz auch Unterricht von einem Philosophen bekam, Martion, bei dem er Griechisch, Latein, Mathematik, Rhetorik und Philosophie lernte.

»Es kommt eine Karawane, und ein Händler hat eine Botschaft in den Palast geschickt und nach dir gefragt. Er sagt, er reise in Begleitung von Thaddäus, einem Freund von Jesus, und sie hätten Nachrichten von Thomas für dich.«

Josar stand lächelnd auf, machte sich eilig frisch und fragte Izaz dabei aus.

»Bist du sicher, dass Thaddäus in Edessa ist? Hast du dich auch nicht vertan?«

»Die Königin schickt mich, dich zu holen. Sie hat mir gesagt, was ich an dich weitergeben soll.«

»Ach, Izaz! Welche Freude, ich kann es nicht glauben. Thaddäus war einer von Jesus' Anhängern. Und Thomas ... Thomas hatte das Vertrauen des Erlösers, er war einer seiner nächsten Jünger, einer der zwölf Auserwählten. Thaddäus bringt Nachrichten aus Jerusalem, von Petrus, von Johannes ...«

Josar zog sich schnell an. Er wollte zu dem Platz, wo die Karawanen nach ihrer langen Reise ausruhten. Er würde Izaz mitnehmen, damit er Thaddäus kennen lernte.

Sie verließen Josars bescheidenes Haus. Nach seiner Rückkehr aus Jerusalem hatte Josar seinen gesamten Besitz verkauft und das Geld unter den Bedürftigsten der Stadt verteilt. Er war in einem kleinen Haus untergekommen, in dem nicht mehr war als ein Bett, ein Tisch, ein paar Sitzgelegenheiten und Hunderte von Pergamentrollen, die er las oder beschrieb.

Josar und Izaz eilten durch die Straßen von Edessa bis zum Stadtrand. Dort war die Karawane, und um diese Zeit bereiteten die Händler ihre Waren vor, um sich damit auf den Weg in die Stadt zu machen, während ein Haufen Sklaven hin- und herlief, die Tiere versorgte, Feuer machte und ein Frühstück zubereitete.

»Josar!«

Die tiefe Stimme des Anführers der königlichen Wache ließ ihn herumfahren. Dort stand Marvuz mit einer Gruppe Soldaten.

»Der König schickt mich, ich soll dich zusammen mit diesem Thaddäus zum Palast geleiten.«

»Danke, Marvuz. Warte hier. Ich suche ihn, und dann bringst du uns zum Palast.«

»Ich habe nachgefragt, das Zelt des Händlers, der ihn begleitet, ist dieses große graue da. Ich bin auf dem Weg dorthin.«

»Warte, Marvuz, warte, ich würde meinen Freund gerne in Ruhe umarmen.«

Marvuz gab seinen Männern ein Zeichen, und sie blieben stehen, während Josar auf das Zelt zuing. Izaz blieb zwei Schritte hinter ihm, er wusste, wie bewegt sein Onkel war, einen von Jesus' Jüngern wiederzusehen. Er hatte ihm viel von ihnen erzählt, von Johannes, dem Liebling des Meisters, von Petrus, dem Jesus vertraute, obwohl er ihn verraten hatte, von Markus und Lukas, von Matthäus und Thomas und vielen anderen, an deren Namen er sich nicht mehr erinnern konnte.

Josar näherte sich zitternd dem Eingang des Zeltes, aus dem in diesem Moment ein großer Mann mit einem lebenswürdigen

Gesicht trat, der wie die reichen Händler von Jerusalem gekleidet war.

»Bist du Josar?«

»Der bin ich.«

»Tritt ein, Thaddäus wartet auf dich.«

Josar betrat das Zelt, und dort saß auf einem großen Kissen Thaddäus und schrieb auf ein Blatt Pergament. Ihre Blicke kreuzten sich, und ihre Gesichter strahlten. Thaddäus erhob sich und umarmte Josar.

»Mein Freund, ich freue mich, dich zu sehen«, sagte Thaddäus.

»Ich hätte nie gedacht, dass ich dich noch einmal wiedersehen würde. Was für eine Freude, ich denke so oft an euch, dann fühle ich mich dem Meister nah!«

»Er hat dich geliebt, Josar, und er hat dir vertraut. Er wusste, dass dein Herz voller Güte ist und dass du sein Wort verbreiten würdest, wo immer du bist.«

»Das habe ich, Thaddäus, das habe ich, immer in der Angst, es nicht gut genug zu machen.«

In dem Moment kam der Händler.

»Thaddäus, ich lasse dich mit deinem Freund allein, damit ihr reden könnt. Meine Diener werden euch Datteln und kühles Wasser bringen und euch nur stören, wenn ihr sie benötigt. Ich muss in die Stadt, meine Waren warten auf mich. Am Nachmittag bin ich zurück.«

»Josar, dieser Händler heißt Josua, und ich bin unter seinem Schutz von Jerusalem hierher gereist. Er ist ein guter Mann, der oft kam, um Jesus zu hören, und sich versteckte, weil er fürchtete, der Meister würde ihn wegschicken. Aber Jesus, der alles sah, sagte eines Tages zu ihm, er solle näher kommen, und seine Worte waren Balsam für Josuas Seele, dessen Frau gerade gestorben war. Er ist ein treuer Freund, der uns unterstützt hat.

Über seine Karawanen halten wir untereinander Verbindung und er hilft uns, das Wort des Meisters überall zu verbreiten.«

»Sei willkommen, Josua, hier bist du unter Freunden; sag mir, ob wir dir bei etwas behilflich sein können.«

»Lieber Freund, ich brauche nichts, aber ich danke dir für das Angebot. Ich weiß, dass du dem Meister gefolgt bist, und Thaddäus und Thomas schätzen dich sehr. Ich werde jetzt in die Stadt gehen und später zurückkehren. Genießt das Wiedersehen, ihr habt euch bestimmt viel zu erzählen.«

Josua verließ das Zelt, und ein Mann, schwarz wie die Nacht, stellte ihnen Teller mit Datteln und Früchten und einen Krug Wasser hin. Er ging so leise, wie er gekommen war.

Izaz betrachtete das Ganze schweigend. Er traute sich nicht, auf sich aufmerksam zu machen. Sein Onkel hatte ihn offensichtlich ganz vergessen, aber Thaddäus lächelte und winkte ihn zu sich.

»Und dieser junge Mann?«

»Das ist mein Neffe Izaz. Ich bringe ihm das Handwerk des Schreibers bei, und vielleicht bekleidet er irgendwann meinen früheren Posten im Palast. Er ist ein guter Junge, und er folgt den Lehren von Jesus.«

In dem Moment trat Marvuz in das Zelt.

»Josar, verzeih wenn ich störe, aber Abgarus hat eine Dienerin des Palastes geschickt, weil er auf Nachricht von dir und diesem Mann aus Jerusalem wartet.«

»Du hast Recht, Marvuz, ich war so gerührt über das Wiedersehen, dass ich vergessen habe, dass der König auf Nachricht wartet. Er will dich kennen lernen und dich ehren, Thaddäus. Du musst wissen, Abgarus hat den heidnischen Gebräuchen abgeschworen und glaubt nur an einen einzigen Gott, den Vater unseres Herrn. Und die Königin und der Hof haben sich auch zum Glauben an Jesus bekannt. Wir haben einen bescheidenen

schmucklosen Tempel gebaut, wo wir uns versammeln, Gottvater um Erbarmen bitten und über die Lehren von Jesus sprechen. Ich habe aufgeschrieben, was mir von seinen Worten in Erinnerung geblieben ist, aber jetzt, wo du da bist, kannst du zu uns von den Lehren des Meisters sprechen und uns besser erklären als ich, wer Jesus war und wie er sich dafür entschied zu sterben, um uns zu retten.«

»Gehen wir zum König«, stimmte Thaddäus zu. »Und auf dem Weg erzählst du mir alle Neuigkeiten. Ein paar Händler haben die Nachricht nach Jerusalem gebracht, dass Abgarus von seiner tödlichen Krankheit geheilt wurde, nachdem er das Grabtuch Christi berührt hat. Ich will, dass du mir von diesem Wunder des Erlösers berichtest und davon, wie der Glaube sich in dieser wunderbaren Stadt verbreitet hat.«

Abgarus war ungeduldig. Die Königin versuchte, ihn zu beruhigen. Josar und Thaddäus ließen auf sich warten. Die Sonne glühte bereits über Edessa, und sie waren noch nicht da. Er brannte darauf, diesen Jünger von Jesus zu hören, seine Kenntnisse über den Erlöser zu erweitern. Er würde ihn bitten, für immer zu bleiben, oder zumindest für lange Zeit, damit alle aus seinem Mund weitere Geschichten über Jesus erfahren konnten.

Ihm, Abgarus, dem König dieser wohlhabenden Stadt, fiel es manchmal schwer, einige Dinge zu verstehen, die der Meister gesagt hatte, aber er nahm sie alle an, so groß war sein Glaube an den Mann, der ihn nach seinem Tod geheilt hatte.

Er wusste, dass in der Stadt nicht alle seine Entscheidung teilten, die Götter, die sie seit Urzeiten verehrt hatten, gegen einen Gott ohne Bild auszutauschen, der seinen Sohn auf die Erde geschickt hatte, damit man ihn kreuzigte. Und dieser Sohn hatte, obwohl er um die Qualen wusste, die ihn erwarteten, die Vergebung gegenüber Feinden gepredigt und versichert, ein Armer komme leichter ins Himmelreich als ein Reicher.

Viele seiner Untertanen huldigten in ihren Häusern immer noch den alten Göttern, und sie gingen in Berghöhlen, um den Statuen des Mondgottes Opfer darzubringen.

Er, Abgarus, ließ sie gewähren. Er wusste, dass er ihnen keinen Gott aufzwingen konnte. Wie Josar sagte, würde die Zeit die Ungläubigen überzeugen, dass es nur einen Gott gab. Nicht, dass seine Untertanen Jesus' Göttlichkeit anzweifeln; sie hielten ihn nur einfach für einen weiteren Gott, und als solchen akzeptierten sie ihn, ohne dafür den Göttern ihrer Väter abzuschwören.

Josar erzählte Thaddäus, wie er das Bedürfnis verspürt hatte, das Tuch an sich zu nehmen, das den Körper des Meisters bedeckt hatte, weil er wusste, dass keiner seiner Freunde wagen würde, es auch nur anzurühren, da nach dem jüdischen Gesetz ein Grabtuch unrein ist. Thaddäus nickte. Sie hatten es gar nicht vermisst, ja, sie hatten dieses Stück Leinen vergessen, bis sie die Nachricht erreichte, dass es ein Wunder bewirkt hatte, indem es König Abgarus die Gesundheit zurückgab. Sie waren überrascht und erstaunt gewesen, auch wenn sie an die Wunder von Jesus gewöhnt waren.

Thaddäus erklärte seinem Freund, warum er da war.

»Thomas denkt immer noch voller Zuneigung an dich. Er erinnert sich, wie du damals den Meister beknielt hast, nach Edessa zu reisen, um deinen König zu heilen, und auch an Jesus' Zusage, einen seiner Jünger zu schicken. Als er erfuhr, dass das Grabtuch Abgarus geheilt hat und du die Lehren des Erlösers verbreitest, bat er mich, zu dir zu reisen und dir zu helfen. Ich werde bleiben, solange du es für angebracht hältst, und ich werde dir dabei helfen unter den guten Leuten hier die Worte von Jesus zu predigen. Aber irgendwann muss ich fort, denn es gibt viele Städte und viele Menschen, denen wir die Wahrheit nahe bringen müssen.«

»Willst du das Grabtuch sehen?«

Thaddäus war unschlüssig. Er war Jude, und das Gesetz war das Gesetz, es war auch das Gesetz des Erlösers. Aber dieses von Joseph von Arimathia beigebrachte Stück Leinen, in das man Jesus' Körper gehüllt hatte, schien seine Kräfte in sich aufgesogen zu haben. Er wusste nicht, was er sagen, was er tun sollte.

Josar war sich des Konflikts bewusst, der seinen Freund belastete, und drückte freundschaftlich seinen Arm.

»Mach dir keine Gedanken, Thaddäus, ich kenne euer Gesetz, und ich respektiere es. Aber für uns, die Bewohner dieser alten Stadt, ist ein Grabtuch nichts Unreines, das man nicht anfassen darf. Du brauchst es nicht einmal anzusehen, du sollst nur wissen, dass Abgarus vom besten Handwerker Edessas für das Grabtuch eine Vitrine hat bauen lassen, damit es an einem sicheren Ort ist, immer unter Aufsicht der Leibwache des Königs. Dieses Tuch tut Wunder. Es hat Abgarus geheilt und viele andere, die sich ihm voller Glauben näherten. Du musst wissen, dass Blut und Schweiß in dem Stoff das Gesicht und den Körper von Jesus festgehalten haben. Wahrlich, ich sage dir, wenn ich das Tuch anschau, kann ich unseren Meister sehen, und ich leide wegen der Qualen, die die Römer ihm angetan haben.«

»Irgendwann werde ich dich bitten, mir das Leichentuch zu zeigen, aber ich muss in meinem Herzen den richtigen Moment suchen, denn damit breche ich das Gesetz.«

Sie kamen in den Palast, wo sie herzlich von Abgarus empfangen wurden. Die Königin an seiner Seite konnte die Aufregung nicht verbergen, einen Freund von Jesus kennen zu lernen.

»Sei willkommen als Freund, der du warst von Jesus. Du kannst so lange in unserer Stadt bleiben, wie du möchtest. Hier bist du unser Gast, und es wird dir an nichts fehlen. Wir bitten dich nur, uns vom Erlöser zu berichten, dich an seine Worte und

Taten zu erinnern, und ich möchte, mit deiner Erlaubnis, meine Schreiber bitten, deinen Worten aufmerksam zu lauschen und sie auf Pergamentrollen festzuhalten, damit die Menschen in meiner Stadt und in anderen Städten das Leben und die Lehren deines Meisters kennen lernen können.«

Bis tief in die Nacht erzählte Thaddäus dem König und dem Hof von den Wundern, die Jesus vollbracht hatte, und er nahm die Einladung von Abgarus, in Edessa zu bleiben, an.

Thaddäus wollte nur ein kleines Zimmer mit einem einfachen Bett in einem Haus in der Nähe von dem Josars, einen Sklaven lehnte er ab, genau wie Josar es nach seiner Rückkehr aus Jerusalem getan hatte. Er vereinbarte mit dem König, dass Josar sein Schreiber sein und alles, was er von Jesus erinnerte, zusammentragen solle.

In New York strahlte die Sonne, was im Frühjahr nicht so oft vorkommt. Der Alte wandte den Blick von dem Fenster mit dem einfallenden Morgenlicht ab und ging ans Telefon, das angefangen hatte zu klingeln.

»Ja«, sagte er mit fester Stimme.

»Der erste Stumme ist auf dem Weg.«

»Gibt es Probleme?«

»Sie nutzen dieselben Kontakte wie bei anderen Gelegenheiten und dieselben Fluchtwege, die Polizei schöpft keinen Verdacht.«

»Und der zweite Stumme?«

»Er verlässt das Versteck heute Nacht. Der dritte morgen; er wird auf direktem Weg in einem Lieferwagen transportiert. Er ist am nervösesten.«

»Ich werde heute mit unseren Leuten in Urfa sprechen. Wir müssen in Erfahrung bringen, wie Addaio reagiert und was er vorhat.«

»Er wird einen Wutanfall bekommen.«

»Etwas Neues von Addaios Mann in der Kathedrale?«

»Er ist sehr aufgeregt. Aber das fällt nicht weiter auf, sie halten ihn für einen guten Kerl, den das Geschehen sehr mitgenommen hat. Weder der Kardinal noch die Polizei hegen einen Verdacht.«

»Man muss ihn weiter überwachen.«

»Wird gemacht.«

»Und unser Bruder?«

»Sie haben ihn überprüft. Wer er ist, was er für Vorlieben hat, wie er an seine Stelle gekommen ist. Sie haben auch mich und

andere Brüder überprüft. Der Polizist, dieser Marco Valoni, ist intelligent, und er hat ein gutes Team.«

»Wir müssen vorsichtig sein.«

»Das sind wir.«

»Nächste Woche in Boston.«

»Ich werde da sein.«

Sofia und Pietro schwiegen sich an. Marco war im Büro des Chefs der Turiner Carabinieri, Minerva, Giuseppe und Antonino waren auf einen Kaffee in die Kneipe an der Ecke gegangen, in der Absicht, das Pärchen allein zu lassen. Alle hatten die Spannung zwischen den beiden bemerkt.

Während Sofia ziemlich umständlich ihre Papiere in die Mappe steckte, starrte Pietro gedankenverloren auf die Straße. Er schwieg, weil er Sofia nicht vorwerfen wollte, dass sie ihm nichts von der Operation Trojanisches Pferd verraten hatte. Sofia hatte ein schlechtes Gewissen. Jetzt kam es ihr kindisch vor, dass sie Pietro nichts von ihrem Plan gesagt hatte.

»Bist du wütend?«, fragte sie, um das drückende Schweigen zu beenden.

»Nein. Du musst mir nicht alles erzählen, was dir durch den Kopf geht.«

»Komm, Pietro, ich kenn dich doch, ich weiß, wenn dich etwas ärgert.«

»Ich habe keine Lust eine Diskussion anzufangen. Du hast dir einen Plan ausgedacht, ich denke, er ist noch nicht ausgereift, den Chef hast du überzeugt, eins zu null für dich. Wir werden tun, was du sagst, und von jetzt an werden wir uns alle dafür einsetzen, dass die Operation Trojanisches Pferd gut läuft. Jetzt rede nicht weiter drüber, sonst geraten wir am Ende in einen absurden Streit, der nichts bringt, außer dass wir beide sauer sind.«

»Einverstanden, aber sag mir, warum du meinen Plan nicht für gut hältst. Weil es meine Idee war oder weil du wirklich Schwachstellen siehst?«

»Es ist ein Fehler, den Stummen freizulassen. Er wird Lunte riechen und uns nirgendwo hinführen. Was die erneute Vernehmung der Arbeiter angeht, viel Spaß, ihr könnt mir ja berichten, wenn ihr noch etwas Neues herausfindet.«

Sofia sagte nichts mehr. Sie war erleichtert, dass Pietro abreiste. Sie blieb lieber nur mit Giuseppe und Antonino in Turin. Wenn Pietro auch bliebe, würden sie sich ernsthaft in die Haare kriegen und das würde sich auf die Arbeit auswirken. Er war nicht so besessen von dem Grabtuch wie Marco, aber für ihn war es eine persönliche Herausforderung, den Fall zu lösen.

Ja, es war wirklich das Beste, wenn er wegfuhr und ein paar Tage verstrichen, dann würde sich alles wieder einpendeln.

»Wo fangen wir an, Dottoressa?«

»Nun, Giuseppe, ich denke wir sollten noch einmal mit den Arbeitern sprechen und sehen, ob das, was sie uns diesmal sagen, sich von den Aussagen gegenüber Pietro unterscheidet. Wir sollten noch mehr über sie herausfinden, wo sie wohnen, mit wem, wie die Nachbarn sie einschätzen, ob es irgendwelche Auffälligkeiten in ihrem Leben gibt ...«

»Aber das wird uns Zeit kosten«, warf Antonino ein.

»Ja, deshalb hat Marco den Chef der Carabinieri gebeten, ein paar Männer abzustellen, die uns zur Hand gehen. Sie kennen ihre Stadt besser als wir und merken, ob etwas nicht mit rechten Dingen zugeht. Giuseppe kann sich darum kümmern, und du und ich, wir gehen zurück in die Kathedrale und sprechen noch einmal mit den Angestellten, mit dem Hausmeister, diesem Pater Yves, und mit den alten Jungfern im Sekretariat ...«

»Einverstanden, aber wenn jemand etwas zu verbergen hat, wird er Verdacht schöpfen, wenn wir so nachhaken, und sich bedeckt halten, ich sage dir das, weil ich schon vielen Schuftten das Handwerk gelegt habe«, sagte Giuseppe.

»Wenn jemand nervös wird, verrät er sich. Und wir sollten uns um das Gespräch mit D’Alaqua kümmern.«

»Ein dicker Fisch, zu dick. Wenn wir ins Fettnäpfchen treten und ihm zu nahe kommen, wird man uns in Rom die Flügel stutzen.«

»Ich weiß, Antonino, aber wir müssen es wenigstens versuchen, ich bin neugierig auf diesen Mann.«

»Vorsicht, Dottoressa, nicht dass deine Neugier uns Ärger einbringt!«

»Sei nicht albern. Giuseppe, ich denke, wir sollten mit diesem Mann reden, weil seine Firma bei allen Vorfällen irgendwie beteiligt war. Wenn mir das schon merkwürdig vorkommt, sollte es dir als Polizist erst recht auffallen.«

Sie teilten die Arbeit auf. Antonino würde erneut mit den Angestellten der Kathedrale sprechen, Giuseppe mit den Arbeitern, und Sofia mit D’Alaqua. Sie wollten in einer Woche fertig sein und dann beraten, wie sie weiter vorgehen sollten, falls sich bis dahin überhaupt etwas Neues ergab.

Auf Sofias Drängen hatte Marco die nötigen Kontakte aktiviert, damit Umberto D’Alaqua sie empfing.

Marco hatte sich anfangs ein wenig geziert, aber er war selbst der Meinung, dass man unbedingt mit dem Mann reden musste. Und so wendete sich der Direktor des Dezernats für Kunstdelikte an den Kulturminister, der ihn für verrückt erklärte, sich mit einer Firma wie COCSA und jemandem wie D’Alaqua anlegen zu wollen. Aber am Ende hatte er ihn von der Notwendigkeit überzeugt und auch davon, dass Dottoressa Galloni eine überaus

diskrete Person war, der bestimmt nicht die kleinste Unkorrektheit unterlief, die diesen mächtigen Mann verärgern könnte.

Der Minister erwirkte einen Termin am nächsten Morgen um zehn. Als Marco Sofia dies mitteilte, war sie äußerst zufrieden.

»Chef, du bist ein Goldstück, ich weiß, das war nicht leicht.«

»Ja, und pass auf, dass du keinen Fehler machst, sonst lässt der Minister uns demnächst in den Archiven Staub wischen. Bitte Sofia, sei auf der Hut, D'Alaqua ist nicht nur in Italien ein wichtiger Unternehmer, er hat auf der ganzen Welt Geschäfte laufen, in Amerika, im Nahen Osten, in Asien ... Einem solchen Mann kann man nicht mit Kindereien kommen.«

»Ich habe da so eine Ahnung.«

»Ich hoffe, deine Ahnungen bringen uns keinen Ärger ein.«

»Vertrau mir.«

»Wenn ich das nicht täte, wärest du nicht hier.«

Als sie mit dem Schminken fertig war, wurde sie auf einmal nervös. Sie hatte sich sorgfältig zurechtgemacht und trug ein beigefarbenes Armani-Kostüm. Sie hatte auf dem Zimmer gefrühstückt, aber bevor sie ging, verabschiedete sie sich noch von Antonino und Giuseppe.

»Viel Glück, Dottoressa, du siehst toll aus, als würdest du zu einem Date gehen.«

»Giuseppe, mach keine Witze! Ich bin nervös. Wenn ich einen Fehler mache, hat Marco ein Problem.«

»Giuseppe hat Recht, du siehst wirklich toll aus, vielleicht zu gut für einen so komischen Mann, der keine Schwäche für das weibliche Geschlecht zu haben scheint. Aber deine Trumpfkarte ist dein Kopf, darauf vertraue ich.«

»Danke Antonino, danke euch beiden, drückt mir die Daumen.«

Von Umberto D'Alaquas Sekretär war sie überrascht. Erstens, weil sie eine Frau erwartet hatte, und zweitens, weil dieser zurückhaltend elegante Mann mittleren Alters wie ein Manager wirkte und nicht wie ein Sekretär, ganz gleich wie wichtig sein Chef auch sein mochte. Er hatte sich ihr als Bruno Moretti vorgestellt und ihr einen Kaffee angeboten, Signor D'Alaqua sei noch im Gespräch.

Sofia lehnte den Kaffee ab, sie wollte ihr Make-up nicht ruinieren. Sie dachte, dass Bruno Moretti bestimmt die Aufgabe hatte, sie auszuhorchen, aber der ließ sie allein in dem überwältigenden Raum, an dessen Wänden ein Canaletto, ein Modigliani, ein Braque und ein kleiner Picasso hingen.

Sie war ganz in den Modigliani vertieft und merkte nicht, dass die Tür aufgegangen war und ein großer, gut aussehender Mann über fünfzig sie streng und zugleich neugierig ansah.

»Guten Tag, Dottoressa Galloni.«

Sofia drehte sich um, und da stand Umberto D'Alaqua. Sie fühlte, dass sie rot wurde, so als hätte sie etwas Verbotenes getan.

D'Alaqua war eine imposante Erscheinung, nicht nur wegen seiner Statur und Eleganz, sondern auch wegen der Selbstsicherheit, die er ausstrahlte. Selbstsicherheit und Stärke, sagte sie sich.

»Guten Tag, entschuldigen Sie, ich habe mir Ihren Modigliani angesehen, er ist echt.«

»Natürlich ist er das.«

»Es gibt so viele Fälschungen, aber dieser ist eindeutig echt.«

Wie dumm von ihr. Wie sollte ein Modigliani im Besucherraum eines so mächtigen Mannes nicht echt sein! D'Alaqua hielt sie bestimmt für dumm, sie hatte Blödsinn dahergeredet – aber wie sollte er auch wissen, dass er sie durch seine bloße Anwesenheit verunsichert hatte.

»In meinem Büro ist es angenehmer, Dottoressa.«

Sofia nickte. Das Büro von D'Alaqua war beeindruckend. Moderne Designermöbel, sehr bequem, und die Wände voll mit Bildern alter Meister. Mehrere Zeichnungen von Leonardo da Vinci, eine Madonna aus dem Quattrocento, ein Christus von El Greco, ein Harlekin von Picasso, ein Miró ... auf einem kleinen Tisch in einer Ecke fiel ihr ein einfaches Kruzifix aus Olivenholz auf.

Umberto D'Alaqua bedeutete ihr, auf dem Sofa Platz zu nehmen, und er setzte sich neben sie in einen Sessel.

»Schön, Dottoressa, womit kann ich dienen?«

»Signor D'Alaqua, wir vermuten, dass der Brand in der Kathedrale absichtlich gelegt wurde. Wir glauben, dass keiner der Vorfälle in der Kathedrale Zufall war.«

D'Alaqua verzog nicht eine Miene. Er zeigte sich weder besorgt noch überrascht. Er sah sie ruhig an und wartete darauf, dass sie weitersprach, als hätte das alles überhaupt nichts mit ihm zu tun.

»Vertrauen Sie den Männern, die die Bauarbeiten in der Kathedrale ausführen?«

»Dottoressa, COCSA ist eine von vielen Firmen, bei denen ich den Vorsitz habe. Sie werden verstehen, dass ich nicht alle Angestellten persönlich kenne. In dieser Firma gibt es wie in jeder anderen auch eine Personalabteilung, und ich bin sicher, dass man Ihnen dort alle notwendigen Daten über die Männer gegeben hat. Wenn Sie noch mehr Informationen benötigen, werde ich den Personalchef von COCSA gerne bitten, sich zu Ihrer Verfügung zu halten und Ihnen zu helfen, wo er kann.«

D'Alaqua griff zum Telefon und bat darum, mit dem Personalchef verbunden zu werden.

»Signor Lazotti, ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie Dottoressa Galloni vom Dezernat für Kunstdelikte empfangen könnten. Sie braucht noch mehr Informationen über die Arbeiter

in der Kathedrale. In ein paar Minuten wird mein Sekretär sie in Ihr Büro bringen. Danke.«

Sofia war enttäuscht. Sie hatte gedacht, dass D'Alaqua überrascht wäre, wenn sie ihm offen sagte, dass sie den Verdacht hatte, dass die Vorfälle in der Kathedrale absichtlich herbeigeführt worden waren, aber seine einzige Reaktion war, sie zum Personalchef zu schicken.

»Kommt es Ihnen abwegig vor, was ich gesagt habe, Signor D'Alaqua?«

»Dottoressa, Sie sind Profis, und Sie machen Ihre Arbeit gut. Ich habe keine Meinung hinsichtlich Ihres Verdachts oder der Richtung Ihrer Ermittlungen.«

Er sah sie weiterhin ruhig an; es war klar, dass das Gespräch an dieser Stelle beendet war, und Sofia war verärgert. Sie wollte noch nicht gehen, sie hatte das Gefühl, aus dem Gespräch nichts herausgeholt zu haben.

»Kann ich noch etwas für Sie tun, Dottoressa?«

»Nein, eigentlich nicht. Wir wollten Sie nur davon in Kenntnis setzen, dass wir den Verdacht haben, dass der Brand kein Unfall war, und Ihr Personal deshalb gründlich unter die Lupe nehmen werden.«

»Signor Lazotti wird Ihnen alle nötigen Informationen über die COCSA geben.«

Sie gab sich geschlagen. D'Alaqua würde kein Wort mehr sagen. Sofia stand auf und reichte ihm die Hand.

»Ich danke Ihnen für Ihre Unterstützung.«

»Freut mich, Sie kennen gelernt zu haben, Dottoressa Galloni.«

Sofia war wütend auf sich selbst, und verwirrt, ja: Umberto D'Alaqua war der attraktivste Mann, der ihr je begegnet war. Und in diesem Moment beschloss sie, mit Pietro Schluss zu machen. Die Vorstellung, diese Beziehung fortzusetzen, erschien ihr unerträglich.

Bruno Moretti geleitete sie zu Mario Lazottis Büro.

»Dottoressa, was kann ich für Sie tun?«, empfing Lazotti Sofia.

»Ich brauche alle möglichen Informationen über die Arbeiter, die in der Kathedrale arbeiten, auch persönliche Daten, wenn Sie welche haben.«

»All diese Informationen habe ich doch schon einem Ihrer Kollegen vom Dezernat für Kunstdelikte und der Polizei gegeben, aber ich kann Ihnen gerne ein weiteres Dossier zur Verfügung stellen. Was die persönlichen Daten angeht, so bedaure ich, Ihnen nicht viel helfen zu können, das ist eine große Firma, und da ist es unmöglich, jeden Einzelnen zu kennen; vielleicht kann der Polier Ihnen persönlichere Informationen geben.«

Eine Sekretärin kam in das Büro und übergab Lazotti eine Mappe. Der bedankte sich und reichte sie an Sofia weiter.

»Signor Lazotti, hat es bei Ihnen noch mehr Vorfälle wie die in der Kathedrale von Turin gegeben?«

»Was meinen Sie?«

»COCSA ist eine Firma, die für die Kirche tätig ist. Sie haben Reparatur- und Sanierungsarbeiten an fast allen Kathedralen Italiens ausgeführt.«

»Italiens und eines Großteils Europas. Und solche Zwischenfälle kommen unglücklicherweise vor, auch wenn alle Sicherheitsnormen strikt befolgt werden.«

»Könnten Sie mir eine Liste mit allen Unfällen beschaffen, die sich bei Bauarbeiten in Kathedralen ereignet haben?«

»Ich werde alles tun, um Ihrem Wunsch nachzukommen, aber es wird nicht einfach sein, denn bei allen Arbeiten gibt es Unregelmäßigkeiten, kleine Zwischenfälle, und ich weiß nicht, ob wir darüber Buch führen. Normalerweise erstellt der Bauleiter einen Bericht. Na ja, über welchen Zeitraum bräuchten Sie denn die Informationen?«

»Sagen wir, über die letzten fünfzig Jahre?«

Lazotti schaute sie ungläubig an, widersprach ihrer Bitte aber nicht.

»Ich werde sehen, was ich tun kann. Wohin soll ich die Informationen schicken, sofern ich sie bekomme?«

»Ich lasse Ihnen meine Karte und meine Handynummer da. Rufen Sie mich an. Wenn ich in Turin bin, hole ich sie selbst ab. Wenn nicht, schicken Sie sie mir bitte in mein Büro in Rom.«

»Verzeihen Sie, Dottoressa Galloni, aber was suchen Sie eigentlich?«

Sofia taxierte Lazotti kurz und beschloss die Wahrheit zu sagen.

»Ich suche die Leute, die für die Vorfälle in der Kathedrale von Turin verantwortlich sind.«

»Wie bitte?«, rief Lazotti überrascht aus.

»Ja, wir suchen die Urheber, denn wir vermuten, dass es sich nicht um Zufälle handelt.«

»Sie verdächtigen unsere Arbeiter? Mein Gott, wer sollte denn die Kathedrale beschädigen wollen?«

»Das wollen wir ja gerade herausfinden.«

»Aber sind Sie sich wirklich sicher? Das ist eine sehr direkte Anschuldigung gegen die Arbeiter von COCSA ...«

»Es ist keine Anschuldigung, es ist ein Verdacht, und deswegen ermitteln wir.«

»Natürlich, Dottoressa, und seien Sie versichert, dass ich Ihnen dabei behilflich sein werde.«

»Da bin ich mir sicher, Signor Lazotti.«

Sofia verließ das Gebäude aus Stahl und Glas und überlegte, ob es möglicherweise ungeschickt gewesen war, D'Alaqua und dem Personalchef ihren Verdacht darzulegen.

D'Alaqua telefonierte vielleicht gerade in diesem Moment mit

dem Minister, um sich zu beschweren, oder vielleicht tat er auch nichts – sei es, weil er dem ganzen keine Bedeutung beimaß, sei es, gerade weil er es tat.

Sie beschloss, sofort Marco anzurufen, um ihn ins Bild zu setzen. Wenn D’Alaqua mit dem Minister sprach, musste Marco vorbereitet sein.

11

Ich, Maanu, Prinz von Edessa, Sohn von Abgarus, flehe dich an, Sin, Gott der Götter, mir zu helfen, die ungläubigen Menschen zu vernichten, die unser Volk in Verwirrung stürzen und sie anleiten, deinen Kult aufzugeben und die Götter unserer Vorfahren zu verlassen.«

Auf einem Felsvorsprung, wenige Meilen von Edessa entfernt wurde Sins Kultstätte schwach vom Schein der Fackeln erleuchtet, die Sultanept zusammen mit Maanu und Marvuz in der Höhle verteilt hatte.

Sins in Stein gehauenes Abbild wirkte fast menschlich, so realistisch hatte der Künstler es gemeißelt.

Maanu verbrannte Weihrauch und aromatische Kräuter, die ihre Sinne betörten und ihnen dabei halfen, mit dem Gott in Verbindung zu treten. Mit dem mächtigen Mondgott Sin, den sie nie aufgehört hatten anzubeten, weder er noch andere traditionsbewusste Einwohner von Edessa, wie sein Getreuer Marvuz, den er nach dem Tod von Abgarus zu seinem Berater machen würde.

Sin schien Maanus Gebet zu erhören, denn er trat kraftvoll aus den Wolken hervor und erleuchtete seine Kultstätte.

Sultanept, der große Priester von Sin, sagte zu Maanu, das sei ein Zeichen von Sin, das sei seine Art, ihnen zu zeigen, dass er bei ihnen war.

Sultanept lebte mit fünf anderen Priestern versteckt in Sumurtar. Geschützt von einem Labyrinth aus Tunneln und unterirdischen Kammern, dienten sie den Göttern, der Sonne, dem Mond und den Planeten, Anfang und Ende aller Dinge.

Maanu hatte Sultanept versprochen, ihm alle Macht und allen Reichtum zurückzugeben, den Abgarus ihm genommen hatte, als er die Religion der Vorfahren ächtete.

»Mein Prinz, wir sollten gehen. Der König könnte dich rufen, es ist Stunden her, dass wir den Palast verlassen haben.«

»Er wird mich nicht rufen, Marvuz, er wird glauben, dass ich mit meinen Freunden in einem Wirtshaus bin oder mich mit einer Tänzerin vergnüge. Mein Vater will kaum etwas von mir wissen, er ist enttäuscht, weil ich seinen Jesus nicht anbote. Die Königin ist Schuld. Sie hat ihn davon überzeugt, unsere Götter zu verraten und diesen Nazarener zum einzigen Gott zu erklären.

Aber ich versichere dir, Marvuz, das Volk wird seinen Blick wieder auf Sin richten und die Tempel zerstören, die die Königin zu Ehren des Nazareners errichten ließ. Sobald Abgarus entschlafen ist, werden wir die Königin töten und auch dem Leben von Josar und diesem Thaddäus ein Ende machen.«

Marvuz bebte. Er verspürte keinerlei Zuneigung zur Königin, sie schien ihm eine harte Frau, die wahre Herrscherin über Edessa, seit Abgarus erkrankt war.

Ihrerseits misstraute sie ihm, dem Chef der königlichen Leibwache. Er spürte, wie ihr eiskalter Blick ihn durchbohrte, weil sie wusste, dass er ein Freund von Maanu war. Aber hätte er den Mut, sie zu töten? Er war sich sicher, dass Maanu das von ihm verlangen würde.

Bei Josar und Thaddäus hätte er keine Probleme. Er würde sie mit dem Schwert richten. Er war ihre Predigten leid, ihre vorwurfsvollen Worte, weil er mit jeder Frau schlief, die sich ihm anbot, und weil er sich zu Ehren von Sin in den Vollmondnächten sinnlos betrank. Er, Marvuz, hielt den Glauben an die Götter seiner Vorväter, die Götter seiner Stadt, aufrecht, akzeptierte den aufgezwungenen tugendhaften Gott nicht, von dem Josar und Thaddäus sprachen.

Izaz schrieb gewandt nieder, was Thaddäus ihm erzählte. Sein Onkel Josar hatte ihm die Kunst des Schreibens beigebracht und er träumte davon, eines Tages selbst königlicher Schreiber zu werden. Er war stolz, weil Abgarus und die Königin die Pergamente gelobt hatten, auf die er sorgfältig übertragen hatte, was Thaddäus ihm von Jesus berichtete. Thaddäus rief ihn oft zu sich, um ihm seine Erinnerungen an den Nazarener zu diktieren. Thaddäus schloss die Augen und schien in einen Traum zu versinken, und dann begann er zu erzählen, wie Jesus war, was er sagte und was er tat. Der Junge kannte die Abenteuer von Thaddäus an der Seite Jesus' auswendig.

Josar hatte seine eigenen Erinnerungen niedergeschrieben und sie abschreiben lassen. Eine der Kopien wurde in den königlichen Archiven aufbewahrt. Dasselbe würde mit den Geschichten von Thaddäus geschehen. So hatte es Abgarus befohlen, der davon träumte, dass Edessa seinen Nachkommen die wahre Geschichte von Jesus hinterlassen könnte.

Izaz freute sich, dass Thaddäus in der Stadt geblieben war. Sein Onkel Josar hatte so Gesellschaft von jemandem, der wie er den Nazarener gekannt hatte. Er bewunderte Thaddäus, weil er ein Jünger Jesu gewesen war, und er befragte ihn, was er den Einwohnern von Edessa sagen sollte, die zu ihm kamen, um zu beten und mehr über Jesus zu erfahren.

Thaddäus hatte nie den passenden Moment zur Abreise gefunden, die Königin und Abgarus hatten ihn immer wieder gebeten, zu bleiben und ihnen zu helfen, gute Christen zu sein und aus Edessa einen Ort zu machen, wo all diejenigen Aufnahme finden konnten, die an den Nazarener glaubten. Die Zeit verging und am Ende blieb Thaddäus für immer.

Jeden Tag ging er mit Josar in den Tempel, den die Königin Jesus zu Ehren hatte errichten lassen; dort sprach er und betete mit Gruppen von Frauen und Männern, die Trost in ihrem Leiden suchten und hofften, dass ihre Gebete diesen Jesus erreichten, der Abgarus von der furchtbaren Krankheit geheilt

hatte. Er kümmerte sich auch um die Gläubigen, die sich in einem neuen Tempel versammelten, den der große Marcius, der königliche Architekt, erbaut hatte.

Thaddäus hatte Marcius gebeten, der neue Tempel möge so einfach gehalten sein wie der erste, nur ein Haus mit einem großen Atrium, wo er Jesus' Wort predigen konnte. Er hatte Marcius erklärt, dass der Nazarener die Händler aus dem Tempel in Jerusalem vertrieben hatte, und dass Jesus' Geist nur dort sein kann, wo Einfachheit und Frieden herrschen.

Der Morgen graute über dem Bosphorus, als die *Stella di Mare* die Gewässer vor Istanbul durchquerte. An Deck waren die Seeleute damit beschäftigt, die Landung vorzubereiten.

Der Kapitän beobachtete den dunkelhäutigen jungen Mann, der still das Deck schrubhte. In Genua war einer seiner Seeleute krank geworden und hatte an Land bleiben müssen, und da hatte sein Adjutant ihm diesen Stummen gebracht, und ihm versichert, er könne zwar nicht reden, aber er sei ein guter Seemann. Weil sie so schnell wie möglich in See stechen mussten, hatte er in dem Moment gar nicht bemerkt, dass die Hände des angeblichen Seemanns nicht eine einzige Schwielen hatten. Die Haut war glatt. Das waren die Hände von jemandem, der noch nie wirklich mit den Händen gearbeitet hatte. Aber der Stumme tat die ganze Fahrt über, was man ihm befahl, und seine Augen zeigten keinerlei Gefühlsregung, ganz gleich, welche Arbeit man ihm auftrug. Sein Adjutant hatte behauptet, ein Stammkunde in einer der Hafenkneipen habe ihn empfohlen und deswegen habe er ihn an Bord gebracht. Der Kapitän wusste, dass sein Adjutant log, aber er verstand nicht, warum.

Der Adjutant hatte gesagt, dass der Stumme in Istanbul von Bord gehen und nicht weiter auf dem Schiff arbeiten werde, und als er ihn gefragt hatte, warum und woher er das wisse, hatte der nur mit den Achseln gezuckt.

Der Kapitän war aus Genua, er fuhr seit vierzig Jahren zur See, hatte an zahllosen Häfen angelegt und alle möglichen Menschen kennen gelernt, aber jemand wie dieser Junge war ihm noch nicht begegnet, das Scheitern, die Resignation standen ihm ins Gesicht geschrieben, so als wüsste er, dass er am Ende war. Aber am Ende wovon? Und warum?

Istanbul kam ihm schöner vor denn je. Der Stumme seufzte lautlos und blickte suchend zum Hafen hinüber. Es würde jemand kommen, um ihn abzuholen, vielleicht derselbe Mann, der ihn bei seiner Ankunft in Urfa versteckt hatte. Er wollte in seine Stadt zurückkehren, seinen Vater umarmen, seine Frau wiedersehen und das fröhliche Lachen seiner Tochter hören.

Er fürchtete sich vor dem Treffen mit Addaio, vor seiner Enttäuschung. Aber in diesem Moment machte ihm seine Niederlage wenig aus, er fühlte sich lebendig, und bald würde er zu Hause sein. Das war mehr, als sein Bruder vor zwei Jahren erreicht hatte. Der Mann aus der Kathedrale hatte gesagt, dass Mendibj immer noch im Gefängnis war, obwohl sie nichts mehr von ihm gehört hatten seit dem schicksalhaften Tag, an dem man ihn wie einen gewöhnlichen Taschendieb verhaftet hatte. Die Zeitungen hatten damals geschrieben, der geheimnisvolle Dieb sei zu drei Jahren verurteilt worden, dann müsste er in einem Jahr freikommen.

Er verließ das Schiff, ohne sich von jemandem zu verabschieden. Am Abend zuvor hatte der Kapitän ihm den vereinbarten Lohn gegeben und ihn gefragt, ob er nicht weiter mit seiner Besatzung fahren wolle. Er hatte den Kopf geschüttelt.

Er verließ den Hafen und wusste nicht recht, wohin er gehen sollte. Wenn der Mann in Istanbul nicht auftauchte, würde er selbst Mittel und Wege finden, nach Urfa zu kommen. Er hatte das Geld, das er als Seemann verdient hatte.

Er hörte eilige Schritte hinter sich, und als er sich umdrehte, erkannte er den Mann, der ihm einige Monate zuvor Unterschlupf gewährt hatte.

»Ich bin schon eine Weile hinter dir und beobachte dich, ich musste sichergehen, dass dir niemand folgt. Du wirst heute Nacht bei mir schlafen, morgen früh kommen sie dich holen. Bis dahin solltest du das Haus besser nicht verlassen.«

Er nickte. Er wäre gerne durch Istanbul gegangen, durch die Gässchen des Bazars geschlendert, um seiner Frau ein Parfum zu kaufen und ein Geschenk für seine Tochter, aber er würde es nicht tun. Jeder weitere Ärger würde Addaio noch mehr erzürnen, und er war trotz seines Scheiterns froh, zurückkehren zu dürfen. Er wollte nicht, dass noch etwas seine Freude trübte.

»Ich habe es geschafft.«

Marcos Stimme klang fröhlich, triumphierend. Sofia lächelte und machte Antonino ein Zeichen, sich neben sie ans Telefon zu setzen.

»Ich musste zwei Minister überzeugen, aber am Ende haben sie mir grünes Licht gegeben. Sie werden den Stummen freilassen, sobald wir wollen, und sie haben seine Verfolgung genehmigt, ganz gleich, wohin.«

»Bravo, Chef!«

»Antonino, bist du in der Nähe?«

»Wir sind beide da«, antwortete Sofia, »eine bessere Nachricht hättest du uns nicht geben können.«

»Ja, ich bin zufrieden, ich hatte sie nicht alle auf meiner Seite. Jetzt müssen wir überlegen, wann und wie wir ihn freilassen. Und wie ist es euch ergangen?«

»Ich habe dir ja schon von D'Alaqua erzählt ...«

»Ja, aber die Minister haben nichts gesagt, und das heißt, er hat sich nicht beschwert.«

»Wir sehen uns die Arbeiter und das Personal der Kathedrale noch einmal genau an, und in ein paar Tagen kommen wir zurück nach Rom.«

»Okay, dann sehen wir weiter. Ich habe schon einen Plan.«

»Was für einen?«

»Nicht so neugierig, Dottoressa, alles zu seiner Zeit. *Ciao!*«

»Typisch ... Na schön, *ciao!*«

Josar wurde von nervösem Klopfen an der altersschwachen Tür seines Hauses geweckt. Die Sonne war über Edessa noch nicht aufgegangen, aber der Wachposten an der Tür überbrachte ihm einen dringenden Befehl von der Königin. Noch am selben Tag sollte er mit Thaddäus in den Palast kommen.

Er dachte, dass die Königin, weil sie die Nacht schlaflos an Abgarus' Bett verbracht hatte, nicht wusste, wie früh es war, aber der nervöse Blick des Wachpostens sagte ihm, dass etwas nicht stimmte.

Er würde Thaddäus Bescheid geben und am Abend würden sie den Hügel zum Palast hinaufsteigen. Ihm schwante Böses. Auf Knien, mit geschlossenen Augen, suchte er im Gebet eine Antwort auf die Unruhe, die seine Seele erfüllte.

Stunden später kam Izaz zu ihm, fast gleichzeitig mit Thaddäus. Sein junger Neffe, ein kräftiger intelligenter Mann, berichtete ihm von den Gerüchten im Palast. Abgarus ging es zusehends schlechter. Die Ärzte munkelten, es gebe wenig Hoffnung, dass er siegreich aus diesem letzten Spiel des Todes gegen sein Leben hervorgehen werde.

Sich seiner Lage bewusst, hatte Abgarus die Königin gebeten, einige Freunde an sein Lager zu rufen. Er wollte ihnen sagen, was nach seinem Tod zu tun war. Deswegen hatte die Königin sie rufen lassen. Zu Josars Überraschung war auch Izaz dabei.

Als sie in den Palast kamen, wurden sie eilig zu Abgarus' Gemächern geführt. Er wirkte noch blasser als an den Tagen zuvor. Die Königin, die die Stirn des Königs mit einem in Rosenwasser getränkten Lappen befeuchtete, seufzte erleichtert, als sie sie eintreten sah.

Im selben Moment kamen zwei weitere Männer, Marcius, der königliche Architekt, und Senin, der reichste Händler von Edessa, der mit dem König verwandt und ihm ein treuer Freund war.

Die Königin rief sie an das Lager, schickte die Dienerinnen weg, und befahl den Wachen, die Türen zu schließen und niemanden hereinzulassen.

»Meine Freunde, ich wollte mich von euch verabschieden und meine letzten Befehle geben.«

Abgarus' Stimme klang schwach. Der König starb, er wusste es, und ihr Respekt und ihre Zuneigung ließen es nicht zu, dass sie falsche Worte der Hoffnung sprachen. Deswegen hörten sie ihn schweigend an.

»Wie meine Spione mir berichtet haben, plant mein Sohn Maanu, nach meinem Tod über alle Christen herzufallen. Einige von euch will er ermorden. Thaddäus, Josar und du, Izaz, ihr müsst Edessa verlassen, bevor ich tot bin. Danach kann ich euch nicht mehr schützen. Maanu wird nicht wagen, Marcius oder Senin zu töten, auch wenn er weiß, dass sie Christen sind, weil sie zu den adeligen Familien Edessas gehören, die ihm Rache schwören würden.

Maanu wird die Jesus geweihten Tempel verbrennen, und dasselbe wird er mit den Häusern einiger meiner Untertanen tun, die sich dem christlichen Glauben in besonderer Weise verschrieben haben. Viele Männer, Frauen und Kinder werden getötet werden, um den Christen Angst zu machen und sie zu zwingen, die alten Götter wieder anzubeten. Ich mache mir Sorgen um das Leichentuch von Jesus, ich habe Angst, dass es zerstört wird. Maanu hat geschworen, dass er es am Tag meines Todes vor den Einwohnern von Edessa verbrennen will. Ihr, meine Freunde müsst es retten.«

Die Männer schwiegen. Josar sah die Königin an und zum ersten Mal bemerkte er, dass ihre frühere Schönheit verblasst war.

Das Haar, das zwischen den Falten ihres Schleiers hervorsah, war grau. Sie war gealtert, aber sie hatte immer noch denselben Glanz im Blick und den majestätischen Gesichtsausdruck. Was würde aus ihr werden? Er war sicher, dass Maanu, ihr Sohn, sie hasste.

Abgarus ahnte Josars Sorge. Er wusste, dass sein Freund immer heimlich in die Königin verliebt gewesen war.

»Josar, ich habe die Königin gebeten zu gehen, jetzt ist noch Zeit, aber sie weist mein Ansinnen zurück.«

»Meine Königin«, sagte Josar, »Euer Leben ist in größerer Gefahr als das unsrige.«

»Josar, ich bin die Königin von Edessa, und eine Königin flieht nicht. Wenn ich sterben muss, dann werde ich das hier tun, zusammen mit denen, die wie ich an Jesus glauben. Ich werde diejenigen nicht verlassen, die uns vertraut haben, die Freunde, mit denen ich gemeinsam gebetet habe. Ich werde bei Abgarus bleiben, ich könnte es nicht ertragen, ihn in diesem Palast seinem Schicksal zu überlassen. Solange der König lebt, wird Maanu nicht wagen, die Hand gegen mich zu erheben. Jetzt hört euch den Plan des Königs an.«

Abgarus richtete sich auf und drückte dabei die Hand der Königin. In den letzten Tagen hatten sie bis zum Morgengrauen über den Plan gesprochen, den sie jetzt ihren nächsten Freunden darlegen wollten.

»Mein letzter Wille ist, dass ihr das Leichentuch von Jesus rettet. An mir hat es das Wunder vollbracht, mir das Leben zu schenken, und ich bin alt geworden. Das heilige Tuch gehört mir nicht, es gehört allen Christen, und für die müsst ihr es retten, aber, ich bitte euch, es muss in Edessa bleiben, die Stadt soll es in alle Ewigkeit bewahren. Jesus wollte hierher kommen, und hier wird er bleiben. Thaddäus, Josar, ihr gebt das Leichentuch

Marcius. Und Marcius, du weißt, wo du es zu verstecken hast, um es vor Maanus Zorn zu retten. Von dir, Senin, erwarte ich, dass du die Flucht von Thaddäus, Josar und dem jungen Izaz organisierst. Mein Sohn wird nicht wagen, eine deiner Karawanen anzugreifen. Ich stelle sie unter deinen Schutz.«

»Abgarus, wo soll ich das heilige Tuch verstecken?«, fragte Marcius.

»Das musst du entscheiden, mein guter Freund. Weder die Königin noch ich dürfen es wissen. Du musst jemanden auswählen, dem du das Geheimnis verrätst, und ihn dann ebenfalls mit Senins Hilfe in Sicherheit bringen. Ich spüre, dass mein Leben erlischt. Ich weiß nicht, wie viele Tage mir noch bleiben, ich hoffe, genug, damit ihr tun könnt, worum ich euch gebeten habe.«

Und weil dies vielleicht die letzte Gelegenheit war, verabschiedete sich der König in der nächsten Stunde herzlich von ihnen allen.

Die Sonne ging auf, als Marcius an der Westmauer ankam. Die Arbeiter warteten auf ihn. Als königlicher Architekt war Marcius nicht nur damit betraut, Gebäude zum Ruhme von Edessa zu errichten; er kümmerte sich um sämtliche Bauarbeiten in der Stadt, so auch die an der Westmauer, wo ein neues Tor entstehen sollte.

Er war überrascht, als er Marvuz mit dem Vorarbeiter Jeremín sprechen sah.

»Sei begrüßt, Marcius.«

»Was hat der Chef der königlichen Leibwache hier zu suchen? Hat der König mich rufen lassen?«

»Maanu hat mich geschickt, der bald König sein wird.«

»So Gott will.«

Marvuz' Gelächter hallte durch die morgendliche Stille.

»Er wird es sein, Marcius, er wird es sein, und das weißt du, du warst gestern bei Abgarus, und es ist offenkundig, dass er im Sterben liegt.«

»Was willst du? Sag schon, ich habe zu tun.«

»Maanu will wissen, was Abgarus verfügt hat. Er weiß, dass du, Senin, Thaddäus, Josar und Izaz, der Schreiber, bis tief in die Nacht am Sterbebett des Königs wart. Der Prinz sagt, du sollst wissen, wenn du ihm gegenüber loyal bist, wird dir nichts passieren. Wenn nicht, kann er für nichts garantieren.«

»Willst du mir in Maanus Namen drohen? Hat der Prinz so wenig Selbstachtung? Ich bin alt, ich habe nichts zu fürchten. Maanu kann mir nur das Leben nehmen, und das neigt sich ohnehin seinem Ende zu. Und jetzt geh, und lass mich arbeiten.«

»Verrätest du mir, was Abgarus gesagt hat?«

Marcius wandte sich ab, ohne Marvuz eine Antwort zu geben, und begann, den Lehmörtel zu untersuchen, den einer der Arbeiter anrührte.

»Das wird dir noch Leid tun, Marcius«, rief Marvuz, während er das Pferd wenden ließ und im Galopp zum Palast zurückeilte.

In den folgenden Stunden wirkte Marcius ganz versunken in seine Arbeit. Der Vorarbeiter beobachtete ihn aus den Augenwinkeln. Marvuz hatte ihn bestochen, den Architekten auszuspiionieren, und er hatte sich darauf eingelassen. Er bedauerte es, den Alten zu verraten, er war immer gut zu ihm gewesen, aber Marcius' Tage waren gezählt und Marvuz hatte gesagt, Maanu werde sich für seine Dienste erkenntlich zeigen.

Die Sonne stand im Zenit, als Marcius dem Vorarbeiter sagte, sie sollten eine Ruhepause einlegen. Der Schweiß rann über die Körper der Arbeiter, und Jeremín war müde.

Zwei junge Diener aus Marcius' Haus kamen in diesem Moment mit Körben voll frischen Früchten und Wasser, und der Architekt teilte alles mit seinen Arbeitern.

Eine Stunde lang ruhten sie sich aus, obwohl Marcius wie so oft mit seinen Plänen beschäftigt schien. Er kletterte auf dem Gerüst herum, überprüfte die Festigkeit der Mauer, die sie gerade erweiterten, und die Konturen des Tores, das er mit Ornamenten verziert haben wollte.

Der Vorarbeiter schloss erschöpft, wie er war, die Augen, und auch die anderen Arbeiter dösten vor sich hin.

Erst als die Sonne unterging, gab Marcius den Befehl, die Arbeit einzustellen. Wenig hatte Jeremín von Marcius' Aktivitäten zu berichten, als er sich auf den Weg zum vereinbarten Treffen mit Marvuz machte. Der Architekt verabschiedete sich und ging in Begleitung seiner Diener nach Hause.

Marcius, der kinderlos und seit Jahren verwitwet war, behandelte die beiden jungen Diener wie seine eigenen Söhne. Sie waren Christen wie er, und er wusste, dass sie ihn nicht verraten würden.

Bevor sie am Vorabend den Palast verlassen hatten, war er mit Thaddäus und Josar übereingekommen, dass er ihnen eine Nachricht zukommen ließe, sobald er wüsste, wo er das Leichentuch verstecken würde. Sie hatten sich einen Plan ausgedacht, wie Josar ihm das Tuch übergeben konnte, ohne dass Maanu Verdacht schöpfte. Abgarus hatte sie gewarnt, dass sie womöglich von seinem Sohn überwacht würden. Sie entschieden auch, dass Marcius nur Izaz sagen würde, wo das Tuch versteckt war. Izaz sollte gleich darauf mit Senins Hilfe aus der Stadt fliehen. Thaddäus hatte bestimmt, dass Izaz nach Sidon reisen solle, wo eine kleine christliche Gemeinde entstanden war. Das geistliche Oberhaupt dieser Gemeinde, Timäus, war von Petrus als Prediger entsandt worden. Izaz würde bei Timäus Unterschlupf finden, und der wüsste auch, wie mit dem Grabtuch zu verfahren war.

Trotz Abgarus' Bitte, ihr Leben zu retten, hatten Thaddäus und Josar beschlossen, in Edessa zu bleiben und dasselbe Schicksal zu erleiden wie die anderen Christen. Keiner wollte das Grabtuch zurücklassen, auch wenn sie nicht wussten, wo Marcius es aufbewahrte.

Thaddäus und Josar hatten sich mit vielen Christen der Stadt im Tempel versammelt. Sie beteten gemeinsam für Abgarus und baten Gott, noch einmal Erbarmen mit dem König zu haben.

Am Morgen hatte Josar das Tuch vorsichtig eingerollt und es nach Marcius' Plan in dem Korb versteckt. Bevor die Mittagsglut kam, war er mit einem Korb unter dem Arm auf den Markt gegangen und hatte sich an den Ständen mit den Händlern unterhalten. Zur vereinbarten Stunde sah er einen der beiden jungen Diener von Marcius mit einem identischen Korb bei einem alten Mann Früchte kaufen, er ging auf ihn zu, begrüßte ihn herzlich.

Unauffällig tauschten sie die Körbe. Niemand merkte etwas, und Maanus Spione sahen nichts Verdächtiges darin, dass Josar einen anderen Christen grüßte.

Wie auch Jeremín keinen Verdacht schöpfte, als Marcius hoch oben auf dem Gerüst, auf das er mit einem der Obstkörbe gestiegen war, an einem Apfel herumknabberte und hier und da einen Ziegelstein einfügte. Marcius hatte das immer gern getan. Soll er doch, wenn er nicht einmal in dieser Stunde, wo die Hitze einen schläfrig macht, ruhig sitzen bleiben kann, dachte sich der Vorarbeiter.

Marcius erfrischte sich mit dem kühlen Wasser, das ihm einer seiner Diener in sein Zimmer gebracht hatte. Von der Hitze des Tages befreit, zog der königliche Architekt eine saubere Tunika an. Er spürte, dass seine Tage zu Ende gingen. Sobald Abgarus tot war, würde Maanu wissen wollen, wo das Grabtuch war, um es zu zerstören. Er würde alle foltern, von denen er glaubte, sie

könnten von dem Geheimnis wissen, natürlich auch ihn, den engen Freund von Abgarus. Deswegen hatte er eine Entscheidung getroffen, die er noch am selben Abend Thaddäus und Josar mitteilen würde, um sie auszuführen, sobald er wüsste, dass Izaz in Sicherheit war.

In Begleitung seiner beiden Diener ging er in den Tempel, wo seine Freunde beteten. Er suchte sich einen Platz fern von den Blicken der Leute.

Izaz erkannte den Alten im Halbdunkel. Er nutzte den Moment, in dem Thaddäus und Josar ihn aufforderten, ihnen zu helfen, das Brot und den Wein unter den Gläubigen zu verteilen, um auf Marcius zuzugehen. Dieser gab ihm ein sorgsam gefaltetes Stück Pergament, das Izaz zwischen den Falten seiner Tunika verschwinden ließ. Dann suchte er mit dem Blick einen großen kräftigen Mann, der auf sein Zeichen zu warten schien. Izaz verschwand unauffällig aus dem Tempel, und gefolgt von dem Koloss machte er sich eilig auf den Weg zu dem Platz, wo die Karawanen lagerten.

Senins Karawane war bereit. Harran, der Mann, den Senin beauftragt hatte, die Karawane nach Sidon zu bringen, wartete schon ungeduldig. Er wies Izaz und dem Koloss namens Obodas ihren Platz zu und gab den Befehl aufzubrechen.

Erst im Morgengrauen faltete Izaz das Stück Pergament auseinander, auf dem der Architekt ihm in zwei knappen Zeilen mitteilte, wo das Grabtuch versteckt war. Er zerriss das Pergament und verstreute die Fetzen in der Wüste.

Obodas hatte ein genaues Auge auf den Jungen und seine Umgebung. Er hatte Anweisung von Senin, das Leben des Jungen mit seinem eigenen zu schützen.

Erst drei Nächte später befanden Harran und Obodas, dass sie weit genug von Edessa weg waren, um eine kurze Ruhepause einzulegen und eine Botschaft an Senin zu schicken: Sie bräuchten noch drei Tage, dann sei Izaz in Sicherheit.

Abgarus rang mit dem Tod. Die Königin ließ Thaddäus und Josar rufen, um ihnen zu sagen, dass es eine Frage von Stunden, vielleicht auch nur von Minuten sei, bis das Leben des Königs erlosch. Er erkannte nicht einmal mehr sie.

Es waren zehn Tage vergangen, seit Abgarus im selben Zimmer seine Freunde versammelt hatte, um mit ihnen bis zum Einbruch der Nacht zu sprechen. Jetzt war der König ein regloser Körper, er öffnete die Augen nicht mehr, und nur ein schwacher Atem zeugte davon, dass noch ein letzter Rest Leben in ihm war.

Maanu entfernte sich nicht vom Palast und wartete voller Ungeduld auf Abgarus' Tod. Die Königin ließ ihn nicht bis in das königliche Gemach vor, aber das machte nichts, denn er hatte eine junge Sklavin bestochen und ihr die Freiheit versprochen, wenn sie ihm erzählte, was darin vor sich ging.

Die Königin wusste, dass sie bespitzelt wurde, und als Josar und Thaddäus eintrafen, schickte sie alle Diener hinaus und sprach ganz leise. Sie lächelte erleichtert, als sie hörte, dass das heilige Tuch in Sicherheit war. Sie versprach, ihnen umgehend mitzuteilen, wenn Abgarus gestorben wäre. Sie würde Ticius schicken, einen Schreiber, der sich dem Christentum angeschlossen hatte und loyal war. Bewegt nahmen sie Abschied, denn sie wussten, dass sie sich in diesem Leben nicht mehr wiedersehen würden. Die Königin bat die beiden, sie zu segnen und für sie zu beten, damit sie die Kraft habe, dem Tod gegenüberzutreten, zu dem ihr Sohn Maanu sie verurteilt hatte.

Die Augen voller Tränen schaffte Josar es nicht, sich von der Königin zu verabschieden. Sie war immer noch eine wunderschöne Frau. Sie drückte seine Hand und umarmte ihn, und ihr Gesicht sagte, dass sie wusste, wie sehr er sie geliebt hatte, und wie sehr sie ihn als treuesten ihrer Freunde schätzte.

Drei Tage währte der Todeskampf noch. Der Palast war in

tiefdunkle Nacht gehüllt, nur die Königin wachte am Bett des Königs. Plötzlich öffnete er die Augen und lächelte sie dankbar an, den Blick voller Liebe und Zärtlichkeit. Und dann verschied er in Frieden mit sich selbst und mit Gott. Die Königin drückte fest seine Hand. Dann schloss sie sanft seine Augen und küsste ihn auf den Mund. Sie gestattete sich noch ein paar Minuten, um zu beten und Gott zu bitten, Abgarus bei sich aufzunehmen.

Leise huschte sie über die dunklen Flure zu einem Zimmer, in dem seit ein paar Tagen Ticius, der königliche Schreiber, untergebracht war. Er schlief, aber er erwachte sofort, als er die Hand der Königin auf seiner Schulter spürte. Keiner von beiden sprach ein Wort. Sie kehrte im Schutz der Nacht in das königliche Gemach zurück, während sich Ticius aus dem Palast schlich und zu Josars Haus eilte.

Es war noch nicht hell, als Josar voller Trauer die Todesnachricht entgegennahm. Er musste Marcius eine Botschaft schicken, so hatte der Architekt es gewollt, um seinen Plan umsetzen zu können. Er musste auch möglichst schnell Thaddäus benachrichtigen, denn ihr beider Leben, da war er sicher, näherte sich dem Ende.

Raus mit der Sprache, Marco, was bedrückt dich?«
Santiago Jiménez' direkte Frage überraschte Marco.

»Ist das so offensichtlich?«

»Hey, wir sind vom Metier, uns kannst du nichts vormachen!«

Paola lachte. Marco hatte John, den amerikanischen Kulturattaché, und Santiago Jiménez, den Vertreter von Europol in Rom, zu sich nach Hause zum Essen eingeladen. John war mit seiner Frau Lisa gekommen. Santiago war Junggeselle und überraschte sie immer wieder mit wechselnden Begleiterinnen, die er zu den Essen mitbrachte. Diesmal war er mit seiner Schwester Ana gekommen, einer fröhlichen jungen Journalistin, die über ein Gipfeltreffen von Regierungschefs der Europäischen Union in Rom berichtete.

»Ihr wisst ja, dass es wieder einen Vorfall in der Kathedrale von Turin gegeben hat«, erklärte Marco.

»Glaubst du, es war Absicht?«

»Ja, John, das glaube ich. Die Geschichte der Unglücksfälle in der Kathedrale während der letzten Jahrhunderte ist beeindruckend, ihr wisst ja, Brände, Raubversuche, Überschwemmungen. Wie die ganze Geschichte des Grabtuchs überhaupt. In unserem Metier wissen wir, dass man nie von Zufällen ausgehen sollte.«

»Ja, die Geschichte des Grabtuchs ist wirklich beeindruckend, sein Verschwinden und Wiederauftauchen im Lauf der Jahrhunderte, die Gefahren, denen es immer wieder ausgesetzt war – glaubst du, dass jemand das Grabtuch zerstören oder stehlen will?«, fragte Lisa.

»Also, stehlen wohl weniger. Wahrscheinlicher scheint mir, dass es zerstört werden soll, denn schon mehrmals wäre es beinahe um das Tuch geschehen gewesen.«

»Das Grabtuch Christi ist in der Kathedrale, seit das Haus Savoyen beschloss, es dort hinzugeben. Der Kardinal von Mailand, Carlo Borromeo, hatte seinerzeit versprochen, von Mailand bis nach Chambéry zu laufen, wo sich das Grabtuch damals befand, um zu bitten, seine Stadt von der Pest zu befreien. Die Savoyer, gerührt von der Frömmigkeit des Kardinals, beschlossen, ihm das Tuch die halbe Strecke entgegenzubringen, also bis Turin, um ihm die weite Reise zu ersparen. Und dort befindet es sich bis heute. Wenn es in der Kathedrale zu so vielen Vorfällen gekommen ist, und du meinst, das sei kein Zufall, dann solltest du bedenken, dass es sich bei den Tätern von vor zwei Wochen nicht um dieselben wie im letzten Jahrhundert handeln kann ...«

»Lisa, sei nicht so besserwisserisch«, tadelte sie John. »Marco hat Recht, so viele Zufälle sind schon merkwürdig.«

»Ja, und ich frage mich, warum, und ich finde kein Motiv. Vielleicht ist es ein Verrückter.«

»Aber dieser Verrückte kann vielleicht die Attentate der letzten zehn, zwanzig Jahre verübt haben, doch was ist mit den vorausgegangenen?«, fragte Ana. »Eine tolle Geschichte! Da würde ich gerne etwas drüber schreiben ...«

»Ana, du bist hier nicht als Journalistin.«

»Lass sie nur, Santiago. Ich bin sicher, dass ich mich auf die Diskretion deiner Schwester verlassen kann, auch wenn sie Journalistin ist. Ich weiß nicht, ob meine Leute und ich so tief in der Sache drinstecken, dass wir nicht mehr über den Tellerrand hinausblicken und uns darum darauf versteifen – na ja, vor allem ich – dass ein Motiv hinter all dem steckt, während es vielleicht doch nur eine unglückliche Verkettung von Zufällen ist. Ich würde euch gerne um was bitten: Schaut euch den Bericht einmal an, den ich vorbereitet habe. Er enthält alles, was in den

letzten hundert Jahren im Zusammenhang mit der Kathedrale und dem Grabtuch passiert ist. Ich weiß, dass ihr eigentlich keine Zeit für so etwas habt und ich damit eure Freundschaft ausnutze, aber ich würde gerne wissen, was ihr denkt.«

»Du kannst auf mich zählen, ich werde dir helfen, so weit ich kann. Und du weißt, wenn du einen Blick in die Archive von Europol werfen willst, kein Problem.«

»Danke, Santiago.«

»Auch ich werde deinen Bericht lesen und dir meine Meinung dazu sagen. Du weißt, dass du von mir jede Unterstützung haben kannst, offiziell und inoffiziell«, bot John an.

»Ich würde den Bericht auch gern lesen.«

»Ana, du bist keine Polizistin, du hast damit nichts zu tun. Marco kann dir keinen offiziellen Bericht aushändigen, der vertraulich ist.«

»Ich bedaure, Ana«, sagte Marco verlegen.

»Schlecht für euch, denn meine Intuition sagt mir, wenn da etwas ist, was auch immer, dann müsst ihr das aus einer historischen Perspektive betrachten, nicht aus der polizeilichen, aber wie ihr wollt.«

Sie kamen überein, sich nächste Woche erneut zum Abendessen zu treffen. Dann wollte Lisa die Gastgeberin sein.

»Weißt du, Bruderherz, ich überlege, ob ich nicht noch ein paar Tage bleiben soll.«

»Ana, ich weiß, dass das, was Marco dir erzählt hat, eine gute Geschichte für deine Zeitung ist, aber Marco ist mein Freund. Außerdem würde ich mir Probleme auf der Arbeit einhandeln, wenn sich herausstellte, dass meine Schwester Daten aus polizeilichen Ermittlungen veröffentlicht, die sie nur über mich erfahren haben kann. Du würdest schlichtweg meine Karriere ruinieren.«

»Jetzt werde doch nicht gleich melodramatisch, ich schreibe keine Zeile, ich verspreche es dir.«

»Du machst mir keinen Stress? Du respektierst das *off the record*?«

»Nein, ich mache dir keinen Stress, du kannst beruhigt sein, ich bin schließlich deine Schwester. Außerdem respektiere ich das *off the record* immer, es ist Teil der Spielregeln meines Berufs.«

»Warum bist du nur Journalistin geworden!«

»Dein Job als Polizist ist noch schlimmer.«

»Los, ich lade dich auf einen Drink in ein Lokal ein, das dir gefallen wird, es ist absolut in, da kannst du ein bisschen angeben, wenn du wieder in Barcelona bist.«

»Einverstanden, aber ich möchte, dass du mir vertraust. Ich glaube, ich kann euch helfen, und ich verspreche dir, ich werde zu keinem Menschen ein Wort sagen und nicht eine Zeile schreiben. Ich finde solche Geschichten nur einfach faszinierend.«

»Ana, ich kann nicht zulassen, dass du dich in Ermittlungen des Dezernats für Kunstdelikte einmischst. Das schafft mir Probleme, ich habe es dir schon gesagt.«

»Aber das merkt doch keiner. Ich schwöre es dir, vertrau mir doch. Ich bin es leid, über Politik zu schreiben, Skandale in den Regierungen aufzuspüren. Ich habe bei meinem Job viel Glück gehabt, es ist von Anfang an gut gelaufen, aber ich bin noch nie auf eine große Geschichte gestoßen, und dies könnte eine sein.«

»Aber hast du nicht gerade gesagt, du willst mit niemandem darüber reden und nichts darüber schreiben?«

»Das werde ich auch nicht!«

»Und was soll das dann mit der großen Geschichte?«

»Schau, ich schlage dir einen Deal vor. Du lässt mich auf eigene Faust ermitteln, ohne jemandem etwas zu verraten. Ich werde

nur dir erzählen, was ich in Erfahrung bringe, sofern ich überhaupt etwas in Erfahrung bringe. Wenn ich eine Spur finden sollte, die euch helfen könnte, hinter das Geheimnis der Vorfälle in der Kathedrale zu kommen, und Marco den Fall löst, dann würde ich euch bitten, mir zu erlauben, das Ganze oder zumindest einen Teil zu erzählen. Aber nicht bevor der Fall abgeschlossen ist.«

»Das geht nicht.«

»Warum nicht?«

»Weil es nicht meine Angelegenheit ist, ich kann und darf hier keine Deals machen, weder mit dir noch mit sonst jemandem. Warum habe ich dich nur mit zu Marco zum Abendessen genommen!«

»Santiago, jetzt werde doch nicht wütend! Ich hab dich gern und ich würde nie etwas tun, das dir schadet. Ich bin Journalistin, mir macht meine Arbeit Spaß, aber du gehst vor, ich würde nie den Journalismus wichtiger nehmen als die Menschen, nie. Und in diesem Fall schon gar nicht.«

»Ich will dir ja vertrauen Ana – außerdem bleibt mir gar nichts anderes übrig. Aber morgen fliegst du nach Spanien zurück, du bleibst nicht hier.«

Der Stumme ließ den Blick über die Straße schweifen. Der LKW-Fahrer, der ihn nach Urfa gebracht hatte, schien so stumm zu sein wie er, er hatte kaum das Wort an ihn gerichtet, seit sie Istanbul verlassen hatten. Er war im Haus des Mannes aufgetaucht, der ihn versteckte.

»Ich komme aus Urfa, ich bin hier, um Zafarin abzuholen.—«

Sein Wächter hatte genickt und ihn aus dem Zimmer geholt, wo er schlief. Zafarin erkannte den Mann, er war aus seinem Dorf, ein Vertrauter von Addaio.

Sein Gastgeber gab ihm eine Tüte mit Datteln, Orangen und eine paar Flaschen Wasser und begleitete sie bis zum Wagen.

»Zafarin«, sagte er, »bei diesem Mann bist du sicher, er wird dich zu Addaio bringen.«

»Welche Anweisungen hast du?«, fragte er den Fahrer.

»Ich soll ihn so schnell wie möglich dorthin bringen und nirgends halten, wo wir auffallen könnten.«

»Er muss heil ankommen.«

»Das wird er. Ich halte mich an die Befehle Addaios.«

Zafarin setzte sich auf den Beifahrersitz. Er hätte gerne etwas über Addaio, seine Familie, sein Dorf erfahren, aber der andere schwieg hartnäckig. Er fragte ihn nur ab und zu, ob er Hunger habe oder aufs Klo müsse.

Er sah von der langen Fahrt müde aus, und Zafarin machte eine Geste, dass er ihn am Steuer ablösen könnte, aber der andere lehnte ab.

»Es ist nicht mehr weit, und ich will keine Probleme. Addaio würde mir einen Fehler nicht verzeihen, und du hast schon genug verbockt.«

Zafarin presste die Kiefer aufeinander. Er hatte sein Leben aufs Spiel gesetzt, und dieser Blödmann warf ihm vor, alles verbockt zu haben. Was wusste er schon von der Gefahr, der er und seine Kameraden ausgesetzt waren!

Der Verkehr wurde dichter. Die E-24 ist eine der am meisten befahrenen Autobahnen der Türkei, weil sie in den Irak führt, zu den Ölfeldern, und außerdem sind da die vielen Militärfahrzeuge, die an der türkisch-syrischen Grenze Streife fahren und vor allem hinter kurdischen Guerillakämpfern her sind, die in diesem Gebiet aktiv sind.

In weniger als einer Stunde wäre er zu Hause, und das war im Moment das einzig Wichtige für ihn.

»Zafarin! Zafarin!«

Die zittrige Stimme seiner Mutter war unendlich tröstlich. Da stand sie, schwächling und mager, die Haare unter dem Schleier verborgen. Trotz ihrer kleinen Statur beherrschte sie die ganze Familie, seinen Vater, seine Geschwister und ihn, und natürlich auch seine Frau und seine Tochter. Niemand wagte, ihr zu widersprechen.

Seine Frau, Ayat, hatte Tränen in den Augen. Sie hatte ihn angefleht, nicht zu gehen, die Mission nicht zu übernehmen. Aber wie sollte man sich einem Befehl Addaios verweigern? Seine Mutter und sein Vater hätten die Schmach ertragen müssen, dass die Gemeinschaft mit Fingern auf sie zeigte.

Er kletterte von dem LKW und binnen einer Sekunde spürte er, wie sich Ayats Arme um seinen Hals schlangen und auch seine Mutter drängte sich vor. Seine Tochter war verängstigt und fing an zu weinen.

Sein Vater sah ihn gerührt an und wartete, bis die Frauen aufhörten, ihn mit Gefühlsbekundungen zu überschütten. Dann umarmten sie sich, und als Zafarin die starken Bauernarme seines Vaters spürte, ließ er seinen Gefühlen freien Lauf und fing

ebenfalls an zu weinen. Er fühlte sich wie damals als kleiner Junge, wenn er mit den Spuren einer Schlägerei auf der Straße oder in der Schule nach Hause kam und sein Vater ihn in den Arm nahm und tröstete. Sein Vater hatte ihm immer Sicherheit gegeben, das Gefühl, dass er auf ihn zählen konnte, dass er ihn schützen würde, ganz gleich, was geschah. Und jetzt würde er diesen Schutz brauchen, wenn er Addaio gegenüberträte. Ja, er hatte Angst vor Addaio.

Der Garten des neoklassizistischen Gebäudes war heller erleuchtet als gewöhnlich. Polizisten des Bezirks und Geheimpolizisten lieferten sich einen Wettstreit, um die Sicherheit der zu dem exklusiven Fest geladenen Gäste zu garantieren. Der Präsident der Vereinigten Staaten und seine Ehefrau befanden sich unter den Gästen, der Finanz- und der Verteidigungsminister, verschiedene Senatoren und Kongressabgeordnete des republikanischen und des demokratischen Lagers, die Vorstände der wichtigsten amerikanischen und europäischen Konzerne, ein Dutzend Banker zusammen mit Firmenanwälten, Medizinern, Wissenschaftlern und der ein oder anderen Berühmtheit aus der akademischen Welt.

Es war Mary Stuarts fünfzigster Geburtstag und ihr Mann James wollte ihr mit einer Geburtstagsparty in Gesellschaft all ihrer Freunde eine Freude machen.

Im Grunde waren auf dem Fest eher gute Bekannte als Freunde, dachte Mary. Sie hätte das James nie gesagt, um ihn nicht zu enttäuschen, aber ihr hätte es besser gefallen, wenn er sie mit einer Italienreise überrascht hätte, nur sie beide, ohne Hast und gesellschaftliche Verpflichtungen. Einfach die Toscana genießen, wo sie vor dreißig Jahren ihre Flitterwochen verbracht hatten. Aber James wäre so etwas nie eingefallen.

»Umberto!«

»Mary, meine Liebe, herzlichen Glückwunsch.«

»Was für eine Freude, dich zu sehen.«

»Die Freude hat James mir bereitet, indem er mir die Ehre erwies, mich zu dieser Party einzuladen. Das ist für dich, ich hoffe, es gefällt dir.«

Umberto legte eine kleine in weißes Lackpapier verpackte Schachtel in ihre Hand.

»Du hättest dir nicht solche Umstände machen sollen ... Was ist da drin?«

Mary öffnete ungeduldig die Schachtel und war ganz hingekissen von der Figur, die aus der Schutzfolie hervorschaute.

»Es ist eine Figur aus dem 2. Jahrhundert vor Christus. Eine so schöne und hinreißende Dame wie du.«

»Sie ist wunderschön. Ich bin überwältigt. James ... James ...«

James ging auf seine Frau und Umberto D'Alaqua zu. Die beiden Männer drückten sich herzlich die Hand.

»Womit hast du Mary diesmal überrascht? Wie bezaubernd! Neben deinem Geschenk ist meins ganz unbedeutend.«

»James, sag so was nicht, du weißt, dass es mir sehr gefallen hat! – Er hat mir diese Ohrringe und diesen Ring geschenkt. Das sind die schönsten Perlen, die ich je gesehen habe.«

»Es sind wirklich die schönsten Perlen, da kannst du sicher sein. Nun, dann bring mal diese bezaubernde Dame in Sicherheit, und ich hole einen Drink für Umberto.«

Zehn Minuten später hatte James Stuart Umberto D'Alaqua beim Präsidenten und anderen Gästen zurückgelassen und ging weiter von einem Grüppchen zum nächsten und kümmerte sich um seine Gäste.

Mit seinen zweiundsechzig Jahren fühlte sich Stuart im Zenit. Er hatte alles, was man sich im Leben wünschen konnte: eine tolle Familie, Gesundheit und Erfolg im Beruf. Stahlfabriken, pharmazeutische Laboratorien, Recycling- und unzählige andere Unternehmen machten ihn zu einem der wohlhabendsten und einflussreichsten Männer der Welt.

Er hatte von seinem Vater ein kleines Firmenimperium geerbt, aber er hatte es um ein Vielfaches vergrößert. Schade, dass seine Kinder kein Händchen fürs Geschäft hatten. Gina, die Kleine,

hatte Archäologie studiert und gab das Geld für Ausgrabungen an den absurdesten Orten der Welt aus. Sie war wie seine Schwägerin Lisa, aber hoffentlich doch etwas vernünftiger. Tom hatte Medizin studiert und die Stahlfabriken bedeuteten ihm herzlich wenig. Zum Glück hatte Tom geheiratet und zwei Kinder, die James innig liebte und von denen er hoffte, dass sie genug Talent und Interesse haben würden, um eines Tages sein Imperium zu übernehmen.

Niemandem fiel auf, dass die sieben Männer schon eine ganze Weile miteinander sprachen; sie hingegen achteten sehr wohl darauf, was um sie herum geschah. Sie wechselten das Thema, wenn jemand in ihre Nähe kam, und taten so, als sprächen sie über die Irak-Krise oder den letzten Gipfel in Davos oder über irgendein Thema, das sie angesichts ihrer Position beschäftigen könnte.

Der Älteste, groß und schlank, schien das Gespräch anzuführen.

»Es war eine gute Idee, uns hier zu treffen.«

»Ja«, antwortete einer seiner Gesprächspartner mit französischem Akzent. »Hier fallen wir nicht auf. Niemand beachtet uns.«

»Marco Valoni hat den Kulturminister gebeten, den Stummen aus dem Turiner Gefängnis zu entlassen«, sagte ein anderer Mann in tadellosem Englisch, obwohl seine Muttersprache Italienisch war, »und der Innenminister ist der Bitte seines Kollegen nachgekommen. Die Idee kommt von einer seiner Mitarbeiterinnen, Dottorressa Galloni. Eine intelligente Frau, die zu dem nahe liegenden Schluss gekommen ist, dass nur der Stumme sie auf eine Spur führen kann. Dottorressa Galloni hat Valoni auch davon überzeugt, dass sie die COCSA auf Herz und Nieren prüfen.«

»Gibt es eine Möglichkeit, diese Dottorressa aus dem Verkehr zu ziehen?«

»Ja, wir können behaupten, die Frau sei etwas zu neugierig. COCSA könnte protestieren, ihre Beziehungen im Vatikan spielen lassen, die Regierung unter Druck setzen, damit sie die Firma in Ruhe lassen. Man könnte auch den Wirtschaftsminister aktivieren, dem wird es garantiert auch nicht gefallen, dass eine der Hauptfirmen des Landes wegen eines Brandes belästigt wird, der glücklicherweise ohne Folgen geblieben ist. Aber wir sollten erstmal abwarten, bevor wir etwas gegen Sofia Galloni unternehmen.«

Der Alte sah den, der gerade gesprochen hatte, forschend an. Er wusste nicht, warum, aber etwas in der Stimme seines Freundes hatte ihn beunruhigt, allerdings verrietten weder sein Gesichtsausdruck noch der Blick irgendeine Erregung. Trotzdem beschloss er, ihn aus der Reserve zu locken.

»Wir könnten sie auch verschwinden lassen. Wir können uns nicht den Luxus erlauben, dass irgendeine Schnüfflerin ihre Nase in unsere Angelegenheiten steckt. Seid ihr einverstanden?«

Der Mann mit dem französischen Akzent antwortete als Erster.

»Nein, ich nicht, das erscheint mir unnötig. Es wäre ein fataler Fehler. Wir sollten im Moment gar nichts unternehmen. Soll sie ihren Faden spinnen, es ist immer noch genug Zeit, ihn abzuschneiden und sie loszuwerden.«

»Ich denke, wir sollten nichts überstürzen«, bemerkte der Italiener. »Es wäre ein Fehler, die Dottoressa abziehen oder sie verschwinden zu lassen. Das würde Marco Valoni nur irritieren und ihn darin bestätigen, dass hinter den Vorfällen doch etwas steckt, und dann würden er und sein Team weiterermitteln, auch wenn man sie zurückpfeift. Dottoressa Galloni ist ein Risiko, denn sie ist intelligent, aber wir müssen dieses Risiko eingehen. Wir haben einen Vorteil: Wir sind immer auf dem Laufenden, was Valoni und seine Leute tun.«

»Verdächtigen sie unseren Informanten auch nicht?«

»Er ist einer von Valonis engsten Vertrauten.«

»Schön, was haben wir noch?«, fragte der Alte.

Ein Mann, der aussah wie ein englischer Aristokrat, erstattete Bericht.

»Zafarin ist vor zwei Tagen in Urfa angekommen. Man hat mich noch nicht informiert, wie Addaio reagiert hat. Einer seiner Kameraden, Rasit, ist bereits in Istanbul, und der Dritte, Dermisat, wird heute eintreffen.«

»Gut, dann sind sie in Sicherheit. Jetzt ist es Addaios Problem, nicht unseres. Wir sollten uns um den Stummen im Turiner Gefängnis kümmern.«

»Es könnte ihm etwas zustoßen, bevor er aus dem Gefängnis kommt. Da gehen wir auf Nummer sicher. Wenn er herauskommt, werden sie ihm bis zu Addaio folgen«, schlug der Engländer vor.

»Das wäre das Klügste«, sagte ein anderer mit französischem Akzent.

»Liegt das im Rahmen unserer Möglichkeiten?«, fragte der Alte.

»Ja, wir haben Leute im Gefängnis, aber wir müssen vorsichtig sein, denn wenn dem Stummen was passiert, wird Marco Valoni sich nicht mit dem offiziellen Bericht zufrieden geben.«

»Auch wenn er vor Wut platzt, er wird es akzeptieren müssen. Ohne den Stummen ist sein Fall zu Ende, zumindest für den Moment«, entschied der Alte.

»Und das Grabtuch?«, fragte einer der Männer.

»Es ist immer noch in der Bank. Sobald die Reparaturarbeiten abgeschlossen sind, kehrt es in die Kapelle zurück. Der Kardinal will ein feierliches Hochamt halten, um Gott zu danken, dass er das Grabtuch wieder gerettet hat.«

»Meine Herren ... irgendwelche Geschäftsabschlüsse?«

Der Präsident der Vereinigten Staaten gesellte sich in Begleitung von James Stuart zu dem Grüppchen und man plauderte

locker drauflos. In den nächsten beiden Stunden konnten sie ihr Gespräch nicht fortsetzen, ohne Verdacht zu erregen.

»Mary, wer ist denn der Mann dahinten?«

»Einer unserer besten Freunde. Umberto D’Alaqua, erinnerst du dich nicht an ihn?«

»Doch, jetzt, wo du den Namen sagst. Er ist immer noch so attraktiv wie früher.«

»Ein eingefleischter Junggeselle. Schade, denn er sieht nicht nur gut aus, er ist auch sehr liebenswürdig.«

»Kürzlich wurde irgendwo von ihm gesprochen ... aber wo ...«

Lisa erinnerte sich. In dem Bericht, den Marco John über den Brand in der Kathedrale von Turin geschickt hatte, war von einem Unternehmen namens COCSA die Rede und von seinem Besitzer D’Alaqua, aber sie durfte ihrer Schwester nichts davon sagen. John würde ihr das nie verzeihen.

»Wenn du ihn begrüßen möchtest, begleite ich dich. Er hat mir eine wunderschöne Figur geschenkt, du kannst später mit in mein Zimmer kommen und sie dir ansehen.«

Die beiden Schwestern gingen auf D’Alaqua zu.

»Umberto, erinnerst du dich an Lisa.«

»Aber natürlich, Mary.«

»Es ist schon so lange her ...«

»Ja, Mary, du kommst viel zu selten nach Italien. – Lisa, wenn ich mich recht erinnere, leben Sie in Rom, nicht wahr?«

»Ja, das stimmt und ich glaube, ich könnte nirgendwo anders leben.«

»Gina ist bei Lisa in Rom, sie schreibt gerade an ihrer Doktorarbeit. Außerdem hat Lisa es geschafft, sie in das Team zu bringen, dass in Herculaneum die Ausgrabungen macht.«

»Ah, jetzt erinnere ich mich, Sie sind Archäologin.«

»Ja, und Gina hat die Leidenschaft von ihrer Tante geerbt.«

»Ich kenne keine schönere Arbeit als die Erforschung der Vergangenheit. Und auch Sie haben ein Faible für die Archäologie, nicht wahr Umberto?«

»So ist es. Hin und wieder gönne ich mir eine Auszeit und arbeite an einer Ausgrabung mit.«

»Umbertos Stiftung finanziert Ausgrabungen, musst du wissen.«

James Stuart kam auf D’Alaqua zu und entführte ihn zu einer anderen Gruppe – zu Lisas Leidwesen, denn sie hätte gerne weiter mit dem Mann gesprochen, der in Marco Valonis Bericht auftauchte. Wenn sie das John erzählte, der würde ihr nicht glauben. Sogar Marco wäre überrascht. Sie lachte still in sich hinein. Es war eine gute Idee gewesen, James’ Einladung zu der Surprise-Party anzunehmen. Wenn Mary nach Rom käme, könnte sie ein Abendessen organisieren und D’Alaqua und Marco einladen. Allerdings passte das womöglich D’Alaqua nicht und Mary wäre böse auf sie. Sie würde das mit ihrer Nichte besprechen; sie würden zu zweit die Gästeliste machen.

Der junge Diener weinte entsetzt. Marcius Gesicht war blutüberströmt. Der zweite Diener war zu Josar gelaufen, um ihm von der Tragödie im Haus des königlichen Architekten zu berichten.

Josar und Thaddäus waren von seinen Schilderungen nicht überrascht.

»Wir hörten einen schrecklichen hohen Schrei, und als wir in Marcius Gemach kamen, hatte er die Zunge in einer Hand und in der anderen den Dolch, mit dem er sie abgeschnitten hatte. Er hatte das Bewusstsein verloren, und wir wussten nicht, was wir tun sollten. Er hatte uns gewarnt, dass in dieser Nacht etwas passieren werde, und uns zugeredet, der Anblick solle uns nicht erschrecken. Aber, mein Gott, er hat sich die Zunge abgeschnitten! Warum nur? Warum?«

Josar und Thaddäus versuchten den Jungen zu beruhigen. Der Schreck saß ihm in den Gliedern. Sie machten sich sofort auf den Weg zu Marcius, und sie fanden ihren Freund ohnmächtig vor, das Bett voller Blut; der andere Diener kauerte in einer Ecke und betete schluchzend.

»Beruhigt euch!«, befahl Josar. »Der Arzt wird gleich kommen und Marcius heilen. Heute Nacht müsst ihr stark sein. Es darf euch weder Angst noch Schmerz überwältigen, sonst ist Marcius' Leben in Gefahr.«

Die jungen Diener wurden ein wenig ruhiger. Als der Arzt kam, schickte er sie hinaus und blieb allein mit seinem Assistenten in dem Zimmer. Es dauerte lange, bis sie herauskamen.

»Es ist vollbracht. Er schläft. Ich möchte, dass er ein paar Tage im Dämmer Schlaf verbringt. Gebt ihm diese Tropfen. Dann

spürt er die Schmerzen weniger und schläft, bis die Wunde vernarbt ist.«

»Wir möchten dich um einen Gefallen bitten«, sagte Thaddäus an den Arzt gewandt. »Auch wir möchten die Zunge entfernt haben.«

Der Arzt, ein guter Christ wie sie, sah sie besorgt an.

»Jesus unser Herr wäre damit nicht einverstanden.«

»Wir müssen unsere Zungen verlieren«, sagte Josar. »Sonst wird Maanu uns zum Reden bringen. Er wird uns foltern, um herauszufinden, wo das Grabtuch Christi ist. Wir wissen es nicht, aber wir könnten etwas sagen, das andere in Gefahr bringt. Wir wollen nicht fliehen, wir wollen bei unseren Brüdern bleiben. Wir Christen werden alle Maanus Zorn zu spüren bekommen.«

»Bitte, hilf uns«, drängte Thaddäus, »wir sind nicht so tapfer wie Marcius, der sich die Zunge eigenhändig abgeschnitten hat.«

»Das ist gegen Gottes Gesetze. Meine Pflicht ist es zu heilen, ich darf niemanden verstümmeln.«

»Dann werden wir es selbst tun«, sagte Josar.

Josars entschiedener Ton überzeugte den Arzt.

Erst gingen sie zu Thaddäus. Dort mischte der Arzt den Inhalt eines kleinen Fläschchens mit Wasser. Als Thaddäus schlief, bat der Arzt Josar, das Zimmer zu verlassen und nach Hause zu gehen, er werde dann später zu ihm kommen.

Josar wartete ungeduldig auf die Ankunft des Arztes. Dieser betrat zerknirscht das Haus.

»Leg dich auf das Bett und trink das«, sagte er zu Josar. »Dann wirst du einschlafen. Wenn du erwachst, hast du keine Zunge mehr. Gott möge mir verzeihen.«

»Er hat dir schon verziehen.«

Die Königin hatte ihre Frisur sorgfältig zurechtgemacht. Die Nachricht von Abgarus' Tod war bis in den letzten Winkel des Palastes vorgedrungen. Sie wartete darauf, dass ihr Sohn Maanu im königlichen Gemach auftauchen würde.

Die Diener hatten mit Hilfe der Ärzte den Leichnam von Abgarus aufgebahrt, damit das Volk ihn sehen konnte. Der König hatte darum gebeten, sie sollten für seine Seele beten, bevor sein Leichnam in das königliche Mausoleum gebracht würde.

Die Königin wusste nicht, ob Maanu erlauben würde, Abgarus nach den Gesetzen Jesu zu beerdigen, aber sie war bereit, diese letzte Schlacht für den Mann, den sie liebte, zu kämpfen.

In den Stunden, die sie allein mit Abgarus' Leichnam verbrachte, hatte sie in den Winkeln ihres Herzens nach dem Grund für den Hass ihres Sohnes gesucht und eine Antwort gefunden. Im Grunde hatte sie diese Antwort die ganze Zeit gekannt, sie sich aber bis zu diesem Morgen nie eingestanden.

Sie war keine gute Mutter gewesen. Nein, wahrlich nicht. Ihre Liebe galt einzig und allein Abgarus, niemand, nicht einmal ihre Kinder, hatten sie auch nur eine Sekunde von der Seite des Königs wegreißen können. Außer Maanu hatte sie noch vier weitere Kinder auf die Welt gebracht. Drei Mädchen und einen Jungen, der kurz nach der Geburt gestorben war. Ihre Töchter hatten sie wenig interessiert. Es waren stille Mädchen, die bald verheiratet wurden, um die Bündnisse mit anderen Königreichen zu stärken. Sie hatte ihren Weggang kaum bemerkt, so stark war ihre Liebe zum König gewesen.

Deswegen hatte sie auch den Schmerz über Abgarus' Liebe zu Ania still ertragen. Es war nicht ein Vorwurf über ihre Lippen gekommen, nichts sollte ihre Beziehung stören.

Sie hatte keine Zeit für Maanu gehabt, sie war ganz in ihrer Liebe zu Abgarus aufgegangen, so nahe waren sie sich gewesen.

Jetzt, wo sie bald sterben würde, denn Maanu würde sie nicht verschonen, spürte sie den Verrat, den sie an ihrem Sohn began-

gen hatte. Wie egoistisch war sie gewesen! Ob Jesus ihr verzeihen würde?

Die kräftige theatralische Stimme Maanus drang in das königliche Gemach.

»Ich will meinen Vater sehen.«

»Er ist tot.«

Maanu sah sie herausfordernd an.

»Dann bin ich jetzt der König von Edessa.«

»Das bist du, und alle werden dich anerkennen.«

»Marvuz. Bring die Königin fort.«

»Nein, mein Junge, noch nicht. Mein Leben liegt in deiner Hand, aber erst werden wir Abgarus beerdigen, wie es einem König gebührt. Gestatte mir, seine letzten Anweisungen zu befolgen, die der königliche Schreiber dir vorlesen wird.«

Ticius trat ängstlich mit einer Pergamentrolle in der Hand auf sie zu.

»Mein König, Abgarus hat mir seinen letzten Willen diktiert.«

Marvuz flüsterte etwas in Maanus Ohr. Der blickte sich um und stellte fest, dass der Anführer der königlichen Leibwache Recht hatte: Da standen die Diener, Schreiber, Wachen und Höflinge und beobachteten die Szene. Er durfte sich nicht vom Hass leiten lassen, zumindest nicht so offenkundig, dass seine künftigen Untertanen sich vor ihm fürchteten und gegen ihn konspirierten, statt mit ihm zusammenzuarbeiten. Die Königin hatte wieder einmal gewonnen. Er hätte sie am liebsten auf der Stelle eigenhändig getötet, aber er musste warten und seinen Vater wie einen König beerdigen.

»Lies, Ticius«, befahl er.

Mit zittriger Stimme las der Schreiber Abgarus' letzte Verfügungen vor. Maanu schluckte, rot vor Zorn.

Abgarus hatte verfügt, dass eine christliche Messe gehalten werden und der ganze Hof für seine Seele beten solle. Maanu und die Königin sollten anwesend sein. Drei Tage und drei Nächte sollte der Körper in dem ersten Tempel aufgebahrt bleiben, den Josar bauen ließ. Nach den drei Tagen sollte ein Gefolge mit Maanu und der Königin an der Spitze ihn ins königliche Mausoleum überführen.

Ticius räusperte sich und schaute erst zur Königin und dann zu Maanu. Aus der Falte seines Ärmels zog er ein weiteres Pergament.

»Wenn du mir erlaubst, Herr, werde ich auch vorlesen, was Abgarus von dir als König fordert.«

Ein Raunen ging durch die Anwesenden. Maanu biss die Zähne zusammen, mit Sicherheit hatte sein Vater ihm noch im Tod eine Falle gestellt.

»Ich, Abgarus, König von Edessa, befehle meinem Sohn Maanu, der König geworden ist, die Christen zu respektieren und ihnen zu erlauben, ihre Religion weiter auszuüben. Auch mache ich ihn verantwortlich für die Sicherheit seiner Mutter, der Königin, deren Leben mir so am Herzen liegt. Die Königin darf den Ort wählen, wo sie leben will, sie ist mit dem ihrem Rang gebührenden Respekt zu behandeln, und es soll ihr an nichts mangeln.

Du, mein Sohn, bist der Garant für meine Befehle. Wenn du diesen meinen letzten Willen nicht erfüllst, wird Gott dich bestrafen, und du wirst keinen Frieden finden, weder im Leben noch im Tod.«

Alle Blicke waren auf den neuen König gerichtet. Maanu zitterte vor Wut, und Marvuz ergriff die Initiative.

»Wir werden uns von Abgarus verabschieden, wie er es ge-

wünscht hat. Und jetzt macht sich jeder wieder an seine Arbeit.«

Langsam verließen die Anwesenden das königliche Gemach. Die Königin, blass und still, wartete, wie ihr Sohn entscheiden würde.

»Du verlässt den Raum nicht, bis man dich ruft. Du wirst mit niemandem innerhalb oder außerhalb des Palastes sprechen. Zwei Dienerinnen bleiben bei dir. Wir werden meinen Vater beerdigen, wie er es wollte. Und dich, Marvuz, mache ich dafür verantwortlich, dass meine Befehle ausgeführt werden.«

Maanu verließ eiligen Schrittes das Zimmer. Der Anführer der königlichen Leibwache wandte sich an die Königin.

»Herrin, es ist besser, Ihr tut, was der König sagt.«

»Das tue ich, Marvuz.«

Die Königin schaute ihn so durchdringend an, dass er beschämt den Blick senkte und sich schnell verabschiedete.

Maanus Anweisungen waren präzise: Abgarus würde seinem Wunsch gemäß beerdigt werden, und sobald das königliche Mausoleum versiegelt war, würde die Wache die verhassten Christenführer Josar und Thaddäus festnehmen. Danach sollten sie die Tempel zerstören, in denen sich die Christen zum Beten trafen, und das Grabtuch – Maanu hatte es Marvuz persönlich aufgetragen – sollte ihm im Palast übergeben werden.

Die Königin durfte bis zum dritten Tag nach Abgarus' Tod ihr Gemach nicht verlassen. Der Leichnam des Königs ruhte solange auf einer reich geschmückten Bahre in der Mitte des ersten Tempels, den Abgarus zu Ehren von Jesus hatte errichten lassen.

Die königliche Wache stand am Totenbett ihres früheren Königs, und das Volk von Edessa zollte dem Mann Tribut, der ihm jahrzehntelang Frieden und Wohlstand garantiert hatte.

»Seid ihr bereit, Herrin?«

Marvuz holte die Königin ab, um sie zum Tempel zu geleiten.

Sie hatte sich mit ihrer schönsten Tunika und den prächtigsten Juwelen geschmückt. Sie wirkte majestätisch, trotz der Furchen, die das Leid in ihr Gesicht gegraben hatte. Das kleine Gotteshaus war voller Menschen. Der gesamte Hof und die bedeutendsten Männer Edessas hatten sich dort versammelt. Die Königin suchte Josar und Thaddäus, aber sie konnte sie nirgends sehen. Sie war beunruhigt. Wo waren ihre Freunde?

Maanu trug Abgarus' Krone und war schlecht gelaunt. Er wollte Thaddäus und Josar dabeihaben, aber seine Wachen hatten sie nicht finden können. Und auch das Grabtuch war nicht an seinem Platz gewesen.

Ein junger Schüler von Thaddäus hielt die Totenmesse. Als das königliche Gefolge sich auf den Weg zum Mausoleum machen wollte, trat Marvuz auf den König zu.

»Herr, wir haben in den Häusern der Christenführer nachgesehen, aber da war das Grabtuch nicht. Und weit und breit keine Spur von Thaddäus und Josar.«

Da hielt der Anführer der königlichen Leibwache inne. Thaddäus und Josar bahnten sich leichenblass einen Weg durch die Menge. Die Königin öffnete die Arme und kämpfte mit den Tränen. Josar sah sie zärtlich an, sagte aber kein Wort, ebenso wenig Thaddäus.

Maanu gab den Befehl, das Gefolge möge sich in Bewegung setzen. Es war Zeit, Abgarus zu Grabe zu tragen, später würde er mit den Christen abrechnen.

Eine schweigende Menge begleitete sie bis zum Mausoleum. Bevor der Baumeister den Eingang verschloss, bat die Königin um ein paar Minuten für ein Gebet.

Als das Grab verschlossen war, gab Maanu Marvuz ein Zeichen und dieser den Wachen, die Josar und Thaddäus vor den Augen der anderen umgehend verhafteten. Ein Raunen des Entsetzens ging durch die Menge, der plötzlich klar war, dass

Maanu Abgarus' Willen nicht respektieren und die Christen verfolgen würde.

Die Leute flohen, so schnell sie konnten, um in ihren Häusern Schutz zu suchen. Manch einer wollte noch am selben Abend Edessa verlassen, um Maanus Rache zu entkommen.

Aber sie hatten nicht einmal Zeit, es zu versuchen. Die königliche Garde war bereits dabei, die Häuser der bedeutendsten Christen zu zerstören, und viele wurden verhaftet oder noch vor dem Mausoleum hingerichtet.

Im Gesicht der Königin, die von Marvuz zurück in den Palast gezerzt wurde, stand blankes Entsetzen. Sie hatte gesehen, wie Thaddäus und Josar verhaftet wurden, ohne Widerstand zu leisten.

Der Geruch von Feuer drang bis zu dem Hügel vor, auf dem der Palast stand. Man hörte die verzweifelten Schreie der Menschen. Ganz Edessa zitterte vor Angst, während Maanu im Thronsaal Wein trank und zufrieden die Furcht in den Gesichtern der Höflinge betrachtete.

Die Königin musste stehen, Maanu hatte es so befohlen. Josar und Thaddäus, die Hände auf dem Rücken gefesselt und die Tuniken durch die Peitschenhiebe der Wachen zerfetzt, sagten weiterhin kein Wort.

»Gebt ihnen noch mehr Hiebe, sie sollen mich anflehen, der Qual ein Ende zu machen.«

Unerbittlich schlugen die Wachen auf die beiden alten Männer ein, aber zum Erstaunen des ganzen Hofes kam kein Laut über ihre Lippen. Der König kochte vor Wut.

Die Königin schrie auf, als Thaddäus ohnmächtig hinfiel. Josars Gesicht war tränenüberströmt, sein zerfetzter Rücken blutete.

»Genug! Haltet ein!«

»Du wagst es, Befehle zu geben?«, schrie Maanu.

»Du bist ein Feigling, zwei alte Männer zu foltern ist eines Königs nicht würdig!«

Mit der Rückseite der Hand ohrfeigte Maanu seine Mutter. Diese taumelte und fiel zu Boden. Die Anwesenden schrien entsetzt auf.

»Sie werden hier sterben, vor aller Augen, wenn sie mir nicht sagen, wo das Grabtuch ist, und ihre Komplizen auch, alle, ganz gleich, wer.«

Zwei Wachen kamen mit Marcius herein, gefolgt von seinen beiden verängstigten Dienern.

Maanu wandte sich an sie.

»Hat er euch gesagt, wo das Grabtuch ist?«

»Nein, mein König.«

»Peitscht ihn, bis er spricht!«

»Wir können ihn auspeitschen, aber er wird nichts sagen. Seine Diener haben es gestanden, er hat etwas Schreckliches getan: Er hat sich die Zunge abgeschnitten.«

Die Königin sah Marcius an, und dann wanderte ihr Blick hinüber zu Thaddäus' reglosem Körper und zu Josar. Ihr wurde klar, dass die Männer sich hatten verstümmeln lassen, damit die Folter sie nicht besiegen konnte und das Geheimnis um das Grabtuch bewahrt blieb. Sie begann zu weinen, weil das Opfer ihrer Freunde sie schmerzte. Ihr Sohn würde sie dafür teuer bezahlen lassen.

Maanu zitterte. Sein Gesicht war zornesrot. Marvuz ging auf ihn zu, er fürchtete sich vor seiner Reaktion.

»Mein König, wir werden jemanden finden, der weiß, wo das Tuch ist, wir werden ganz Edessa absuchen, und wir werden es finden ...«

Der König hörte ihm nicht zu. Er zog seine Mutter vom Boden hoch, schüttelte sie und schrie:

»Sag mir, wo es ist, los, oder ich reiße dir die Zunge heraus!«

Die Königin schluchzte, und ihr Körper bebte. Ein paar Adelige des Hofes wollten eingreifen, sie schämten sich, tatenlos zuzusehen, wie Maanu seine Mutter schlug. Wenn Abgarus noch lebte, er hätte ihn umbringen lassen!

»Herr, lasst sie«, flehte einer.

»Mein König, beruhigt euch, schlägt eure Mutter nicht«, bat ein anderer.

»Ihr seid der König, Ihr müsst Milde walten lassen«, sagte ein Dritter.

Marvuz hielt den König am Arm fest, als er die Königin wieder schlagen wollte.

»Herr!«

Maanu ließ den Arm sinken und stützte sich auf Marvuz. Er fühlte sich von seiner Mutter und den beiden Alten verhöhnt und war erschöpft. Der Zorn hatte ihm die Kraft geraubt.

Marcus betrachtete das Ganze mit gefesselten Händen. Er bat Gott, sich ihrer zu erbarmen. Er dachte an Jesus' Leiden am Kreuz und bei der Folter durch die Römer, und daran, wie er ihnen verziehen hatte. Er suchte in seinem Innern nach Vergeltung für Maanu, aber er empfand nur Hass.

Der Anführer der königlichen Leibwache übernahm das Kommando und befahl, die Königin in ihre Gemächer zu bringen. Er geleitete den König zum Thron und reichte ihm ein Glas Wein, das er gierig austrank.

»Sie sollen sterben«, flüsterte er.

»Das werden sie«, antwortete Marvuz.

Er machte den Soldaten ein Zeichen, und sie schleppten Thaddäus und Josar weg, beide ohnmächtig vor Schmerz. Marcus weinte still in sich hinein. Jetzt würden sie sich an ihm rächen.

Der König hob den Kopf und sah Marcus direkt in die Augen.

»Ihr Christen werdet alle sterben. Eure Häuser, eure Landgü-

ter, all euren Besitz werde ich unter meinen Getreuen aufteilen. Du, Marcius, hast mich doppelt verraten. Du bist einer der bedeutendsten Männer von Edessa, und du hast dein Herz an diese Christen verkauft, die dich so verhext haben, dass du dir sogar die Zunge herausgeschnitten hast. Ich werde das Leintuch finden und es zerstören. Das schwöre ich.«

Auf Marvuz' Zeichen nahm ein Soldat Marcius mit.

»Der König will sich ausruhen. Es war ein langer Tag«, verabschiedete Marvuz die Höflinge.

Als sie allein waren, umarmte Maanu seinen treuen Gefährten und fing an zu weinen. Seine Mutter hatte ihm die Lust an der Rache genommen.

»Ich will, dass die Königin stirbt.«

»Sie wird sterben, Herr, aber Ihr müsst warten. Lasst uns erst das Grabtuch suchen und die Christen auslöschen. Dann kommt die Königin an die Reihe.«

In jener Nacht waren die Angstschreie und das Knistern des Feuers bis in die letzten Winkel des Palastes zu hören. Maanu hatte den letzten Willen seines Vaters verraten.

Sofia hatte Pater Yves rufen lassen. Der Priester irritierte sie. Sie wusste nicht, warum, aber sie hatte den Eindruck, dass eine gewisse Verschlagenheit hinter seiner Liebenswürdigkeit und seinem Entgegenkommen steckte.

Sie hatte gedacht, sie würde ihn überraschen, wenn sie ihn zum Essen einlud, aber dem war nicht so. Er hatte ihr geantwortet, wenn der Kardinal nichts dagegen habe, werde er selbstverständlich mit ihr zu Mittag essen.

Und da saßen sie nun in einer kleinen Trattoria in der Nähe der Kathedrale.

»Ich freue mich, dass der Kardinal Ihnen erlaubt hat, meiner Einladung nachzukommen. Ich würde gerne mit Ihnen über die Ereignisse in der Kathedrale sprechen.«

Der Priester hörte ihr aufmerksam, aber ohne sonderliches Interesse zu.

»Pater Yves, geben Sie mir eine ehrliche Antwort, glauben Sie, dass es ein Unfall war?«

»Es wäre schlimm, wenn ich lügen würde ...« sagte er lächelnd.

»Natürlich glaube ich, dass es ein Unfall war. Es sei denn, Sie wissen etwas, was ich nicht weiß.«

Pater Yves schaute sie durchdringend an. Es war ein offener, liebenswürdiger Blick, aber Sofia war trotzdem der Ansicht, dass er etwas verheimlichte.

»Vielleicht ist es ja eine Berufskrankheit, aber ich glaube nicht an Zufälle, und in der Kathedrale hat es zu viele davon gegeben.«

»Haben Sie den Verdacht, dass der Brand absichtlich herbeigeführt wurde? Aber von wem? Und warum?«

»Das versuchen wir gerade zu ermitteln. Vergessen Sie nicht, dass wir einen Toten haben, einen jungen Mann. Wer ist er? Was hatte er dort zu suchen? Die Autopsie hat ergeben, dass er keine Zunge hatte, genau wie der Stumme im Gefängnis. Erinnern Sie sich an den Raubversuch vor ein paar Jahren? Man muss kein Genie sein, um darauf zu kommen, dass da was faul ist.«

»Ich bin verwirrt ... Ich hatte nicht gedacht, dass ... Nun, ich halte Unfälle für möglich, vor allem in so alten Gebäuden wie der Kathedrale. Was den Leichnam ohne Zunge und den Stummen im Gefängnis angeht – keine Ahnung, ich weiß nicht, was sie miteinander zu tun haben könnten.«

»Pater, Sie kommen mir nicht vor wie irgendein x-beliebiger Priester.«

»Wie bitte?«

»Sie sind kein einfacher Priester. Sie sind ein intelligenter, gebildeter Mann. Deswegen wollte ich mit Ihnen sprechen, und ich bitte Sie nochmals, offen zu mir zu sein.«

Sofia hatte ihrer Verärgerung darüber Luft gemacht, dass Pater Yves Katz und Maus mit ihr spielte.

»Ich bedauere es, wenn ich sie verärgert habe. Ich glaube, wir leben einfach in zu verschiedenen Welten. In der Tat habe ich das Glück gehabt, eine gute Ausbildung zu bekommen, aber ich bin kein Polizist, und es gehört nicht zu meinen Aufgaben, Verdächtigungen anzustellen.«

Der Ton seiner Stimme war härter geworden. Auch er war offensichtlich verärgert.

»Tut mir Leid, vielleicht war ich etwas brüsk, aber ich wollte Sie um Ihre Hilfe bitten.«

»Um meine Hilfe? Wobei?«

»Beim Entwirren dieses Geheimnisses. Ich will offen zu Ihnen sein: Der Brand ist absichtlich gelegt worden. Wir wissen bloß nicht, warum.«

»Und wie soll ich Ihnen konkret dabei behilflich sein?«

Pater Yves war immer noch verärgert. Es war ein Fehler von Sofia gewesen, ihren Verdacht so klar auszusprechen.

»Ich möchte wissen, was Sie von den Arbeitern in der Kathedrale halten. Sie hatten so viele Monate mit ihnen zu tun. Hat einer von ihnen etwas gesagt oder getan, was Ihnen verdächtig vorkam? Und ich möchte, dass Sie mir etwas über das Personal im Bischofssitz sagen, na ja, über die Sekretärinnen, den Hausmeister, den Kardinal ...«

»Dottoressa, sowohl ich als auch die anderen Mitglieder des Episkopats haben mit den Carabinieri und dem Dezernat für Kunstdelikte zusammengearbeitet. Es wäre ein Treuebruch meinerseits, wenn ich jetzt anfinde, Verdächtigungen auszustreuen. Ich habe nichts zu sagen, was ich nicht schon gesagt hätte, und wenn Sie der Ansicht sind, dass es kein Unfall war, dann müssen Sie ermitteln. Natürlich können Sie dabei auf die Mitarbeit des Episkopats zählen. Ehrlich gesagt, begreife ich Ihr Spiel nicht. Sie werden verstehen, dass ich den Kardinal über dieses Gespräch informieren werde.«

Die Spannung war offensichtlich. Pater Yves' Wut wirkte echt. Auch Sofia fühlte sich unbehaglich, sie hatte das Gefühl, nicht klug genug vorzugehen.

»Ich habe Sie nicht gebeten, schlecht über die Arbeiter oder Ihre Kollegen zu sprechen ...«

»Ach nein? Was denn nun, entweder Sie glauben, dass ich Ihnen etwas verheimliche, in dem Fall verdächtigen Sie mich, oder sie wollen von mir, dass ich irgendwelche Einzelheiten über die Arbeiter oder meine Kollegen ausplaudere, hier, in inoffiziellen Rahmen, und ich frage mich, was das soll.«

»Ich bin nicht an Gerüchten interessiert! Warum haben Sie die Einladung angenommen?«

»Gute Frage!«

»Dann beantworten Sie sie!«

Der Priester sah sie durchdringend an. Die Intensität seines Blickes ließ sie erröten.

»Ich halte Sie für eine ernste und kompetente Person.«

»Das ist keine Antwort.«

»Doch.«

Keiner von beiden hatte einen Bissen angerührt. Pater Yves bat um die Rechnung.

»Ich hatte Sie eingeladen.«

»Wenn es Ihnen nichts ausmacht, zahlt das Episkopat.«

»Ich glaube, es liegt ein Missverständnis vor; wenn ich daran schuld gewesen sein sollte, verzeihen Sie.«

Pater Yves sah sie erneut an. Diesmal war der Blick ruhig, gleichgültig wie zuvor.

»Lassen wir das.«

»Ich mag keine Missverständnisse, ich möchte ...«

Er winkte ab.

»Es ist unwichtig, lassen wir es.«

Sie gingen auf die Straße hinaus. Die Sonne schien warm. Sie gingen schweigend nebeneinander her bis zur Kathedrale. Plötzlich blieb der Priester stehen und sah sie an. Sie hielt seinem Blick stand und bemerkte überrascht, dass er lächelte.

»Ich lade Sie zu einem Kaffee ein.«

»Sie laden mich zu einem Kaffee ein?«

»Na ja, zu was Sie wollen. Vielleicht war ich ein wenig unwirsch zu Ihnen.«

»Und deswegen laden Sie mich zu einem Kaffee ein?«

»Ach, es gibt Menschen, die sind aufbrausend, und ich glaube, Sie und ich, wir fallen unter diese Kategorie.«

Sofia lachte. Sie wusste nicht, warum Pater Yves seine Meinung geändert hatte, aber sie war froh.

»Einverstanden.«

Er fasste sie sanft am Arm und sie überquerten die Straße. Sie gingen um die Kathedrale herum zu einem alten Café mit Tischen aus poliertem Mahagoniholz und Kellnern mit grau meliertem Haar.

»Ich habe Hunger«, sagte Pater Yves.

»Kein Wunder, wir haben ja nichts gegessen, weil Sie sich so aufgeregt haben.«

»Wir könnten etwas Süßes bestellen, was meinen Sie?«

»Süße Sachen sind nicht mein Fall.«

»Was möchten Sie dann?«

»Nur Kaffee.«

Sie bestellten, und dann saßen sie einander erwartungsvoll gegenüber.

»Wen haben Sie in Verdacht, Dottoressa?«

Die Frage warf sie aus der Bahn. Pater Yves überraschte sie immer wieder.

»Sind Sie sicher, dass Sie über den Vorfall in der Kathedrale sprechen möchten?«

»Legen Sie los!«

»Okay. Wir haben keinen konkreten Verdacht, wir haben keine Spuren, aber etwas passt da nicht zusammen. Marco, mein Chef, glaubt, dass die Vorfälle mit dem Grabtuch zu tun haben.«

»Mit dem Grabtuch? Wieso das?«

»Weil nirgendwo in Europa so viele Unfälle passieren wie in der Kathedrale von Turin und weil das Grabtuch dort aufbewahrt wird. Es ist mehr eine Ahnung.«

»Aber dem Grabtuch ist doch Gott sei Dank nie etwas geschehen. Ich kann da keinen Zusammenhang sehen.«

»Ahnungen sind schwer zu erklären, aber Marco hat uns damit angesteckt.«

»Glauben Sie, irgendjemand könnte das Grabtuch zerstören wollen, wie es mit der Pietà von Michelangelo passiert ist? Irgendein Verrückter, der berühmt werden will?«

»Das wäre die einfachste Erklärung. Aber was ist mit den Stummen?«

»Gut, es gibt zwei Stumme, aber Zufälle gibt es, Dottoressa, auch wenn Sie nicht daran glauben.«

»Wir glauben, dass der Stumme im Gefängnis ...« Sofia hielt inne, beinahe hätte sie diesem charmanten Priester ihren Plan verraten.

»Fahren Sie fort.«

»Schön, wir glauben, dass der Stumme im Gefängnis etwas weiß.«

»Ich vermute, Sie haben ihn schon befragt.«

»Er ist stumm und scheint nichts von dem zu verstehen, was man ihm sagt.«

»Haben Sie ihn auch schriftlich befragt?«

»Ja, ohne Ergebnis.«

»Dottoressa, und wenn alles viel einfacher wäre? Wenn es wirklich Zufall wäre?«

Sie unterhielten sich eine ganze Stunde lang, aber das Gespräch brachte Sofia nicht weiter. Pater Yves hatte ihr nichts Wichtiges gesagt. Sie hatten eine angenehme Zeit verbracht, aber das war alles.

»Wie lange bleiben Sie noch in Turin?«

»Ich reise morgen ab.«

»Zögern Sie nicht, mich anzurufen, wenn ich Ihnen helfen kann.«

»Das werde ich mir zweimal überlegen, am Ende werden Sie wieder wütend.«

Sie verabschiedeten sich freundschaftlich. Pater Yves sagte, er werde sie anrufen, wenn er wieder einmal in Rom sei. Sofia versprach umgekehrt dasselbe. Reine Höflichkeit.

Marco hatte das Treffen für ein Uhr anberaumt. Er wollte den anderen den Plan für die Freilassung des Stummen erläutern.

Sofia kam als Letzte. Sie wirkte irgendwie verändert. Sie war so schön wie immer, aber etwas war anders – Marco hätte jedoch nicht zu sagen vermocht, was.

»Schön, der Plan ist einfach. Ihr wisst, dass sich in allen Gefängnissen einmal im Monat ein Sicherheitsausschuss trifft, an dem der Richter und der zuständige Staatsanwalt, die Psychologen und Sozialarbeiter und der Gefängnisdirektor teilnehmen. Sie besuchen normalerweise alle Gefangenen, vor allem die, die wegen guter Führung auf Straferleichterung hoffen dürfen, zum Beispiel Freigang. Morgen werde ich nach Turin fahren und mich mit ihnen treffen. Sie sollen ein bisschen Theater spielen.«

Die anderen hörten schweigend und aufmerksam zu.

»Wenn nächsten Monat der Sicherheitsausschuss im Gefängnis von Turin zusammentrifft, sollen sie den Stummen besuchen und sich vor ihm verhalten wie immer. Ich werde die Sozialarbeiterin und den Psychologen bitten, wie nebenbei zu sagen, dass es keinen Sinn macht, ihn weiter festzuhalten, sein Verhalten sei beispielhaft, er stelle keine Gefahr für die Gesellschaft dar und das Gesetz sehe für solche Fälle die vorzeitige Entlassung vor. Der Direktor wird irgendwelche Einwände erheben, und dann verlassen sie die Zelle. Diese Szene soll sich drei oder vier Monate lang wiederholen, bis er schließlich freikommt.«

»Werden sie sich darauf einlassen?«

»Die Minister haben mit ihren Vorgesetzten gesprochen. Ich denke nicht, dass sie mir Steine in den Weg legen, es geht ja schließlich nicht darum, einen Mörder oder einen Terroristen freizulassen, sondern einen kleinen Dieb.«

»Ein guter Plan«, sagte Minerva.

»Ja, wirklich«, sagte Giuseppe.

»Ich habe noch mehr Neuigkeiten. Diese wird dir gefallen, Sofia. Lisa, John Barrys Frau, hat mich angerufen. Lisa ist die Schwester von Mary Stuart, die, falls ihr es nicht wisst, mit James Stuart verheiratet ist, einem der reichsten Männer der Welt. Er ist ein Freund des Präsidenten der Vereinigten Staaten und der Präsidenten der halben Welt, der reichen versteht sich. Auf seiner Freundesliste stehen außerdem die bedeutendsten Geschäftsleuten und Banker. Die jüngste Tochter von Stuarts, Gina, ist Archäologin wie Lisa, und sie verbringt eine Zeit in Rom bei ihrer Tante und macht bei einer Ausgrabung in Herculaneum mit. Mary und James Stuart kommen in zwei Wochen nach Rom. Lisa will ein Abendessen organisieren und die italienischen Freunde der Stuarts einladen, unter anderem Umberto D'Alaqua. Ich bin auch eingeladen, und vielleicht drücken John und Lisa ein Auge zu und erlauben, dass ich dich mitnehme, Dottorressa.«

Sofia strahlte. Sie konnte nicht verbergen, wie sehr sie sich freute, D'Alaqua zu sehen.

»Näher können wir an den Mann nicht herankommen.«

Als das Meeting beendet war, ging Sofia zu Marco.

»Erstaunlich, dass eine Frau wie Lisa eine Schwester hat, die mit einem Finanzhai verheiratet ist.«

»Ist es nicht. Mary und Lisa sind die Töchter eines Professors für mittelalterliche Geschichte an der Oxford University. Sie haben beide ebenfalls Geschichte studiert: Lisa Archäologie und

Mary mittelalterliche Geschichte wie ihr Vater. Lisa hat ein Doktorandenstipendium für Italien bekommen, ihre Schwester hat sie oft besucht, aber ihr Leben verlief gänzlich anders. Sie hat bei Sotheby's als Expertin für mittelalterliche Kunst angefangen. Dadurch hat sie wichtige Leute kennen gelernt, unter anderem ihren Mann. Sie haben sich ineinander verliebt und geheiratet. Lisa hat John kennen gelernt und ebenfalls geheiratet. Sie scheinen sehr glücklich mit ihren Partnern zu sein. Mary gehört zur internationalen High Society, Lisa hat sich mit viel Engagement einen Namen in der akademischen Welt gemacht. Ihre Schwester unterstützt sie, wie jetzt ihre Tochter Gina, indem sie einige Ausgrabungen subventioniert. Das war's an Geheimnissen.«

»Da haben wir aber Glück, dass du Johns Freund bist.«

»Ja, sie sind beide ausgesprochen angenehm. John ist der einzige Amerikaner, den ich kenne, der kein Interesse daran hat, aufzusteigen. Er weigert sich, woandershin versetzt zu werden. Natürlich hat der Einfluss der Stuarts dazu beigetragen, dass er den Posten in der Botschaft so lange behalten konnte.«

»Glaubst du, dass ich auf die Party mitkommen darf?«

»Ich werde es versuchen. D'Alaqua hat dich schwer beeindruckt, nicht wahr?«

»Ja, sehr, in den Mann könnte sich jede Frau verlieben.«

»Ich gehe davon aus, dass das bei dir nicht der Fall ist.«

»Ach, dass du dich da mal nicht täuschst«, lachte Sofia.

»Vorsicht, Dottoressa!«

»Mach dir keine Gedanken, Marco, ich stehe mit beiden Beinen im Leben, und für nichts in der Welt will ich diese Bodenhaftung verlieren. D'Alaqua ist für mich unerreichbar, du kannst beruhigt sein.«

»Ich will dir eine persönliche Frage stellen. Wenn sie dir unangenehm ist, schick mich zum Teufel. Was ist mit Pietro?«

»Ich werde dich nicht zum Teufel jagen, ich werde sie dir ehrlich beantworten: Es ist aus. Die Beziehung gibt nichts mehr her.«

»Hast du es ihm schon gesagt?«

»Wir werden heute zusammen zu Abend essen und reden. Aber er ist nicht dumm, er weiß es. Ich glaube, er sieht das genauso.«

»Das freut mich.«

»Wieso freut dich das?«

»Weil Pietro kein Mann für dich ist. Er ist ein netter Mensch, er hat eine tolle Frau, die unglaublich glücklich sein wird, ihren Mann zurückzugewinnen. Du, Sofia, solltest uns eines Tages verlassen und beruflich einen anderen Weg einschlagen, mit anderen Leuten, anderen Perspektiven. Das Dezernat für Kunstdelikte ist nicht deine Kragenweite.«

»Sag so was nicht! Um Gottes willen! Weißt du, wie glücklich ich mit meiner Arbeit bin? Ich will nicht weg.«

»Du weißt, dass ich Recht habe, du hast nur Angst, etwas Neues zu wagen.«

Pietro kam, und sie verabschiedeten sich von Marco, der am anderen Morgen früh nach Turin fahren wollte.

»Gehen wir zu dir?«, fragte Pietro.

»Nein, ich möchte lieber im Restaurant essen.«

Pietro führte sie zu einer kleinen Kneipe in Trastevere. Es war dieselbe, wo sie das erste Mal zusammen zu Abend gegessen hatten, ganz am Anfang ihrer Beziehung. Sie waren schon lange nicht mehr dort gewesen. Sie bestellten das Essen, redeten über Belanglosigkeiten und versuchten die Aussprache hinauszuzögern.

»Pietro ...«

»Immer mit der Ruhe, ich weiß, was du mir sagen willst, und ich bin einverstanden.«

»Du weißt es?«

»Ja, jeder wüsste das. In diesen Dingen bist du leicht zu durchschauen.«

»Pietro, ich hab dich sehr gern, aber ich bin nicht in dich verliebt, und ich will keine Verpflichtungen. Ich möchte, dass wir Freunde bleiben, dass wir weiterarbeiten können wie bisher, kameradschaftlich und ohne Spannungen.«

»Ich liebe dich. Nur ein Dummkopf würde sich nicht in dich verlieben, aber ich weiß, dass ich mit dir nicht mithalten kann ...«

Sofia winkte ab, unangenehm berührt.

»Sag das nicht, das ist Blödsinn.«

»Ich bin Polizist, und das sieht man mir an. Du bist eine studierte Frau, eine Frau mit Klasse. Ganz gleich, ob du Jeans oder ein Armani-Kostüm anhast, du siehst immer aus wie eine Lady. Ich hatte großes Glück, mit dir zusammen sein zu dürfen, aber ich habe immer gewusst, dass du mir eines Tages die Tür vor der Nase zuknallst. D'Alaqua?«

»Der hat mich nicht einmal angesehen! Nein, Pietro, es steckt kein anderer Mann dahinter. Aber unsere Beziehung führt zu nichts. Du liebst deine Frau, und ich verstehe das. Sie ist nett und sieht gut aus. Du würdest dich nie von ihr trennen, du könntest es nicht ertragen, ohne deine Kinder zu leben.«

»Sofia, wenn du mich vor die Wahl gestellt hättest, wäre ich mit dir gekommen.«

Sie schwiegen. Sofia hätte am liebsten losgeheult, aber sie beherrschte sich. Sie war entschlossen, mit Pietro zu brechen und sich nicht von irgendeinem Gefühl leiten zu lassen, das die längst getroffene Entscheidung nur aufschieben würde.

»Ich glaube, es ist das Beste, wenn wir die Sache beenden. Wirst du mein Freund sein?«

»Ich weiß es nicht.«

»Warum?«

»Weil ich es nicht weiß. Ich weiß nicht, wie ich damit zurechtkommen werde, dich zu sehen und nicht mehr mit dir zusammen zu sein, dass du eines Tages kommst und mir erzählst, es gebe einen anderen Mann in deinem Leben. Es ist leicht zu sagen, ich werde dein Freund sein, aber ich will dich nicht belügen: Ich weiß nicht, ob ich es kann. Und wenn ich es nicht kann, werde ich gehen, bevor ich anfangen, dich zu hassen.«

Sofia war von Pietros Worten beeindruckt. Wie Recht Marco doch hatte, es war ein Fehler, Arbeit und Vergnügen zu vermischen. Aber die Würfel waren gefallen, es gab kein Zurück.

»Ich werde gehen. Ich will nur die Ermittlungen zu dem Brand abschließen und sehen, wie es mit dem Stummen läuft. Dann werde ich um meine Entlassung bitten.«

»Nein, das wäre nicht gerecht. Du bist sehr wohl in der Lage, mich als Freund zu betrachten. Das Problem bin ich. Ich kenne mich. Ich werde mich versetzen lassen.«

»Nein, dir gefällt es im Dezernat für Kunstdelikte, es war ein Karrieresprung für dich, und das wirst du jetzt nicht meinetwegen aufgeben. Marco sagt, ich sollte mich beruflich verändern, und im Grunde will ich auch was anderes machen, an der Uni unterrichten, bei einer Ausgrabung mitmachen, oder, wer weiß, vielleicht raffe ich mich auf und eröffne eine Kunstgalerie. Ich spüre, dass eine Phase meines Lebens zu Ende geht. Marco hat das gemerkt und mir Mut gemacht, etwas Neues zu suchen, und er hat Recht. Ich will dich nur um eines bitten: Tu, was in deiner Macht steht, dass ich noch ein paar Monate bleiben kann, bis die Ermittlungen abgeschlossen sind. Lass uns uns gegenseitig helfen, so gut wir können.«

»Ich will es versuchen.«

Pietros Augen hatten sich mit Tränen gefüllt. Sofia war überrascht, sie hätte nie gedacht, dass er sie so sehr liebte. Aber vielleicht war es auch nur verletzter Stolz.

Izaz und Obodas schlangen gierig den Käse und die Feigen herunter, die Timäus ihnen aufgetischt hatte. Sie waren erschöpft von der langen Reise, aber auch von der ständigen Angst, Maanus Soldaten könnten sie einholen und nach Edessa zurückbringen.

Aber nun saßen sie in Timäus' Haus in Sidon. Harran, der Karawanenführer, hatte ihnen versichert, er werde einen Boten zu Senin schicken, damit er ihm bestätigte, dass die Reise erfolgreich verlaufen war.

Timäus war ein alter Mann mit einem durchdringenden Blick, der sie herzlich aufgenommen und überredet hatte, erst ein wenig auszuruhen, bevor sie von den Abenteuern der Reise berichteten. Er war von ihrer Ankunft nicht überrascht. Er hatte sie seit Monaten erwartet, seit er Thaddäus' Brief erhalten hatte, in dem dieser seine Sorge über Abgarus' schwache Gesundheit bekundete und die heikle Situation der Christen erläuterte, wenn der König stürbe, auch wenn sie auf die Unterstützung der Königin zählen konnten.

Der Alte sah sie nachsichtig an, die Reise hatte an Körper und Seele gezehrt. Er hatte veranlasst, dass Izaz und der Koloss Obodas in seinem Haus blieben und sich dort ein kleines Zimmer teilten, das einzige, das er außer seinem eigenen hatte, denn sein Haus war bescheiden, wie es sich für einen Jünger der wahren Lehre Christi gehörte.

Der Alte erzählte ihnen, in Sidon hätten sie eine kleine Christengemeinde aufgebaut. Sie trafen sich abends zum Beten und um Neuigkeiten auszutauschen. Es war immer ein Reisender da, der Nachrichten aus Jerusalem mitbrachte, oder irgend- ein Verwandter hatte eine Botschaft aus Rom geschickt.

Izaz hörte ihm aufmerksam zu, und als Obodas und er mit dem Essen fertig waren, bat er Timäus, ihn unter vier Augen sprechen zu dürfen.

Obodas verzog das Gesicht. Senins Anweisungen waren eindeutig gewesen: Er durfte den Jungen nicht aus den Augen lassen, er war verantwortlich für sein Leben.

Timäus, der die Unsicherheit im Blick des Riesen sah, beruhigte ihn.

»Mach dir keine Sorgen, Obodas. Wir haben Spione, und wir wissen, wenn Maanus Leute nach Sidon kommen. Ruh dich aus, solange ich mit Izaz spreche. Du kannst uns vom Fenster eures Schlafgemachs aus beobachten.«

Obodas getraute sich nicht, dem Alten zu widersprechen, und er begab sich umgehend zu dem Fensterchen, um einen Blick auf Izaz zu haben.

Der Junge sprach leise mit Timäus. Die Worte verloren sich in der sanften Morgenbrise. Obodas sah, wie das Gesicht des Alten sich während des Gesprächs veränderte. Es spiegelte Erstaunen, Schmerz, Besorgnis ...

Als Izaz zu Ende geredet hatte, drückte Timäus väterlich seinen Arm und segnete ihn mit dem Kreuzzeichen zur Erinnerung an Jesus. Dann kamen sie ins Haus zurück. Izaz und Obodas befolgten Timäus' Rat, sich bis zum Abend auszuruhen, bis sie sich der kleinen Christengemeinde von Sidon, ihrer neuen Heimat, anschließen würden. Sie wussten, dass sie nie mehr in das Land ihrer Vorfahren zurückkehren konnten. Maanu würde sie sofort töten lassen.

Timäus betrat den Tempel neben dem Haus. Dort betete er auf Knien zu Jesus und bat ihn, ihm zu helfen, dass das von Izaz anvertraute Geheimnis bei ihm wohl aufgehoben war, für das Josar, Thaddäus, Marcius und andere Christen sich geopfert hatten.

Nur Izaz und er wussten, wo sich das Grabtuch des Herrn befand. Timäus bedrückte der Gedanke, dass sie das Geheimnis irgendwann an jemanden weitergeben mussten, denn er war alt und würde bald sterben. Izaz war jung, aber was würde geschehen, wenn er einmal alt wäre? Vielleicht würde Maanu vor ihnen sterben, und sie könnten nach Edessa zurückkehren, aber wenn dem nicht so war? Wem sollten sie anvertrauen, wo Marcus das Grabtuch versteckt hatte? Sie konnten dieses Geheimnis nicht mit ins Grab nehmen.

Stunden vergingen, Timäus bemerkte es nicht. Als Izaz und Obodas am Abend kamen, kniete er immer noch da und betete. Er hatte einen Entschluss gefasst.

Timäus erhob sich langsam. Seine Knie waren taub und schmerzten. Er lächelte seinen Gästen zu und bat sie, ihn zum Haus seines Enkels zu begleiten, von dem sie nur ein kleiner Garten trennte.

»Johannes! Johannes!«, rief er.

Aus dem weiß gekalkten, vor der Sonne durch Weinlaub geschützten Haus kam eine junge Frau mit einem Kind auf dem Arm.

»Er ist noch nicht da, Großvater. Er muss jeden Moment kommen, du weißt doch, zum Gebet ist er immer da.«

»Das ist Alaida, die Frau meines Enkels. Und das ist ihre kleine Tochter Miriam.«

»Kommt herein, und trinkt ein wenig kühles Wasser mit Honig«, sagte Alaida.

»Nein, mein Kind, jetzt nicht; die Brüder kommen gleich zum Gebet. Ich wollte nur, dass Johannes und du diese beiden jungen Männer kennen lernt. Sie werden von nun an bei mir leben.«

Sie gingen zum Tempel zurück, wo sich ein paar Familien versammelt hatten und plauderten, Bauern und kleine Handwerker, die zum Glauben Jesu übergetreten waren. Timäus

stellte ihnen Izaz und Obodas vor und forderte die beiden auf, von ihrer Flucht aus Edessa zu berichten.

Ein wenig schüchtern schilderte Izaz, was sich in Edessa zugetragen hatte, und beantwortete die einfachen Fragen der Gemeindemitglieder. Als er geendet hatte, forderte Timäus sie auf, zu Jesus zu beten, er möge die Gläubigen in Edessa schützen. Und das taten sie. Sie beteten und sangen und teilten das Brot und den Wein, den Alaida mitgebracht hatte.

Johannes war kräftig gebaut, weder groß noch klein, und sein Haar war so schwarz wie der Bart. Er war spät in Begleitung von Harran und anderen Männern aus der Karawane gekommen, die Säcke bei sich trugen. Timäus bat sie herein.

»Senin, mein Herr«, sagte Harran, »bat mich, euch diese Geschenke zu überreichen. Sie sollen euch helfen, Josars Neffen Izaz und seinen Wächter zu versorgen. Ich soll dir auch diesen Sack Gold geben, falls ihr in Schwierigkeiten kommt.«

Izaz beobachtete erstaunt, was da alles angeschleppt wurde. Senin war sehr großzügig, schon vor ihrem Aufbruch hatte er ihnen einen Beutel Gold gegeben, so viel, dass sie davon bis ans Ende ihrer Tage leben konnten.

»Danke, Harran, guter Freund. Ich werde für Senin beten, damit er von Maanus Zorn verschont bleibt und du ihn so findest, wie du ihn verlassen hast. Sag deinem Herrn, dass wir die Geschenke für das Wohlergehen der Armen und unserer kleinen Gemeinde verwenden werden. Du bleibst ja noch ein paar Tage in Sidon, so habe ich Zeit, Senin zu schreiben.«

Die Alpträume ließen Izaz nicht zur Ruhe kommen. Er sah von Flammen verzehrte Gesichter und ein blutgetränktes Feld. Als er aufwachte, war er in Schweiß gebadet.

Er ging hinaus, um sich am Trog im Garten ein wenig zu erfrischen, und er traf dort auf Timäus, der gerade einen Zitro-

nenbaum beschnitt. Dieser bat ihn, die Morgenfrische zu nutzen und ihn zu einem Spaziergang zum Strand zu begleiten.

»Wird Obodas sich nicht erschrecken, wenn er aufwacht?«

»Sicher, aber ich werde Johannes bitten, sich um ihn zu kümmern. Er soll ihm sagen, wo wir sind.«

Als er seinem Enkel Bescheid gesagt hatte, der ebenfalls schon auf den Beinen war und in dem gemeinsamen Garten arbeitete, machten sie sich auf den Weg zum Strand.

Das Mittelmeer, das Mare Nostrum, wie es die Römer nannten, war an diesem Morgen aufgewühlt. Die Wellen schlugen mit Macht gegen die Felsen und rissen den Sand mit sich fort.

Izaz verfolgte das Schauspiel gebannt. Es war das erste Mal, dass er diese ungeheuren Wassermassen sah, und es erschien ihm wie ein Wunder.

»Izaz, Gott hat gewollt, dass wir die Hüter eines großen Geheimnisses sind und wissen, wo das Grabtuch seines Sohnes ist, das so viele Wunder bewirkt hat. Wo Marcius es versteckt hat, muss es bleiben, ganz gleich, wie lange. Edessa muss erst wieder christlich werden, und wir müssen sicher sein, dass das Tuch nicht in Gefahr ist. Vielleicht werden weder du noch ich diesen Tag erleben, und wenn ich sterbe, musst du einen Mann auswählen, der der nächste Hüter des Geheimnisses wird und es seinerseits an einen anderen Mann weitergibt, bis kein Schatten das Leben der Christen in Edessa mehr trübt. Wenn Senin überlebt, wird er uns berichten, was in Edessa vor sich geht. In jedem Fall muss ich ein Versprechen erfüllen, das ich Thaddäus, Josar und der Königin gegeben habe. Als sie mir vor Monaten Botschaften sendeten, was nach Abgarus' Tod zu erwarten sei, baten sie mich, dafür zu sorgen, dass die Saat Christi niemals aus Edessa verschwindet, und wenn das Schlimmste geschähe, sollte ich nach einer Weile Christen nach Edessa schicken.«

»Aber das heißt doch, sie in den Tod zu schicken.«

»Die, die dorthin gehen, werden ihren Glauben nicht kundtun.

Sie werden sich im Reich einrichten, arbeiten, die verbliebenen Christen suchen und mit ihnen im Geheimen eine Gemeinde aufbauen. Es geht nicht darum, Maanus Zorn zu erregen oder eine Verfolgung auszulösen, sondern die Saat Jesu in Edessa am Leben zu erhalten. Jesus selbst hat das so gewollt, indem er dafür gesorgt hat, dass Josar sein Grabtuch zu Abgarus bringt. Er hat diesen Boden mit seiner Anwesenheit und seinen Wundern geheiligt, und wir müssen seinen Wünschen nachkommen.

Wir warten ab, bis Harran mit seiner Karawane zurückkehrt, und dann beschließen wir, was zu tun ist und wann. Aber du musst wissen, dass das Grabtuch und der Glaube an Jesus niemals aus der Stadt verschwinden dürfen.«

Von fern bewegte sich Obodas' beeindruckende Gestalt auf sie zu. Er war verärgert., »Izaz, Timäus, ihr flüchtet vor mir, und ich habe geschworen, Izaz mit meinem Leben zu schützen. Wenn ihm etwas passiert, bin ich dafür verantwortlich, und das könnte ich mir nie verzeihen.«

»Wir hatten etwas zu bereden, Obodas«, sagte Izaz.

»Izaz, ich werde dich nicht belästigen, wenn du unter vier Augen mit Timäus oder irgendjemand anderem reden willst. Aber ich will in deiner Nähe sein, du darfst dich nicht einfach aus dem Staub machen.«

Izaz versprach es ihm. Mit der Zeit würde er Obodas mehr als jedem anderen Menschen vertrauen.

Addaio saß hinter einem riesigen mit Schnitzereien verzierten Tisch. Der Armsessel ließ seine mächtige Gestalt noch größer wirken.

Er hatte kein einziges Haar mehr, und die Falten um seine Augen und Lippen ließen keinen Zweifel an dem Alter des Mannes, ebenso wenig die knochigen Hände mit den durchscheinenden Venen.

In dem Zimmer gab es zwei Fenster, aber die dicken Vorhänge ließen nicht einen Sonnenstrahl hinein, alles war abgedunkelt.

Auf beiden Seiten des riesigen Tisches standen vier Stühle mit hohen Lehnen, und auf ihnen saßen acht schwarz gekleidete Männer mit gesenkten Blicken.

Ein kleiner schlanker Mann in bescheidener Kleidung hatte ihnen die Tür geöffnet, um sie zu Addaios Büro zu führen.

Zafarin zitterte. Nur die Anwesenheit seines Vaters hinderte ihn daran davonzulaufen. Seine Mutter hatte ihn am Arm gefasst, und seine Frau Ayat und seine kleine Tochter liefen neben ihm, ohne ein Wort zu sagen. Sie waren genau so verängstigt wie er.

Der kleine Mann schob die Frauen in ein Zimmer.

»Wartet hier«, sagte er, und dann geleitete er mit eiligen Schritten die Männer bis zu einer reich verzierten Holztür. Er öffnete einen Flügel und ließ Zafarin und seinen Vater hinein.

»Du hast versagt.«

Addaios Stimme dröhnte durch den Raum mit den Holzwänden voller Bücher. Zafarin senkte den Kopf, der Schmerz war ihm anzumerken. Sein Vater trat einen Schritt vor und sah Addaio fest in die Augen.

»Ich habe dir zwei Söhne gegeben. Beide waren tapfer, beide haben sie sich geopfert und ihre Zunge hergegeben. Sie werden stumm sein, bis Gott unser Herr sie am Tag des Jüngsten Gerichts auferstehen lässt. Unsere Familie hat deinen Tadel nicht verdient. Seit Jahrhunderten haben die Besten von uns ihr Leben Jesus dem Erlöser gewidmet. Wir sind Menschen, Addaio, nur Menschen, und deswegen scheitern wir. Mein Sohn glaubt, dass es einen Verräter unter uns gibt, jemand, der weiß, wann wir nach Turin gehen und was du vorhast.

Zafarin ist intelligent, das weißt du. Du selbst hast dich dafür eingesetzt, dass er wie Mendibj auf die Universität geht. Der Fehler liegt hier, Addaio, du solltest den Verräter unter uns ausmachen. Verrat hat es in unserer Gemeinschaft immer gegeben, nur so lässt sich erklären, warum alle Versuche, zurückzuholen, was uns gehört, fehlgeschlagen sind.«

Addaio hörte sich alles an, ohne eine Miene zu verziehen. Sein Blick funkelte vor Zorn, den er nur mit Mühe zurückhalten konnte. Zafarins Vater ging auf den Tisch zu und übergab ihm mehr als fünfzig doppelseitig beschriebene Blätter.

»Hier, auf diesen Seiten kannst du nachlesen, was vorgefallen ist. Darin teilt dir mein Sohn auch seinen Verdacht mit.«

Addaio schaute die Papiere nicht an. Er erhob sich und ging schweigend auf und ab. Entschlossen baute er sich vor Zafarin auf, ballte die Fäuste, und einen Moment lang sah es so aus, als wollte er dem Jungen ins Gesicht schlagen, aber dann ließ er die Arme sinken.

»Weißt du, was diese Niederlage für uns bedeutet? Monate, vielleicht Jahre, bis wir es wieder versuchen können! Die Polizei hakt gründlich nach, und wenn welche von uns verhaftet werden und den Mund aufmachen, was dann?«

»Aber sie wissen doch gar nicht, worum es ging ...«, fiel ihm Zafarins Vater ins Wort.

»Schweig! Was weißt du denn schon? Unsere Leute in Italien, in Deutschland oder wo auch immer, wissen, was sie wissen müssen, und wenn sie der Polizei in die Hände fallen, wird man sie zum Sprechen bringen, und dann kommen sie uns am Ende auf die Spur. Und was sollen wir dann machen? Sollen wir uns alle die Zungen abschneiden, um unseren Herrn nicht zu verraten?«

»Was geschehen wird, ist Gottes Wille«, sagte Zafarins Vater.

»Nein. Das ist es nicht. Das ist das Resultat des Scheiterns und der Dummheit derjenigen, die nicht fähig sind, seinen Willen zu erfüllen. Es ist meine Schuld, weil ich nicht die Besten ausgewählt habe.«

Die Tür ging auf, und der kleine Mann brachte zwei weitere junge Männer in Begleitung ihrer Väter herein.

Rasit und Dermisat, die beiden anderen Stummen, umarmten Zafarin unter dem zornigen Blick von Addaio.

Zafarin hatte nicht gewusst, dass seine Kameraden schon in Urfa waren. Addaio hatte absolutes Stillschweigen unter den Familienmitgliedern und Freunden befohlen, damit sie sich erst hier begegneten.

Die Väter von Rasit und Dermisat sprachen im Namen ihrer Söhne und baten um Verständnis und Milde.

Addaio schien ihnen gar nicht zuzuhören, die Verzweiflung nagte an ihm.

»Ihr werdet die Sünde büßen, die ihr durch euer Scheitern wider unseren Herrn begangen habt.«

»Genügt es dir nicht, dass unsere Söhne ihre Zunge geopfert haben? Welche Strafe willst du ihnen noch auferlegen?«, wagte sich Rasits Vater vor.

»Du wagst es, mich herauszufordern!«, schrie Addaio.

»Nein. Da sei Gott vor! Du weißt, dass wir treue Diener unseres Herrn sind und dass wir dir gehorchen werden. Wir bitten

dich nur um Erbarmen«, antwortete Rasits Vater.

»Du bist unser Hirte«, sagte Dermisats Vater, »dein Wort ist Gesetz, dein Wille geschehe, denn du bist der Stellvertreter des Herrn auf Erden.«

Sie knieten nieder und beteten mit gesenkten Köpfen. Sie konnten nur Addaios Entscheidung abwarten.

Bis zu diesem Moment hatten die acht Männer am Tisch kein Wort gesagt. Auf ein Zeichen Addaios verließen sie den Raum, und er folgte ihnen. Sie gingen in ein Nebenzimmer, um zu beraten.

»Und?«, fragte Addaio. »Glaubt ihr, dass es einen Verräter unter uns gibt?«

Das ominöse Schweigen der Männer erzürnte Addaio.

»Habt ihr nichts zu sagen? Nichts? Nach allem, was passiert ist ...«

»Addaio, du bist unser Hirte, der Auserwählte unseres Herrn; du musst uns erleuchten«, sagte einer.

»Nur ihr acht kennt den ganzen Plan. Nur ihr wisst, wer unsere Kontaktpersonen sind. Wer ist der Verräter?«

Die acht traten unruhig auf der Stelle und sahen sich gegenseitig an, unschlüssig, ob die Worte ihres Hirten nur Provokation waren oder ob er sie tatsächlich des Verrats bezichtigte. Sie waren neben Addaio die Stützpfeiler der Gemeinschaft, ihre Stammbäume verloren sich in der Zeit, sie waren Jesus, ihrer Stadt, ihrem Auftrag treu.

»Wenn es einen Verräter gibt, wird er sterben.«

Addaios Urteil ließ die Männer erschauern, denn sie wussten, dass er dazu fähig war. Ihr Hirte war ein guter Mensch, der bescheiden lebte und jedes Jahr vierzig Tage fastete zur Erinnerung an Jesus' Fasten in der Wüste. Er half jedem, der zu ihm kam, ob er Arbeit wollte, Geld oder dass er in einem Familienstreit vermittelte. Sein Wort hatte Gewicht. Er war ein geach-

teter Mann in Urfa, wo er Rechtsanwalt war und man ihn als solchen kannte und schätzte.

Wie die Männer, die ihn begleiteten, hatte Addaio seit seiner Kindheit ein geheimes Leben gehabt, er betete außerhalb des Blickfeldes seiner Nachbarn und Freunde, denn er trug ein Geheimnis mit sich, das ihrer aller Leben bestimmte, wie es schon das der Väter und Urahnen bestimmt hatte.

Er hätte es vorgezogen, nicht zum Hirten ernannt zu werden, aber als sie ihn auswählten, nahm er die Ehre und das Opfer an und schwor, was vor ihm andere geschworen hatten: Er würde Jesus' Willen erfüllen.

Einer der Männer in Schwarz räusperte sich. Addaio entnahm daraus, dass er sprechen wollte.

»Sprich, Talat.«

»Wir sollten nicht zulassen, dass die Verdächtigungen ein Feuer entfachen, das das Vertrauen zwischen uns auslöscht. Ich glaube nicht, dass unter uns ein Verräter ist. Wir haben es mit starken, intelligenten Mächten zu tun, deswegen konnten sie uns bislang daran hindern, uns zu holen, was uns gehört. Wir sollten uns an die Arbeit machen und einen neuen Plan entwickeln, und wenn wir wieder scheitern, versuchen wir es eben noch einmal. Der Herr wird entscheiden, wann wir würdig sind, Erfolg bei unserer Mission zu haben.«

Talat hielt abwartend inne. Sein schlohweißes Haar und die Falten im Gesicht verliehen seinem Alter Würde.

»Zeig dich den drei Auserwählten gegenüber nachsichtig«, sagte ein anderer, der auf den Namen Bakkalbasi hörte.

»Nachsichtig? Glaubst du, wir können überleben, wenn wir uns nachsichtig zeigen, Bakkalbasi?«

Addaio schlang die Finger ineinander und seufzte.

»Manchmal denke ich, ihr habt schlecht daran getan, mich auszuwählen. Vielleicht bin ich nicht der Hirte, den Jesus in

dieser Zeit und unter den gegebenen Umständen braucht. Ich faste, ich tue Buße, und ich bitte Gott um Stärke, er möge mich erleuchten und mir den rechten Weg weisen, aber Jesus antwortet nicht, er schickt mir kein Zeichen ...«

Addaios Stimme verriet tiefe Verzweiflung, aber er erholte sich rasch.

»Solange ich der Hirte bin, werde ich nach meinem Gewissen handeln und entscheiden, mit einem einzigen Ziel: unserer Gemeinschaft das zurückzugeben, was Jesus ihr gegeben hat. Es soll allen wohl ergehen, aber die Sicherheit steht im Vordergrund. Gott will, dass wir leben und nicht, dass wir tot sind. Er braucht keine weiteren Märtyrer.«

»Was wirst du mit ihnen tun?«, fragte Talat.

»Sie werden eine Zeit zurückgezogen mit Beten und Fasten verbringen. Ich werde sie beobachten, und wenn ich glaube, dass der Moment gekommen ist, werde ich sie zurück zu ihren Familien schicken. Aber sie müssen für die Niederlage büßen. Du, Bakkalbasi, bist ein großer Mathematiker, und du wirst die Berechnungen anstellen.«

»Was für Berechnungen, Addaio?«

»Du sollst die Wahrscheinlichkeit ermitteln, ob es bei uns Spielraum für Verrat, ob es ein Loch gibt und wo es sein könnte.«

»Dann nimmst du die Andeutungen von Zafarins Vater also ernst?«

»Ja, wir sollten uns nicht gegen das Offensichtliche sperren. Wir werden den Verräter finden, und er wird sterben.«

Die Männer wussten, dass Addaio nicht bloß daherredete.

Als sie in den Raum zurückkamen, knieten die drei Stummen mit ihren Vätern auf dem Boden und beteten mit gesenktem Blick. Addaio und die schwarz gekleideten Männer setzten sich.

»Erhebt euch«, befahl Addaio.

Dermisat weinte lautlos vor sich hin. Rasit hatte einen Anflug von Zorn im Blick, und Zafarin schien sich beruhigt zu haben.

»Ihr werdet die Niederlage durch Klausur und Beten und vierzigstägiges Fasten büßen. Ihr bleibt hier bei mir. Ihr werdet im Garten arbeiten, solange eure Kräfte ausreichen. Wenn die Zeit vorüber ist, werde ich euch sagen, was zu tun ist.«

Zafarin sah seinen Vater besorgt an. Der verstand den Blick seines Sohnes und sprach für ihn.

»Wirst du ihnen erlauben, sich von ihren Familien zu verabschieden?«

»Nein. Die Sühne hat bereits begonnen.«

Addaio ließ eine kleine Glocke auf seinem Tisch ertönen. Sekunden später erschien der Mann, der ihnen die Tür geöffnet hatte.

»Guner, begleite sie zu Zimmern, die zum Garten hinausgehen. Such passende Kleidung heraus, und versorge sie mit Wasser und Säften. Das werden sie zu sich nehmen, solange sie bei uns sind. Du wirst ihnen auch die Stundenpläne und die Gepflogenheiten des Hauses erklären. Und jetzt geht.«

Die drei jungen Männer umarmten ihre Väter. Der Abschied fiel kurz aus, um Addaio nicht zu verärgern. Als sie hinter Guner den Raum verließen, sprach Addaio zu den Vätern der drei:

»Kehrt mit euren Familien in eure Häuser zurück. In vierzig Tagen werdet ihr von euren Söhnen hören.«

Die Männer verbeugten sich, küssten seinen Ring und neigten respektvoll die Köpfe vor Addaios Begleitern, die reglos wie Statuen auf ihren Stühlen saßen. Anschließend verließen auch sie den Raum.

Hierauf führte Addaio seine acht Begleiter durch einen dunklen Flur bis zu einer kleinen verschlossenen Tür, die er mit

einem Schlüssel öffnete. Es war die Kapelle. Bis zum Einbruch der Dunkelheit blieben sie dort.

Addaio konnte nicht schlafen. Seine Knie waren geschunden vom stundenlangen Beten, dennoch verspürte er das Bedürfnis, sich zu kasteien. Gott wusste, wie sehr er ihn liebte, aber dieser Zorn, dieser Zorn, den er sich nie hatte aus der Seele reißen können. Satan hatte bestimmt seine Freude an dieser Todsünde.

Als Guner leise in sein Zimmer kam, graute bereits der Morgen. Der treue Diener brachte ihm eine Tasse Kaffee und einen Krug mit frischem Wasser. Er half Addaio, aufzustehen und sich auf den einzigen Stuhl in dem nüchternen Schlafraum zu setzen.

»Danke Guner, diesen Kaffee werde ich brauchen können. Was machen die Stummen?«

»Sie arbeiten schon eine Weile im Garten. Sie sind zerknirscht, ihre Augen ganz rot vom vielen Weinen.«

»Du bist mit der Strafe nicht einverstanden, nicht wahr?«

»Ich gehorche, ich bin dein Diener.«

»Nein! Nein das bist du nicht! Du bist mein einziger Freund, das weißt du sehr wohl, du hilfst mir ...«

»Ich diene dir, Addaio, und ich diene dir gut. Meine Mutter hat mich in deine Dienste gegeben, da war ich zehn. Für sie war es eine Ehre, dass ihr Sohn dir dient. Auf dem Totenbett musste ich ihr versprechen, mich immer um dich zu kümmern.«

»Deine Mutter war eine Heilige.«

»Sie war eine einfache Frau, die die Lehren ihrer Eltern ohne zu fragen übernommen hat.«

»Hast du Zweifel an unserem Glauben?«

»Nein Addaio, ich glaube an Gott und an Jesus unseren Herrn, aber ich habe meine Zweifel, dass dieser Wahnsinn, den ihr Hirten unserer Gemeinschaft seit Jahrhunderten betreibt, gut ist. Gott ehrt man mit dem Herzen.«

»Du wagst es, die Grundpfeiler unserer Gemeinschaft in Frage zu stellen? Du wagst es zu behaupten, die heiligen Hirten, die mir vorausgegangen sind, hätten sich geirrt? Glaubst du, es ist leicht, die Befehle unserer Vorgänger zu befolgen?«

Guner senkte den Kopf. Er wusste, dass Addaio ihn brauchte und liebte wie einen Bruder, er war der Einzige, den er an seinem Innenleben teilhaben ließ. Nachdem er so viele Jahre in seinen Diensten stand, wusste Guner, dass Addaio sich nur vor ihm zeigte, wie er wirklich war, ein leicht erzürnbarer Mann, erdrückt von der Last der Verantwortung, der allen misstraute und alle seine Autorität spüren ließ. Aber nicht ihn, Guner, der seine Kleidung wusch, seine Anzüge büstete und ihm das Schlafgemach tadellos sauber hielt. Der ihn manchmal, nach einem seiner Fieberanfälle, triefäugig oder schwitzend und schmutzig zu sehen bekam. Der seine menschlichen Schwächen kannte und seine Bemühungen, vor den aufrichtigen Seelen, über die er wachte, majestätisch zu erscheinen.

Guner würde sich nie von Addaio trennen. Er hatte das Keuschheits- und Gehorsamkeitsgelübde abgelegt und seine Familie, seine Eltern, als sie noch lebten, und seine Geschwister und Nichten und Neffen waren wirtschaftlich abgesichert durch die Zuwendungen Addaios und in der Gemeinschaft geachtet.

Er diente Addaio seit vierzig Jahren und kannte ihn mittlerweile so gut wie sich selbst; deswegen fürchtete er ihn auch, trotz des Vertrauens, das zwischen ihnen gewachsen war.

»Glaubst du, dass es unter uns einen Verräter gibt?«

»Kann schon sein.«

»Hast du jemanden in Verdacht?«

»Nein.«

»Aber wenn, dann würdest du es mir sagen, oder?«

»Nur, wenn ich mir sicher wäre, dass mein Verdacht begründet ist. Ich will niemanden aus einem Vorurteil heraus anschwärzen.«

Addaio sah ihn an. Er beneidete Guner um seine Gutmütigkeit, sein gemäßigtes Temperament, und er dachte, eigentlich wäre Guner ein viel besserer Hirte als er. Die, die ihn ausgewählt hatten, hatten einen Fehler gemacht, weil sie sich zu sehr nach dem Stammbaum gerichtet hatten und der unsinnigen alten Sitte gefolgt waren, die Abkömmlinge großer Männer vorzuziehen.

Guner stammte aus einer armen Bauernfamilie, und seine Vorfahren hatten sich genau wie die seinigen an der Bewahrung des Geheimnisses ihres Glaubens beteiligt.

Und wenn er zurücktrat? Wenn er ein Konzil einberief und vorschlug, Guner zum Hirten zu machen? Nein, das würden sie niemals tun. Sie würden ihn für verrückt erklären. Und das wurde er tatsächlich allmählich, weil er als Hirte ständig gegen seine menschliche Natur, gegen die Sünde des Zorns ankämpfen und zugleich den Gläubigen Sicherheit geben und die Geheimnisse der Gemeinschaft bewahren musste.

Er erinnerte sich voller Schmerz an den Tag, an dem sein Vater ihn gerührt bis zu dem Haus führte, in dem damals der alte Hirte Addaio lebte.

Sein Vater, ein berühmter Mann in Urfa, heimlicher Kämpfer für den wahren Glauben, hatte ihm von klein auf gesagt, wenn er sich gut benähme, könne er eines Tages der Nachfolger von Addaio werden. Er hatte geantwortet, dass er das nicht wolle, er wollte lieber durch die grünen Gärten laufen, im Fluss schwimmen und mit den jungen Mädchen schäkern, die, genau wie er, gerade das Leben entdeckten.

Eine gefiel ihm besonders, die sanfte Rania, die Tochter von Nachbarn, mit Mandelaugen und dunklem Haar, und er träumte in der Dunkelheit seines Zimmers von ihr.

Aber sein Vater hatte anderes mit ihm vor, und kaum war er

erwachsen, überzeugte er ihn, bei dem alten Addaio zu leben, die Gelübde abzulegen und sich auf die Aufgabe vorzubereiten, die, so hieß es, Gott für ihn bestimmt hatte: Sie hatten entschieden, dass er der neue Addaio sein würde.

Sein einziger Freund in diesen schmerzlichen Jahren war Guner. Er verriet ihn nie, wenn er heimlich zu Rantias Haus schlich und sie aus der Ferne beobachtete.

Auch Guner war ein Gefangener des Willens seiner Eltern, die er ehrte, indem er ihnen gehorchte. Die armen Eltern hatten für ihren Sohn, und damit für die ganze Familie, ein besseres Schicksal gefunden: Er würde nicht von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang arbeiten müssen, denn Addaios Eltern hatten Guner für würdig befunden, Addaios Diener zu werden.

Beide Männer hatten den Willen ihrer Eltern akzeptiert und für immer aufgehört, sie selbst zu sein.

21

Johannes traf Obodas im Garten an. In Gedanken versunken grub er die Erde um.

»Wo ist Timäus?«

»Er spricht mit Izaz. Du weißt doch, er bildet ihn aus, damit er eines Tages ein guter Führer der Gemeinschaft wird.«

Obodas wischte sich mit dem Arm den Schweiß von der Stirn und folgte Johannes ins Haus.

»Ich habe Neuigkeiten.«

Timäus und Izaz warteten, was Johannes zu sagen hatte.

»Harran ist mit seiner Karawane gekommen.«

»Harran! Was für eine Freude! Gehen wir zu ihm«, sagte Izaz und stand auf.

»Warte, Izaz. Die Karawane kommt nicht von Senin, auch wenn Harran mit ihr reist.«

»Und? Um Gottes willen, sprich, Johannes!«

»Ja, es ist besser, wenn du es weißt: Harran ist blind. Als er nach Edessa zurückkehrte, hat Maanu ihm die Augen ausstechen lassen. Senin, sein Herr, ist ermordet und sein Leichnam den Tieren in der Wüste vorgeworfen worden. Harran hat geschworen, dass er nichts von dir weiß, dass er dich an den Toren von Tyrus abgesetzt hat und dass du dich wahrscheinlich in Griechenland aufhältst. Dadurch ist Maanus Zorn noch mehr entfacht worden.«

Izaz fing an zu weinen. Er fühlte sich schuldig an Harrans Unglück. Timäus drückte tröstend seinen Arm.

»Wir werden ihn auf dem Karawanenplatz abholen und ihm helfen. Wenn er es wünscht, kann er bei uns bleiben.«

»Ich habe ihn gebeten, mit mir zu kommen, aber er wollte

nicht. Er wollte, dass du von seinem Zustand weißt, bevor er herkommt. Du solltest dich nicht verpflichtet fühlen, seine Last mitzutragen.«

Izaz machte sich in Begleitung von Obodas und Johannes auf den Weg zum Karawanenplatz. Einer der Karawanenführer sagte ihnen, wo Harran zu finden war.

»Der Führer dieser Karawane ist ein Verwandter von Harran, er hat ihn mitgenommen. Harran ist in Edessa nichts geblieben: Seine Frau und seine Kinder sind ermordet worden, Senin hat man auf dem Platz vor den Augen aller, die sich das Spektakel anschauen wollten, gefoltert und getötet. Maanu hat sich grausam an den Freunden von Abgarus gerächt.«

»Aber Harran war kein Freund von Abgarus ...«

»Aber sein Herr, Senin, und Senin wollte dem König nicht verraten, wo sich das Grabtuch von Jesus befindet. Maanu hat Senins Haus zerstört und seinen Besitz verbrannt. Senins Diener hat er auspeitschen lassen. Einigen hat er die Arme, anderen die Beine abschneiden lassen, und Harran hat er seiner Augen beraubt. Er kann froh sein, dass er mit dem Leben davongekommen ist.«

Harran saß auf dem Boden. Izaz zog ihn hoch und umarmte ihn.

»Harran, mein guter Freund!«

»Izaz, bist du das?«

»Ja, Harran, ich bin gekommen, um dich zu holen. Du wirst mit mir kommen, wir werden uns um dich kümmern. Es soll dir an nichts fehlen.«

Timäus nahm Harran herzlich auf. Er sollte bei Johannes unterkommen, bis sie ein weiteres Zimmer an sein Haus angebaut hatten.

Harran war erleichtert, als er das hörte. Mit zittriger Stimme berichtete er, dass Maanu die Häuser aller Christen hatte ver-

brennen lassen, selbst die Adeligen waren nicht verschont geblieben. Er kannte kein Erbarmen, weder mit den Alten noch mit Frauen und Kindern. Das Blut der Unschuldigen hatte den weißen Marmor der Straßen der Stadt dunkel gefärbt, immer noch lag dort über allem der Geruch des Todes.

Obodas fragte leise nach seiner Familie, seinem Vater und seiner Mutter, die beide in Senins Diensten gestanden hatten und Christen waren wie er.

»Sie sind tot. Tut mir Leid, Obodas.«

Tränen rannen über die Wangen des Riesen, und die Worte von Timäus und Izaz konnten ihn nicht trösten.

Schließlich stellte Izaz die Frage, vor der er sich am meisten fürchtete: Was war aus seinem Onkel Josar und aus Thaddäus geworden?

»Josar wurde auf dem Platz getötet, wie Senin. Der Tod der Adeligen sollte dem Volk als Warnung dienen, alle sollten wissen, dass Maanu kein Erbarmen mit den Christen hat, ganz gleich, welcher Familie sie entstammen ... Josar hat nicht einen Laut von sich gegeben. Maanu ist gekommen, um der Folterung beizuwohnen, und er zwang die Königin, sie mit anzusehen. Alles Flehen seiner Mutter half nichts. Die Königin kniete nieder und bat ihn darum, deinem Onkel das Leben zu lassen, aber Maanu ergötzte sich an ihrem Leiden ... Ich weiß, es ist schrecklich, Izaz.«

Der Junge versuchte die Tränen zurückzuhalten. Alle hatten einen Grund zur Verzweiflung. Man hatte sie gedemütigt, und sie hatten die Menschen verloren, die sie liebten. Izaz spürte einen Knoten im Magen, und in ihm keimte der Wunsch nach Rache.

Der alte Timäus sah den Jungen und Obodas an und wusste um den Kampf in ihren Herzen.

»Rache ist keine Lösung. Ich weiß, ihr würdet euch besser fühlen, wenn Maanu bestraft würde, wenn ihr ihn mit großen

Schmerzen sterben säht. Ich versichere euch, er wird bestraft werden. Er muss vor Gott für sein Tun Rechenschaft ablegen.«

»Timäus, sagst du nicht, dass Gott unendliche Barmherzigkeit ist?«, klagte Obodas. »Und auch unendliche Gerechtigkeit?«

»Und lebt die Königin noch?«, fragte da Izaz, obwohl er Angst vor der Antwort hatte.

»Nach dem Tod deines Onkels hat sie niemand mehr gesehen. Einige Diener des Palastes sagen, dass sie an gebrochenem Herzen gestorben sei und Maanu ihren Körper den Tieren in der Wüste zum Fraß habe vorwerfen lassen. Andere behaupten, der König habe befohlen, sie zu töten. Es tut mir Leid, Izaz ... Ich bedaure, nur der Überbringer von Todesnachrichten sein zu können.«

»Mein Freund, der Überbringer ist nicht schuld an dem, was er berichtet«, beruhigte ihn Timäus. »Lasst uns zusammen beten. Gott möge den Zorn aus unseren Herzen reißen und uns helfen, den Schmerz über den Verlust der Menschen, die wir lieben, zu ertragen.«

Blumenduft erfüllte die Nacht. Rom strahlte hell zu Füßen der Gäste von John Barry und Lisa, die sich zahlreich auf der geräumigen Dachterrasse tummelten.

Lisa war nervös. John hatte sich aufgeregt, als sie ihm nach ihrer Rückkehr aus Washington mitteilte, dass sie ein Fest zu Ehren von Mary und James geben wollte und Marco und Paola dazu eingeladen hatte. Er hatte sie beschuldigt, ihrer Schwester gegenüber nicht fair zu sein.

»Wirst du Mary sagen, warum du Marco eingeladen hast? Nein, natürlich nicht, weil du das nicht kannst. Marco ist unser Freund, und ich bin bereit ihm zu helfen, wo immer es nötig ist, aber das heißt noch lange nicht, dass man da die Familie mit hineinzieht, und vor allem nicht, dass du deine Nase in die Ermittlungen des Dezernats für Kunstdelikte stecken sollst. Lisa, du bist meine Frau, ich habe keine Geheimnisse vor dir, aber ich bitte dich, misch dich nicht in meine Arbeit, das tue ich umgekehrt ja auch nicht. Ich hätte nie gedacht, dass du deine eigene Schwester benutzen würdest. Und vor allem, wozu das Ganze? Was hast du mit dem Brand in der Kathedrale zu schaffen?«

Das war der erste ernste Streit nach vielen Jahren. Sie hatte sich schuldig gefühlt. Ihr war klar geworden, dass sie leichtfertig gehandelt hatte, um ihren Freunden zu gefallen.

Mary hatte nichts gegen die Gästeliste einzuwenden gehabt, die sie ihr gemailt hatte. Auch Gina hatte nichts dagegen, als sie die Namen von Marco Valoni und seiner Frau Paola las; sie wusste, dass sie gute Freunde waren. Sie hatte sie bei einigen Gelegenheiten getroffen und sympathisch gefunden. Sie hatte nur gefragt, wer denn diese Dottoressa Galloni sei, die die Valonis begleitete. Lisa hatte ihr erklärt, dass sie eine sehr gebildete Frau sei, die im Dezernat für Kunstdelikte arbeite und von

den Valonis sehr geschätzt werde. Gina hatte nicht weiter gefragt.

Vier Kellner verteilten Cocktails unter den Gästen. Als Marco Valoni mit Paola und Sofia das Haus betrat, staunten sie nicht schlecht: Zwei Minister, ein Kardinal, ein paar Diplomaten, darunter der Botschafter der Vereinigten Staaten, Geschäftsleute, ein halbes Dutzend mit Lisa befreundete Universitätsprofessoren und ein paar Archäologen aus Ginas Freundeskreis gehörten zu den vielen Gästen.

»Ich fühle mich fehl am Platz«, flüsterte Marco den beiden Frauen zu.

»Ich mich auch«, antwortete Paola, »aber jetzt können wir nicht mehr zurück.«

Sofia hielt nach Umberto D'Alaqua Ausschau. Da war er, er sprach mit einer blonden, schönen, kultivierten Frau, die Lisa leicht ähnelte. Sie lachten, man sah, dass sie sich wohl fühlten.

»Willkommen. Paola, du siehst toll aus. Und Sie sind bestimmt Dottoressa Galloni. Sehr erfreut.«

Marco spürte Johns Unbehagen. Er war angespannt, seit Lisa sie zu dem Fest eingeladen hatte. Er hatte sogar versucht, ihn dazu zu bringen, die Einladung nicht anzunehmen, subtil, freundschaftlich versteht sich, aber er hatte offensichtlich nicht gewollt, dass sie kamen. Und Marco fragte sich, warum.

Lisa kam lächelnd auf sie zu. Auch sie wirkte angespannt. Oder leide ich schon unter Verfolgungswahn?, dachte Marco. Lisas Lachen war aufgesetzt, und in Johns sonst so ruhigem Blick lag Nervosität. Auch Gina kam, um sie zu begrüßen, und ihre Tante sagte, sie solle sie den übrigen Gästen vorstellen.

John bemerkte, welche Wirkung Sofia auf die Männer hatte. Sie zog alle Blicke auf sich, einschließlich den des Kardinals. Schnell war sie am Gespräch eines aus zwei Botschaftern, einem Minister, drei Geschäftsleuten und einem Banker bestehenden Grüppchens beteiligt.

In der weißen Armani-Tunika, mit offenem Haar und ohne weiteren Schmuck außer ein paar winzigen Brillantohrsteckern und einer Cartier-Uhr, war Sofia zweifellos die schönste Frau des Abends.

Das Gespräch drehte sich um den Irak-Krieg. Der Minister fragte sie freundlich nach ihrer Meinung.

»Verzeihung, aber ich bin dagegen. Meiner Meinung nach stellt Saddam Hussein für niemanden ein Bedrohung dar, außer für sein eigenes Volk.«

Die anderen waren alle der gegenteiligen Meinung, und so bekam das Gespräch neuen Aufwind. Sofia zählte Argumente gegen den Krieg auf, erteilte ihnen eine meisterhafte Lektion in Geschichte, und am Ende waren alle baff.

Währenddessen unterhielten sich Marco und Paola mit zwei der Archäologen, die sich genau so fehl am Platz fühlten wie sie.

Sofia behielt die ganze Zeit über die blonde Frau im Auge, die sich so angeregt mit D'Alaqua unterhielt. Als John auf das andere Grüppchen zuging, nutzte sie die Chance, um sich loszureißen und zurück zu ihren Freunden zu gehen.

»Vielen Dank für die Einladung, Signor Barry.«

»Wir freuen uns, dass Sie unsere guten Freunde Marco und Paola begleitet haben ...«

Die blonde Frau drehte sich um und winkte.

»Das ist meine Schwägerin, Mary Stuart.«

»Sie sieht Lisa sehr ähnlich«, sagte Marco. »Stellst du sie uns vor?«

Sofia senkte den Kopf. Sie wusste, dass Marco aufs Ganze ging. Mary Stuart sprach mit D'Alaqua, das war die Gelegenheit an ihn heranzukommen.

In dem Moment kam Lisa.

»Liebling, Marco soll Mary und James kennen lernen.«

»Oh, ja, natürlich!«

Lisa führte sie dorthin, wo ihre Schwester und D’Alaqua und drei weitere Paare standen. Sofia sah D’Alaqua direkt in die Augen, aber der zuckte nicht mal mit der Wimper. Ob er sie erkannt hatte?

»Mary, ich will dir zwei meiner besten Freunde vorstellen, Marco und Paola Valoni. Und Dottoressa Galloni, die sie heute Abend begleitet.«

Lisas Schwester lachte sie offen an und stellte sie der Gruppe vor. D’Alaqua neigte höflich den Kopf und lächelte unberührt.

»Sehr erfreut. Sind Sie Archäologen, wie meine Schwester?«

»Nein, Mary. Marco ist Direktor des Dezernats für Kunstdelikte, Paola ist Professorin an der Uni, und Sofia arbeitet mit Marco zusammen.«

»Dezernat für Kunstdelikte? Was ist das?«

»Wir sind eine Spezialeinheit, die Verbrechen in der Kunstszene verfolgt. Raub, Fälschung, Schmuggel ...«

»Wie interessant«, rief Mary Stuart aus, und man sah ihr an, dass es sie keineswegs interessierte. »Wir sprachen gerade über den Christus von El Greco, der in New York versteigert wurde ... Ich versuche Umberto dazu zu bringen zu verraten, ob er ihn gekauft hat oder nicht.«

»Leider nicht«, sagte D’Alaqua.

Sofia war nervös und sagte keinen Ton, fasziniert starrte sie auf D’Alaqua. Dieser wandte sich ihr locker und distanziert zu.

»Wie laufen Ihre Ermittlungen, Dottoressa Galloni?«

Mary und die anderen sahen ihn erstaunt an.

»Ihr kennt euch?«, fragte Mary.

»Ja. Ich habe die Dottoressa vor ein paar Wochen in Turin empfangen. Ihr wisst schon, der Brand in der Kathedrale; das

Dezernat für Kunstdelikte untersuchte – vielleicht sogar immer noch – die Einzelheiten des Brandes.«

»Und was hast du damit zu tun?«, fragte Mary.

»Die COCSA war mit den Reparaturarbeiten in der Kathedrale betraut, und die Dottoressa wollte herausfinden, ob der Brand ein Unfall war oder absichtlich gelegt wurde.«

Marco biss sich auf die Lippe. D’Alaqua bewies eine außerordentliche Selbstbeherrschung und trug öffentlich seine absolute Gleichgültigkeit gegenüber den Ermittlungen zur Schau. Eine Form, seine Unschuld kundzutun.

»Sagen Sie, Dottoressa, kann es denn wirklich Absicht gewesen sein?«, fragte eine Frau, eine Prinzessin, die ständig in irgendwelchen Herzschmerzblättchen auftauchte.

Sofia warf D’Alaqua einen wütenden Blick zu. Er hatte ihr das Gefühl gegeben, nicht dazuzugehören, so als hätte sie sich durch die Hintertür eingeschlichen. Paola und Marco schienen sich auch nicht wohl zu fühlen.

»Wenn es an einem Ort mit vielen Kunstschatzen zu einem Vorfall kommt, wie in diesem Fall in der Kathedrale, sind wir gehalten, alle Möglichkeiten zu untersuchen.«

»Aber sind Sie zu einem Ergebnis gekommen?«, hakte die Prinzessin nach.

Sofia sah Marco an, und dieser räusperte sich, bevor er sprach.

»Prinzessin, unsere Arbeit besteht aus mehr Routine, als sich manch einer vorstellt. Italien ist ein Land mit einem außergewöhnlichen Kunstbesitz. Unsere Aufgabe ist es, diesen zu erhalten.«

»Ja, aber ...«

Lisa unterbrach nervös die Prinzessin und rief den Kellner mit den Drinks. John nutzte die Gelegenheit, seinen Freund am Arm zu fassen und ihn, gefolgt von Paola, zu einer anderen Gruppe

zu führen. Aber Sofia blieb stehen, wo sie war, und wandte den Blick nicht von D'Alaqua ab.

»Sofia« – Lisa wollte sie wegführen –, »ich möchte dir Professor Rosso vorstellen. Er leitet die Ausgrabungen in Herculaneum.«

»Was ist Ihr Fachgebiet, Dottoressa?«, fragte Mary.

»Ich bin promovierte Kunsthistorikerin, und dann habe ich noch einen Magister in alten Sprachen und italienischer Philologie. Ich spreche Englisch, Französisch, Spanisch, Griechisch und einigermaßen gut Arabisch.«

Sie hatte das voller Stolz gesagt, aber plötzlich fühlte sie sich lächerlich. Sie hatte diese reichen Leute zu beeindrucken versucht, denen es völlig gleichgültig war, was sie war oder was sie wusste. Sie war wütend auf all diese mächtigen Männer und schönen Frauen, die sie wie ein seltsames Tierchen bestaunten.

Lisa startete einen neuen Versuch.

»Kommst du, Sofia?«

»Lisa, nun lass uns doch das Gespräch mit der Dottoressa noch ein wenig genießen.«

Die Worte aus dem Mund von D'Alaqua überraschten Sofia. Lisa zuckte die Achseln, aber in der Absicht, das Grüppchen zu zersprengen, zog sie ihre Schwester mit sich fort. Auf einmal waren Sofia und D'Alaqua allein.

»Ich habe den Eindruck, Sie fühlen sich nicht wohl in ihrer Haut, Dottoressa.«

»Das stimmt. Ich weiß nicht recht, warum.«

»Das sollten Sie nicht, und vor allem sollten Sie nicht gekränkt sein, weil Mary nach Ihrem Fachgebiet gefragt hat. Mary ist eine außergewöhnliche Frau, intelligent und sensibel, hinter ihrer Frage steckte keine böse Absicht, glauben Sie mir.«

»Ich denke, Sie haben Recht.«

»Irre ich mich oder sind Sie und Ihre Freunde in Wahrheit zu diesem Fest gekommen, weil Sie mich sehen wollten?«

Sofia bekam einen roten Kopf. Er hatte sie schon wieder kalt erwischt.

»Nein, mein Chef ist ein Freund von John Barry, und ich ...«

»Sie sind sang und klanglos aus meinem Büro verschwunden, und jetzt haben Sie mit Ihrem Chef ausgemacht, ein zufälliges Zusammentreffen zu arrangieren. Das ist doch offensichtlich.«

Sofias Gesicht glühte. Sie war auf dieses Duell nicht vorbereitet, auf die Direktheit dieses Mannes, der sie distanziert und zugleich amüsiert ansah, überzeugt, ihr intellektuell überlegen zu sein.

»Es ist nicht leicht, Sie zu treffen.«

»Stimmt, also nutzen Sie die Gelegenheit, und fragen Sie mich, was Sie wollen.«

»Ich sagte es bereits: Wir haben den Verdacht, dass der Brand in der Kathedrale absichtlich herbeigeführt wurde und dass es nur jemand von den Arbeitern gewesen sein kann. Aber warum?«

»Sie wissen, dass ich keine Antwort auf diese Frage habe, aber wenn Sie jemanden verdächtigen, dann sagen Sie es, und dann sehen wir, ob ich Ihnen helfen kann.«

Vom anderen Ende der Terrasse aus beobachtete Marco sie überrascht, genau wie Lisa. John, der sein Missfallen und seine Nervosität nicht verbergen konnte, schickte Lisa los, D'Alaqua zu befreien.

»Verzeih, Sofia, aber Umberto hat viele Freunde, die mit ihm sprechen wollen, und du belegst ihn mit Beschlag. Mein Schwager James sucht dich, Umberto ...«

Sofia kam sich albern vor. Lisa hatte sie in ihrer Nervosität unabsichtlich gekränkt.

»Lisa, ich belege die Dottoressa Galloni mit Beschlag. Erlaube

mir, dass ich das noch ein Weilchen fortsetze. Seit langem hatte ich kein so interessantes Gespräch mehr.«

»Oh, aber natürlich, ich ... Na ja, wenn ihr etwas braucht ...«

»Die Nacht ist wunderbar, das Essen ausgezeichnet, und John und du, ihr seid glänzende Gastgeber. Ich schätze mich glücklich, dass ihr mich eingeladen habt, danke Lisa.«

Lisa sah ihn erstaunt an und ließ die beiden alleine. Sie ging zu John und flüsterte ihm etwas ins Ohr.

»Danke«, sagte Sofia.

»Bitte, Dottoressa, stellen Sie Ihr Licht nicht unter den Scheffel!«

»Das habe ich noch nie getan.«

»Ich würde sagen, heute Abend schon.«

»Es war dumm von mir, hierher zu kommen.«

»Es war einfach zu offenkundig. Die Nervosität unserer Gastgeber verrät, dass das alles inszeniert war. Aber es würde mich wundern, wenn Mary und James davon wüssten.«

»Sie wissen es nicht. Sie haben sich bestimmt gefragt, warum ihre Schwester uns eingeladen hat. Wir passen nicht hierher. Tut mir Leid, es war ein Fehler.«

»Sie haben meine Frage noch nicht beantwortet.«

»Ihre Frage?«

»Ja, erzählen Sie mir von Ihrem Verdacht.«

»Wir vermuten, dass jemand an das Grabtuch heranwill. Wir wissen nicht, ob er es mitnehmen oder zerstören will, aber wir sind sicher, dass das Ziel des Brandes das Grabtuch war wie schon in der Vergangenheit.«

»Eine interessante Theorie. Wen haben sie in Verdacht? Und warum sollte er das tun?«

»Das wollen wir herausfinden.«

»Und Sie haben keine Hinweise, die das bestätigen würden, nicht wahr?«

»Nein.«

»Dottorressa, verdächtigen Sie mich?«

In D'Alaquas Worten lag ein Hauch von Spott, und Sofia kam sich noch lächerlicher vor.

»Ich habe nicht gesagt, dass wir Sie verdächtigen, aber es ist möglich, dass ein Angestellter von Ihnen in die Sache involviert ist.«

»Hat sich der Personalchef der COCSA, Signor Lazotti, kooperativ gezeigt?«

»Ja, da gibt es keine Klagen. Er war sehr liebenswürdig und hat uns tatkräftig unterstützt. Er hat uns einen ganz ausführlichen Bericht mit allen Daten erstellt, um die ich ihn gebeten hatte.«

»Erlauben Sie mir eine Frage: Was haben Ihr Chef und Sie sich von dem Zusammentreffen heute Abend erwartet?«

Sofia blickte zu Boden. Sie hatte keine Antwort auf die Frage, zumindest keine überzeugende. Einem Mann wie D'Alaqua konnte man nicht mit der Ausflucht kommen, dass sie da so eine Ahnung hatten. Sie hatte die Prüfung nicht bestanden, ihre Antworten waren hohl und kindisch.

»Ihnen zu begegnen, möglicherweise mit Ihnen zu sprechen und zu sehen, was dabei herauskommt.«

»Was halten Sie davon, wenn wir etwas essen?«

Sie schaute ihn überrascht an. D'Alaqua hatte sich sanft bei ihr eingehakt und dann gingen sie zusammen zum Buffet. James Stuart gesellte sich mit dem Finanzminister zu ihnen.

»Umberto, Horacio und ich sprechen gerade darüber, welche Auswirkungen die asiatische Grippe wohl auf die europäischen Börsen hat ...«

Eine Weile redete D'Alaqua über die Krise der asiatischen Wirtschaft, und zu Sofias Erstaunen beteiligte er sie an dem Gespräch. Und plötzlich steckte Sofia mitten in einer Diskussion mit dem Finanzminister und widersprach einigen Argumenten von Stuart. D'Alaqua hörte ihr interessiert zu.

Währenddessen kam Marco Valoni aus dem Staunen nicht heraus, weil er Sofia munter in dem Grüppchen plaudern sah und sie offenkundig D'Alaquas Interesse geweckt hatte.

»Ihre Freundin ist bezaubernd.«

Die fröhliche Stimme von Mary Stuart holte Marco in die Realität zurück. Oder war es der dezente Ellenbogenstüber von Paola?

»Ja, das ist sie«, sagte Paola. »Eine hochintelligente Frau.«

»Und sehr schön«, befand Mary. »Ich habe Umberto noch nie so interessiert an einer Frau gesehen. Es ist auffällig, wie viel Aufmerksamkeit er ihr widmet. Er wirkt zufrieden, entspannt in ihrer Gegenwart.«

»Er ist Junggeselle, nicht wahr?«, fragte Paola.

»Ja, wir haben nie verstanden, warum. Er hat alles: Er ist intelligent, attraktiv, gebildet, reich und darüber hinaus ein netter Mensch. Ich weiß nicht, warum ihr ihn nicht öfter trefft, John und du.«

»Mary, Umbertos Welt ist nicht unsere. Und deine auch nicht, da magst du tausendmal meine Schwester sein.«

»Bitte, Lisa, jetzt red doch keinen Unsinn.«

»Ich rede keinen Unsinn. In meinem täglichen Leben, in meinem Beruf, gibt es weder Minister, noch Banker, noch Unternehmer. Warum auch. Und auch nicht in Johns Leben.«

»Jetzt verfall doch nicht in das alte Klischee, die Leute danach zu beurteilen, was auf ihrer Visitenkarte steht.«

»Das tue ich nicht, ich sage nur, dass ich Archäologin bin. In meinen Kreisen ist es eher unwahrscheinlich, auf einen Minister zu treffen.«

»Aber Umberto solltest du treffen, er ist ein Bewunderer der Archäologie. Er hat einige Ausgrabungen finanziert, ich bin sicher, ihr habt viel gemein«, sagte Mary.

Sofia und Umberto D'Alaqua hatten sich an einen Tisch zu anderen Gästen gesetzt. D'Alaqua war sehr aufmerksam und Sofia glücklich. Marco hätte gern gewusst, worüber sie sprachen. Aber seine Intuition sagte ihm, dass er sich jetzt besser nicht dazugesellte.

Es ging schon auf ein Uhr zu, als Paola Marco daran erinnerte, dass sie morgen früh raus müsse. Um acht Uhr hatte sie die erste Lehrveranstaltung zu geben, und sie wollte nicht all zu müde dort erscheinen. Marco bat sie, Sofia Bescheid zu geben, dass sie gingen.

»Sofia, wir brechen auf, ich weiß nicht, ob du mit uns fahren willst ...«

»Danke, Paola, ja, ich komme mit euch.«

Als sie in Begleitung von Lisa und John zur Tür gingen, schielte Sofia noch einmal kurz zur Terrasse. Umberto D'Alaqua unterhielt sich angeregt mit anderen Gästen; sie war enttäuscht.

Kaum waren sie im Auto, konnte Marco seine Neugier nicht mehr zügeln.

»Los, Dottoressa, nun erzähl schon, was dir der große Mann gesagt hat.«

»Nichts.«

»Wie bitte?«

»Nun, er hat mir nichts gesagt, außer, dass es sehr offensichtlich war, dass wir nur zu dem Fest gekommen sind, um ihn zu treffen. Er hat dafür gesorgt, dass ich mir ausgesprochen lächerlich

vorkam. Und er hat mich ironisch gefragt, ob wir ihn verdächtigen, das Grabtuch zerstören zu wollen.«

»Sonst nichts?«

»Den Rest des Abends haben wir über die asiatische Grippe, Öl, Kunst, Literatur gesprochen.«

»Aber ihr schient euch beide sehr wohl zu fühlen«, sagte Paola.

»Ich ja, aber mehr ist da nicht.«

»Er auch«, beharrte Paola.

»Werdet ihr euch wiedersehen?«, fragte Marco.

»Nein, glaube ich nicht. Er war liebenswürdig, das war alles.«

»*Touchée*?«

»Wenn ich mich von meinen Gefühlen leiten ließe, würde ich ja sagen. Aber ich bin schließlich erwachsen, also hoffe ich, dass mein Verstand die Oberhand behält.«

»Also doch *touchée*«, sagte Marco lächelnd.

»Ihr würdet ein gutes Paar abgeben«, sagte Paola.

»Nett gemeint, aber ich will mich keinerlei Illusionen hingeben. Ein Mann wie Umberto D'Alaqua interessiert sich nicht für eine Frau wie mich. Wir haben nichts gemein.«

»Ihr habt sehr viel gemein. Mary hat uns erzählt, dass er ein Kunstliebhaber ist und an archäologischen Ausgrabungen teilnimmt, die er obendrein noch finanziert. Und du, falls du es nicht weißt, bist nicht nur intelligent und gebildet, sondern du siehst auch noch extrem gut aus, oder, Paola?«

»Klar, sogar Mary Stuart hat gesagt, sie hat noch nie erlebt, dass D'Alaqua einer Frau so zugetan war.«

»Lassen wir das Thema. Das Ergebnis war, dass er mir klar gemacht hat, dass wir uns auf dem Fest eingeschlichen haben. Bleibt nur zu hoffen, dass er sich nicht bei irgendeinem Minister beschwert.«

Es regnete heftig. Die sechs Männer auf den bequemen Sofas unterhielten sich angeregt.

Der Raum, eine Bibliothek mit knisterndem Kaminfeuer und mehreren Gemälden von holländischen Meistern, zeugte von dem zurückhaltenden Geschmack seines Besitzers.

Die Tür ging auf, und ein alter, großer, gebeugter Mann trat ein. Die sechs Männer erhoben sich und umarmten ihn einer nach dem anderen.

»Verzeiht die Verspätung, aber um diese Zeit ist es schwierig, in London durchzukommen. Ich konnte mich der Verpflichtung, mit dem Herzog und seinen Freunden und unseren Brüdern Bridge zu spielen, nicht entziehen.«

Ein leises Klingeln war das Zeichen für den Hausdiener, das Teegeschirr abzuräumen und den Männern etwas zu trinken anzubieten. Als sie wieder unter sich waren, ergriff der Alte das Wort:

»Gut, gehen wir alles durch.«

»Addaio hat Zafarin, Rasit und Dermisat für ihr Versagen bestraft. Er hat sie in dem Haus am Rande von Urfa eingesperrt. Die Strafe soll vierzig Tage dauern, aber wie mir mein Kontaktmann versichert, wird Addaio sich damit nicht zufrieden geben. Er hat noch keinen neuen Befehl erteilt, aber früher oder später wird er das tun. Er macht sich Gedanken um Mendibj, den Stummen im Gefängnis von Turin. Er sagt, ihm habe geträumt, wegen Medibjs Schuld werde Unglück über die Gemeinschaft kommen. Mein Kontaktmann ist besorgt. Er sagt, seit Addaio diesen Traum hatte, esse er kaum noch etwas und wirke abwesend. Er fürchtet um seine Gesundheit und darum, was er als Nächstes entscheiden wird.«

Der Mann, der soeben gesprochen hatte, schwieg. Er war in mittlerem Alter, dunkel, gut gekleidet, hatte einen dicken Schnauzer, sein Englisch war untadelig und seine Haltung fast militärisch.

Der Alte gab einem anderen Mann ein Zeichen zu reden.

»Die Leute vom Dezernat für Kunstdelikte wissen mehr, als ihnen selbst bewusst ist. Sie gehen davon aus, dass jemand das Grabtuch mitnehmen oder zerstören will, aber sie können kein Motiv erkennen. Sie ermitteln weiter bei COCSA, in der Hoffnung, dort eine Spur zu finden, die sie weiterbringt. Wie ich bereits gesagt habe, ist die Operation Trojanisches Pferd bereits angelaufen, und Mendibj wird in ein paar Monaten freikommen. Eine weitere mögliche Spur.«

»Wir müssen jetzt handeln«, sagte ein älterer, gut aussehender Mann mit einem leichten Akzent, der verriet, dass Englisch nicht seine Muttersprache war.

»Mendibj muss verschwinden«, fuhr er fort. »Und was das Dezernat für Kunstdelikte angeht, sollten wir unsere Freunde mobilisieren. Sie müssen diesem Marco Valoni Einhalt gebieten.«

»Vielleicht ist Addaio auch zu dem Schluss gekommen, dass Mendibj verschwinden muss, um die Gemeinschaft zu retten«, sagte der mit der militärischen Haltung. »Wir sollten erst mal abwarten, wie Addaio entscheidet, bevor wir in Aktion treten. Es klingt vielleicht heuchlerisch, aber ich hätte es nicht gerne, wenn wir den Tod des Stummen auf dem Gewissen hätten.«

»Mendibj muss ja nicht unbedingt sterben, wir könnten zunächst dafür sorgen, dass er heil nach Urfa kommt«, warf einer der Anwesenden ein.

»Das ist sehr riskant«, sagte ein anderer. »Wenn er erst mal frei ist, wird das Dezernat für Kunstdelikte sich an seine Fersen heften. Das sind erfahrene Leute. Sie werden für ausgeklügelte Sicherheitsvorkehrungen sorgen, und dann stehen wir eventuell vor dem Problem, dass wir, um ihn da lebend rauszubekommen, andere töten müssen. Aber dann geht es nicht mehr nur um das Gewissen, dann haben wir es mit Polizisten und Carabinieri zu tun!«

»Ach, das Gewissen!«, rief der Alte aus. »Schon so oft haben wir uns damit beruhigt, uns zu sagen, wir hätten keine andere Wahl gehabt. In unserer Geschichte ist uns der Tod nicht fremd. Genauso wenig wie das Opfer, der Glauben, die Barmherzigkeit. Wir sind nur Menschen, und handeln, wie wir es für am besten halten. Wir irren, wir sündigen, wir tun das Richtige ... Möge Gott sich unser erbarmen.«

Dann schwieg er. Die anderen senkten die Köpfe und hingen ihren Gedanken nach. Ein paar Minuten sagte keiner etwas. Auf ihren Gesichtern lag eine Spur von Traurigkeit. Schließlich sah der Alte auf.

»Schön, ich werde euch sagen, was ich für das Beste halte, und mir eure Meinung dazu anhören.«

Es war schon Nacht, als der Alte das Treffen für beendet erklärte. Draußen regnete es unvermindert.

Ana Jiménez wollte der Brand in der Kathedrale von Turin nicht aus dem Kopf gehen. Sie sprach jede Woche mit ihrem Bruder, und jedes Mal fragte sie ihn nach dem Stand der Ermittlungen. Santiago wurde wütend und tadelte sie wegen ihrer Neugier, aber er erzählte ihr nichts.

»Du bist besessen, das führt doch zu nichts. Bitte, Ana, jetzt vergiss diesen Brand und das Grabtuch.«

»Aber ich bin mir sicher, dass ich euch helfen kann.«

»Ana, das ist nicht mein Fall, sondern der des Dezernats für Kunstdelikte. Marco ist ein guter Freund, er glaubt, vier Augen sehen mehr als zwei, und deshalb hat er uns gebeten, einen Blick in die Papiere zu werfen, aber nur damit wir ein Statement abgeben. Das hat John gemacht und ich auch, und das war's.«

»Aber Santiago, lass mich doch auch einen Blick in die Papiere werfen. Ich bin Journalistin, ich sehe Dinge, die ihr nicht seht.«

»Klar, ihr Journalisten seid die Klügsten, und ihr könnt unsere Arbeit besser machen als wir.«

»Quatsch, jetzt reg dich doch nicht auf.«

»Tue ich nicht, aber Ana, du sollst wissen, dass ich nicht zulasse, dass du deine Nase in Marcos Ermittlungen steckst.«

»Sag mir doch wenigstens deine Meinung.«

»Die Dinge sind einfacher, als sie manchmal aussehen.«

»Das ist keine Antwort.«

»Mehr wirst du von mir nicht zu hören bekommen.«

»Ich habe Lust, nach Rom zu fahren, vielleicht nehme ich ein paar Tage frei ... Ist es recht, wenn ich jetzt komme?«

»Nein, es ist mir nicht recht, weil du nicht nach Rom kommst, um auszuspannen, sondern um deine Nase in Dinge zu stecken, die dich nichts angehen.«

»Du bist unerträglich.«

»Du auch.«

Ana schaute auf den Papierstapel auf ihrem Tisch, daneben ein Dutzend Bücher, alle über das Grabtuch Christi. Sie hatte sich tagelang mit dem Thema beschäftigt. Esoterische Bücher, religiöse, historische ... Sie war sich sicher, dass der Schlüssel irgendwo in der Geschichte des Grabtuchs zu finden war. Marco Valoni hatte es selbst gesagt: Die Vorfälle hatten sich gehäuft, seit das Grabtuch sich in der Kathedrale von Turin befand.

Sie traf eine Entscheidung: Sobald sie sich genügend in das abenteuerliche Schicksal des Tuchs eingearbeitet hätte, würde sie ein paar Tage freinehmen und nach Turin reisen. Die Stadt hatte ihr noch nie besonders gefallen, aber irgendetwas sagte ihr, dass Valoni Recht hatte. Hinter den Vorfällen verbarg sich eine Geschichte, und diese Geschichte wollte sie schreiben.

Eulalius, ein junger Mann möchte dich sprechen, er kommt aus Alexandria.«

Der Bischof beendete sein Gebet und erhob sich mühsam; der Mann, der ihn unterbrochen hatte, stützte ihn.

»Sag, Efren, was ist so wichtig an diesem jungen Mann, dass du mein Gebet unterbrichst?«

Efren, ein reifer bedächtiger Mann mit aristokratischem Gesicht, hatte die Frage erwartet. Eulalius wusste, dass er ihn niemals unterbrochen hätte, wenn es nicht wichtig wäre.

»Ein seltsamer Junge. Mein Bruder schickt ihn.«

»Abib schickt ihn? Und was bringt er für Nachrichten?«

»Ich weiß es nicht, er hat gesagt, er will nur mit dir sprechen. Er ist erschöpft. Er hat eine wochenlange Reise hinter sich.«

Eulalius und Efren verließen die kleine Kirche und betraten das daneben liegende Haus.

»Wer bist du?«, fragte Eulalius den dunkelhäutigen jungen Mann mit den aufgesprungenen Lippen und dem müden Blick.

»Ich suche Eulalius, den Bischof von Edessa.«

»Ich bin Eulalius, und wer bist du?«

»Gelobt sei Gott! Eulalius, ich habe dir etwas Außergewöhnliches zu berichten. Können wir unter vier Augen sprechen?«

Efren sah Eulalius an, und dieser nickte. Dann waren sie allein.

»Du hast mir deinen Namen noch nicht gesagt.«

»Johannes, ich heiße Johannes.«

»Setz dich, und ruh dich ein wenig aus, während du mir erzählst, was du für so außerordentlich hältst.«

»Das ist es. Es wird dir schwer fallen, mir zu glauben. Aber ich vertraue auf Gottes Hilfe, um dir beweisen zu können, was ich sage.«

»Fang an.«

»Es ist eine lange Geschichte. Ich habe dir gesagt, ich heiße Johannes. Mein Vater hieß auch so und der Vater meines Vaters und mein Urgroßvater und mein Urgroßvater auch. Ich kann meine Herkunft bis in das Jahr 57 zurückverfolgen, als in Sidon Timäus lebte, der Führer der ersten Christengemeinde. Timäus war ein Freund von Thaddäus und Josar, Jünger unseres Herrn Jesus Christus, die hier in Edessa lebten. Timäus' Enkel hieß Johannes.«

Eulalius hörte dem jungen Johannes zu, auch wenn ihm seine Worte ein wenig verworren erschienen.

»Du weißt, dass es in dieser Stadt eine Christengemeinde unter dem Schutz von König Abgarus gab. Maanu, Abgarus' Sohn, hat die Christen verfolgt, ihnen ihren Besitz genommen, und viele haben schreckliche Qualen gelitten, weil sie an ihrem Glauben an Jesus festhielten.«

»Ich kenne die Geschichte dieser Stadt«, sagte Eulalius ungeduldig.

»Dann weißt du auch, dass der leprakranke Abgarus von Jesus geheilt wurde. Josar hat das Grabtuch, in das der Leichnam unseres Herrn eingehüllt war, nach Edessa gebracht. Die Berührung des kranken Körpers mit dem heiligen Tuch ließ das Wunder geschehen, und der König wurde gesund. Das Tuch hat etwas Außergewöhnliches: Es trägt das Abbild des Herrn mit den Spuren der Folter, und solange Abgarus lebte, wurde das Tuch verehrt.«

»Sag mir, Junge, warum schickt Abib dich?«

»Verzeih, Eulalius, ich weiß, dass ich deine Geduld strapaziere, aber hör mich bis zu Ende an. Als Abgarus spürte, dass der Tod nahte, sagte er zu seinen Freunden Thaddäus, Josar und Marcius, dem königlichen Architekten, sie sollten das Tuch an einen Platz bringen, wo es nicht gefunden werden kann. Marcius wurde damit betraut, und nicht einmal die beiden Jünger Thaddäus und Josar wussten, wo er es versteckt hatte. Marcius schnitt sich die Zunge heraus, damit er auch unter größter Folter nicht sagen konnte, wo das Tuch war. Er hat große Qualen gelitten wie viele andere geachtete Männer Edessas. Nur ein Mann wusste, wo Marcius das Tuch mit dem Angesicht Christi versteckt hatte.«

Eulalius' Augen glänzten. Ein Schauer lief ihm über den Rücken. Der Junge kam ihm nicht verrückt vor, auch wenn sich die Geschichte aberwitzig anhörte.

»Marcius hat das Geheimnis Izaz, Josars Neffen, anvertraut. Izaz ist aus Edessa geflohen, bevor Maanu ihn töten konnte. Er kam nach Sidon, wo Timäus und sein Enkel Johannes, meine Vorfahren, lebten.«

»Mit dem Grabtuch?«

»Mit dem Geheimnis, wo es zu finden ist. Timäus und Izaz schworen, den Wunsch von Abgarus und den Jüngern zu erfüllen: Das Grabtuch sollte Edessa nicht verlassen. Es gehört zu dieser Stadt, aber es sollte so lange versteckt gehalten werden, bis es nicht mehr in Gefahr ist. Sie vereinbarten, wenn die Christen weiter verfolgt würden und sie stürben, würden sie das Geheimnis an einen anderen Mann weitergeben. Auch dieser dürfte es nicht verraten, bis die Christen in Frieden leben könnten und das Tuch sicher wäre. Sie haben das Versteck Johannes, Timäus' Enkel, anvertraut, und so wurde das Geheimnis Generation für Generation in meiner Familie weitergetragen.«

»Gütiger Gott! Bist du sicher? Ist das nicht alles nur erfunden? Wenn dem so ist, hast du eine Strafe verdient. Den Namen Gottes nennt man nicht im Spaß. Sag mir, wo ist das Tuch? Hast du es?«

Johannes schien Eulalius gar nicht zu hören, müde wie er war, und redete einfach weiter.

»Vor kurzem ist mein Vater gestorben. Auf seinem Totenbett hat er mir das Geheimnis des Grabtuchs anvertraut. Er hat mir von Thaddäus und Josar erzählt, und von Izaz, der vor seinem Tod einen Plan von Edessa gezeichnet hat. Ich habe diesen Plan, und dort ist der Ort verzeichnet, wo Marcius das Grabtuch unseres Herrn versteckt hat.«

Der Junge hielt inne. Seine fiebrigen Augen verrieten die Anstrengung, der sein Körper und sein Geist ausgesetzt waren, seit er das Geheimnis kannte.

»Sag, warum wollte deine Familie das Versteck bis jetzt nicht verraten?«

»Mein Vater sagte, sie hätten die ganze Zeit Angst gehabt, das Tuch könnte in falsche Hände geraten und zerstört werden. Keiner meiner Vorfahren hat es jemals gewagt, das Geheimnis zu enthüllen, und dem Nachfolgenden die Verantwortung aufgebürdet.«

Johannes' Augen glänzten feucht. Der Schmerz über den Tod seines Vaters zerriss ihn innerlich. Dazu kam die Beklemmung, Träger eines Geheimnisses zu sein, das die Christenheit in Aufruhr versetzen würde.

»Hast du den Plan? Gib ihn mir«, befahl Eulalius.

»Nein, ich kann ihn dir nicht geben. Ich muss mit dir bis zu dem Platz gehen, wo das Tuch versteckt ist, und wir dürfen das Geheimnis niemandem verraten.«

»Aber Junge, wovor hast du denn Angst?«

»Das Grabtuch bewirkt Wunder, aber im Kampf um seinen Besitz haben viele Christen ihr Leben lassen müssen. Wir müssen ganz sicher sein, und ich glaube, ich bin zu einem schlechten Zeitpunkt nach Edessa gekommen. Meine Karawane ist auf Reisende gestoßen, die berichtet haben, die Stadt könnte wieder belagert werden. Über Generationen waren die Männer meiner Familie die schweigenden Hüter des Grabtuchs Christi, und jetzt will ich keinen Fehler machen.«

Der Bischof stimmte ihm zu. Er sah den Schmerz und die Erschöpfung im Gesicht des Jungen. Er musste sich ausruhen. Er selbst würde nachdenken und beten. Er würde Gott bitten, ihm die Erleuchtung zu schicken, was zu tun war.

»Wenn das stimmt, was du sagst, und irgendwo in dieser Stadt das Grabtuch unseres Herrn verborgen ist, dann will ich nicht derjenige sein, der es unnötig in Gefahr bringt. Du kannst dich in meinem Haus ausruhen, und wenn du dich von den Strapazen der Reise erholt hast, reden wir und entscheiden, wie wir am besten vorgehen.«

»Wirst du auch niemandem verraten, was ich dir gesagt habe?«

»Nein, gewiss nicht.«

Die Bestimmtheit, mit der Eulalius das gesagt hatte, überzeugte Johannes. Er betete zu Gott, dass er sich nicht irrte. Als sein sterbender Vater ihm die Geschichte erzählte, ermahnte er ihn, dass das Schicksal des Tuches mit dem Antlitz Christi nun in seinen Händen liege, und er ließ ihn schwören, dass er das Geheimnis nicht preisgeben werde, bis er sich ganz sicher sei, dass der Moment dafür gekommen war.

Aber er, Johannes, hatte das dringende Bedürfnis verspürt, sich umgehend auf den Weg nach Edessa zu machen. In Alexandria hatte man ihm von Eulalius und seiner Güte erzählt, und er hatte befunden, dass es an der Zeit war, den Christen das Tuch zurückzugeben.

Vielleicht hatte er übereilt gehandelt. Es war ein Wagnis, das Tuch jetzt aus dem Versteck zu holen, wo Edessa vor einem neuen Krieg stand. Er fühlte sich verloren und fürchtete, einen Fehler gemacht zu haben.

Johannes war Arzt wie sein Vater. Die bekanntesten Männer Alexandrias kamen zu ihm, weil sie seinen Fähigkeiten vertrauten. Er hatte bei den großen Meistern studiert, und sein Vater hatte an ihn weitergegeben, was er wusste.

Sein Leben war glücklich gewesen bis zum Tod seines Vaters, den er über alles liebte und achtete, sogar mehr noch als seine Frau Miriam, schlank und sanftmütig, mit einem schönen Gesicht und tiefschwarzen Augen.

Eulalius begleitete den jungen Mann zu einem Zimmer mit einem Bett und einem groben Holztisch.

»Ich lasse dir etwas zu essen und Wasser bringen, damit du dich ein wenig erfrischen kannst. Ruh dich aus, solange du möchtest.«

Der Alte ging gedankenverloren in die Kirche, kniete vor dem Kreuz nieder, verbarg das Gesicht in den Händen und bat Gott, ihm den rechten Weg zu weisen, falls das stimmte, was der junge Reisende berichtet hatte.

In einer Ecke stand verborgen in der Dunkelheit Efren und beobachtete besorgt seinen Bischof. Er hatte Eulalius nie verwirrt oder überfordert erlebt. Er musste zu dem Karawanenplatz gehen und eine Karawane suchen, die nach Alexandria zog, damit er einen Brief für seinen Bruder Abib mitschicken konnte, um ihn zu fragen, was es mit diesem seltsamen jungen Mann auf sich hatte, der Eulalius so betrübt zu haben schien.

Der Mond erhellte schwach die Nacht, als der Bischof in sein Haus zurückkehrte. Er war müde. Er hatte gehofft, Gottes Stimme zu vernehmen, aber da war nur Schweigen gewesen.

Weder der Verstand noch sein Herz gaben ihm den geringsten Hinweis. Efren wartete im Türrahmen.

»Du musst müde sein, es ist schon spät.«

»Ich habe mir Sorgen um dich gemacht. Kann ich dir helfen?«

»Ich möchte, dass du jemanden nach Alexandria schickst, Abib soll uns sagen, was er über Johannes weiß.«

»Ich habe schon einen Brief an meinen Bruder geschrieben, aber es wird nicht so leicht sein, ihn ihm zukommen zu lassen. Am Karawanenplatz hat man mir gesagt, dass erst vor zwei Tagen eine Karawane nach Ägypten aufgebrochen ist, und bis zur nächsten kann es dauern. Die Händler sind besorgt, sie glauben, der Krieg mit den Persern ist unvermeidlich, und viele Karawanen haben in den letzten Tagen die Stadt verlassen. Eulalius, erlaube mir die Frage: Was hat dieser junge Mann zu dir gesagt, dass du so bedrückt bist?«

»Das kann ich dir noch nicht sagen. Mir wäre viel leichter ums Herz, wenn ich es könnte. Geteiltes Leid ist halbes Leid, aber ich habe Johannes mein Wort gegeben.«

Der Priester senkte den Kopf und spürte einen Stich. Eulalius hatte ihm immer vertraut, sie hatten allen Verdruss und alle Gefahren gemeinsam bewältigt.

Der Bischof wusste, wie Efren zumute war, und hätte beinahe der Versuchung nachgegeben, ihn einzuweihe, aber letztlich schwieg er doch.

Die beiden Männer verabschiedeten sich traurig.

»Warum seid ihr mit den Persern verfeindet?«

»Nicht wir sind mit ihnen verfeindet, sie wollen sich in ihrer Gier unserer Stadt bemächtigen.«

Johannes unterhielt sich mit einem jungen Mann, der ungefähr in seinem Alter war und in Eulalius' Diensten stand.

Kaiman wollte Priester werden. Er war der Enkel eines alten

Freundes von Eulalius, und der Bischof hatte ihn in seine Obhut genommen.

Für Johannes war Kaiman die beste Informationsquelle geworden. Er erklärte ihm in allen Einzelheiten die Machtverhältnisse in Edessa, die Wechselfälle, denen die Stadt ausgesetzt war, die Intrigen am Palast.

Kaimans Vater war der königliche Hausdiener, und sein Großvater war Archivar am Hofe gewesen. Er hatte ursprünglich in die Fußstapfen seines Vaters treten wollen, aber Eulalius hatte großen Eindruck auf ihn gemacht, und so träumte er nun davon, Priester zu werden und, wer weiß, eines Tages vielleicht sogar Bischof.

Efren kam leise in das Zimmer von Johannes und Kaiman, die ihn nicht bemerkten. Ein paar Sekunden hörte er ihrem angeregten Gespräch zu, dann machte er sich durch ein leichtes Hüsteln bemerkbar.

»Ah, Efren! Hast du mich gesucht? Ich unterhalte mich gerade mit Johannes.«

»Nein, eigentlich habe ich nicht dich gesucht, aber jetzt, wo du es sagst: Wir müssen noch die heiligen Schriften durchgehen.«

»Du hast Recht, verzeih mir die Nachlässigkeit.«

Efren lächelte verständnisvoll und wandte sich an Johannes.

»Eulalius will mit dir sprechen, er wartet in seinem Arbeitszimmer auf dich.«

Johannes dankte ihm und machte sich auf den Weg. Efren war ein guter Mann, aber Johannes spürte, dass er ihn misstrauisch beäugte und sich in seiner Gegenwart nicht wohl fühlte. Er klopfte leise an die Tür und wartete, dass Eulalius ihn hereinrief.

»Tritt ein, Junge, ich habe schlechte Nachrichten.«

Der Bischof klang besorgt. Johannes wartete ab.

»Ich fürchte, wir werden bald von der Persern belagert werden. Wenn das geschieht, kannst du die Stadt nicht mehr

verlassen, und dein Leben ist in Gefahr, genau wie das unsrige. Du bist schon einen Monat in Edessa, und ich weiß, dass du den Moment noch nicht für gekommen hältst, mir zu sagen, wo das Grabtuch unseres Herrn ist. Aber ich habe Angst um dich, Johannes, und um dieses Tuch. Wenn es stimmt, was du zu mir gesagt hast, dann rette das Tuch, und verschwinde sobald wie möglich aus Edessa. Wir dürfen nicht das Risiko eingehen, dass die Stadt zerstört wird und das Antlitz Christi für immer verloren geht.«

Eulalius sah die Unsicherheit in Johannes' Blick. Er war nicht darauf vorbereitet, dass man ihm ein Ultimatum stellte, aber es ging nicht anders. Seit Johannes gekommen war, hatte er keine Ruhe mehr gefunden. Er fürchtete um dieses heilige Tuch. Manchmal hatte er Zweifel an seiner Existenz, aber der reine Blick des Jungen zerstreute sie.

»Nein! Ich kann nicht gehen! Ich kann das Grabtuch Christi nicht mitnehmen!«

»Beruhige dich, Johannes. Ich habe entschieden, dass es so das Beste ist. Du hast eine Frau in Alexandria, du kannst nicht länger bleiben. Wir wissen nicht, was aus dieser Stadt wird. Du bist der Hüter eines wichtigen Geheimnisses, und das musst du bleiben. Ich werde nicht von dir verlangen, dass du mir sagst, wo das Tuch ist. Sag mir nur, wie ich dir helfen kann, es zu retten.«

»Eulalius, ich muss bleiben, ich weiß, dass ich bleiben muss. Ich kann jetzt nicht gehen und das Tuch den Gefahren der Reise aussetzen. Ich musste meinem Vater schwören, Abgarus', Thaddäus' und Josars Willen zu erfüllen.«

»Johannes, du musst mir gehorchen«, tadelte ihn Eulalius.

»Nein, ich kann nicht, ich darf es nicht. Ich werde bleiben und mich Gottes Willen unterwerfen.«

»Und was ist der Wille Gottes?«

Die schwere müde Stimme von Eulalius traf Johannes wie ein Keulenschlag. Er sah den Bischof an und verstand plötzlich, welche Unsicherheit seine Ankunft und die phantastische Geschichte über das Grabtuch in ihm hervorgerufen haben mussten. Eulalius war großzügig und geduldig gewesen, aber jetzt drängte er ihn zu gehen. Die Entscheidung des Bischofs zwang ihn, sich der Wahrheit zu stellen.

Er wusste, dass sein Vater ihn nicht belogen hatte, aber was war, wenn man ihn getäuscht hatte? Wenn im Verlauf dieser vier Jahrhunderte seit der Geburt des Herrn sich jemand des Grabtuchs bemächtigt hatte? Wenn alles nur eine Legende war?

Der Bischof bemerkte, dass Johannes von seinen Gefühlen hin- und hergerissen war, und er hatte Mitleid mit ihm.

»Edessa hat Belagerungen, Kriege, Hungersnöte, Brände, Überschwemmungen überlebt ... Und es wird auch die Perser überleben, aber du, mein Junge, musst dem Diktat des Verstandes folgen. Zu deinem Besten und um des Geheimnisses willen, das deine Familie so lange bewahrt hat, musst du am Leben bleiben. Mach dich zum Aufbruch bereit, in den nächsten drei Tagen wirst du die Stadt verlassen. Eine Gruppe von Händlern hat eine Karawane organisiert, es ist die letzte Möglichkeit für dich, dich in Sicherheit zu bringen.«

»Und wenn ich dir sage, wo das Grabtuch ist?«

»Dann werde ich dir helfen, es zu retten.«

Johannes verließ verwirrt das Zimmer, die Augen voller Tränen. Er ging auf die Straße hinaus, wo die morgendliche Kühle noch nicht von der glühenden Junisonne verdrängt worden war, und strich ziellos herum. Zum ersten Mal fiel ihm auf, dass die Bewohner von Edessa sich auf die drohende Belagerung vorbereiteten.

Die Arbeiter verstärkten unermüdlich die Mauern, und bedrückt dreinblickende Soldaten eilten geschäftig umher. In den

Läden lagen kaum noch Waren aus, und den Menschen, denen er begegnete, stand die Angst ins Gesicht geschrieben.

Wie egoistisch war er gewesen, gar nicht wahrzunehmen, was um ihn herum vorging. Zum ersten Mal hatte er Sehnsucht nach Miriam, seiner jungen Frau. Er hatte ihr nicht einmal eine Nachricht geschickt, dass er gut angekommen war. Eulalius hatte Recht: Entweder er verließ Edessa sofort, oder er würde dasselbe Schicksal erleiden wie seine Bewohner. Ein Schauer fuhr ihm über den Rücken, denn dieses Schicksal konnte der Tod sein.

Er wusste nicht, wie viele Stunden er durch die Stadt gegangen war, aber als er in Eulalius' Haus zurückkehrte, spürte er den Durst, der ihn schon den ganzen Tag über begleitet hatte, und sein Magen verlangte nach etwas zu essen. Eulalius, Efren und Kaiman sprachen gerade mit zwei adeligen Gesandten des Hofes.

»Tritt ein, Johannes. Hannan und Maruta haben traurige Nachrichten«, sagte er. »Der Angriff der Perser ist nur noch eine Frage der Zeit. Aber Edessa wird sich nicht ergeben. Heute sind zwei Wagen an die Tore der Stadt gekommen. Darin befanden sich die Köpfe eines Soldatentrupps, der ausgezogen war, um die Truppenstärke von Chosroes zu inspizieren. Wir sind im Krieg.«

Die beiden Adeligen sahen Johannes ohne großes Interesse an und baten den Bischof um Erlaubnis, mit der Schilderung fortzufahren.

Johannes hörte ihnen zu und war entmutigt. Selbst wenn er wollte, wäre es äußerst schwer die Stadt zu verlassen. Die Lage war schlimmer, als Eulalius geglaubt hatte: Keine Karawane verließ mehr die Stadt. Niemand wollte getötet werden, kaum dass die Reise begonnen hatte.

Die nächsten Tage erlebte Johannes wie einen Alptraum. Von den Mauern Edessas konnte man deutlich die persischen Sol-

daten um ihre Feuer stehen sehen. Manchmal dauerten ihre Angriffe den ganzen Tag.

Die Männer Edessas erwiderten die Angriffe. Bislang waren weder die Nahrung noch das Wasser knapp, denn der König hatte Weizen und Tiere heranschaffen lassen, damit es den Verteidigern der Stadt an nichts mangelte.

»Schläfst du, Johannes?«

»Nein, Kaiman, ich kann schon seit Tagen nicht schlafen. Ich höre in meinem Kopf ständig das Zischen der Pfeile und die Schläge gegen die Stadtmauer.«

»Die Stadt ist kurz davor aufzugeben. Wir können nicht mehr lange Widerstand leisten.«

»Ich weiß, Kaiman, ich weiß. Ich komme nicht mehr nach damit, die Wunden der Soldaten zu versorgen, und Frauen und Kinder sterben mir unter den Händen weg. Meine Hände sind schon ganz schwielig von den vielen Löchern, die ich für die Toten gegraben habe. Und ich weiß auch, dass Chosroes' Soldaten niemanden am Leben lassen werden. Wie geht es Eulalius? Ich habe mich gar nicht um ihn kümmern können ...«

»Er möchte, dass du zuerst denen hilfst, die es am nötigsten brauchen. Er ist sehr schwach, und Schmerzen plagen ihn. Er hat einen geschwollenen Bauch, aber er beklagt sich nicht.«

Johannes seufzte. Seit Tagen lief er an der Stadtmauer von einer Stelle zur anderen. Er kümmerte sich um die sterbenden Soldaten, denen er keine Linderung verschaffen konnte, weil ihm die Pflanzen zum Zubereiten von Arznei ausgegangen waren.

Verzweifelte Frauen klopfen an seine Tür und baten ihn, ihre Kinder zu retten, und mit Tränen der Ohnmacht in den Augen musste er zusehen, wie sie starben.

Wie hatte sich sein Leben verändert, seit er Alexandria verlassen hatte. Wenn er in einen unruhigen Halbschlaf sank, träumte er von dem reinen Geruch des Meeres, den sanften Händen von Miriam, dem warmen Essen, das ihm seine alte Dienerin zubereitete, von seinem Haus, umgeben von Orangenbäumen. In den ersten Monaten der Belagerung hatte er sein Schicksal verflucht und sich vorgeworfen, dass er auf der Jagd nach einem Traum nach Edessa gekommen sei. Aber jetzt fehlte ihm selbst hierfür die Kraft.

»Ich werde Eulalius aufsuchen.«

»Das wird ihm gut tun.«

In Begleitung von Kaiman ging er zu dem Zimmer, in dem der Bischof betend ruhte.

»Eulalius ...«

»Willkommen, Johannes. Setz dich zu mir.«

Der Arzt war erschüttert vom Anblick des alten Mannes. Er war geschrumpft, und seine Knochen schienen unter der feinen Haut durch, deren Farbe den baldigen Tod ankündigte. Er, der stolz nach Edessa gekommen war, um der Christenheit das Antlitz des Herrn zu zeigen, hatte sich nicht getraut, seine Aufgabe zu erfüllen. Er hatte in den letzten Monaten nicht einmal mehr an das heilige Tuch gedacht; jetzt, wo er den Tod um Eulalius' Bett schleichen sah, wurde ihm klar, dass schon bald auch er sterben würde.

»Kaiman, lass mich mit Eulalius allein.«

Der Bischof gab dem Priester ein Zeichen, und Kaiman ging voller Sorge hinaus. Johannes setzte sich zu dem Bischof und nahm seine Hand.

»Verzeih mir, Eulalius, ich habe seit meiner Ankunft alles falsch gemacht, und meine schlimmste Sünde war, dir nicht vertraut zu haben. Es war Hochmut, dir nicht zu sagen, wo sich das Grabtuch befindet. Ich werde es dir jetzt sagen, und dann

entscheidest du, was wir tun sollen. Gott möge mir den Zweifel verzeihen, aber wenn auf dem Tuch wirklich das Abbild des Herrn ist, dann wird Er uns vor dem sicheren Tod retten, so wie er einst den kranken Abgarus gerettet hat.«

Eulalius hörte ihm staunend zu. Das Grabtuch Christi war also seit dreihundert Jahren in einer Nische der Stadtmauer über dem Westtor hinter Steinen verborgen, an der einzigen Stelle, die dem Ansturm des persischen Heeres bislang standgehalten hatte.

Er richtete sich unter großen Mühen auf und umarmte Johannes.

»Gelobt sei der Herr! In meinem Herzen ist eine riesige Freude. Du musst zur Stadtmauer gehen und das Grabtuch retten. Efren und Kaiman werden dir helfen, aber du musst dich beeilen, ich fühle, dass Jesus sich unser noch immer erbarmen und ein Wunder bewirken kann.«

»Nein, ich kann doch nicht vor die Soldaten treten, die unter Einsatz ihres Lebens das Westtor bewachen, und sagen, dass ich eine versteckte Nische in der Mauer suche. Sie werden mich für verrückt halten oder denken, dass ich dort einen Schatz versteckt habe ... Nein, ich kann da nicht hingehen.«

»Du wirst dort hingehen, Johannes.«

Auf einmal hatte Eulalius' Stimme ihre Festigkeit zurückgewonnen. Diesmal würde Johannes ihm gehorchen.

»Erlaube mir, Eulalius, dass ich sage, du schickst mich.«

»Ich schicke dich ja auch. Bevor du mit Kaiman kamst, habe ich im Traum die Stimme von Jesus' Mutter gehört. Sie sagte, Edessa werde gerettet. Und so wird es kommen, wenn Gott will.«

Im Zimmer konnte man die Schreie der Soldaten und das Weinen der wenigen noch lebenden Kinder hören. Eulalius ließ Kaiman und Efren rufen.

»Ich hatte einen Traum. Ihr werdet Johannes an das Westtor begleiten und ...«

»Aber Eulalius«, rief Efren entsetzt, »die Soldaten werden uns nicht durchlassen ...«

»Geht und befolgt die Befehle Johannes'. Edessa kann gerettet werden.«

Der Hauptmann befahl den Priestern zornig, sofort zu verschwinden.

»Das Tor gibt gleich nach, und ihr wollt nach einer verborgenen Nische suchen ... Ihr seid verrückt! Es ist mir gleich, ob der Bischof euch schickt. Verschwindet!«

Johannes trat vor und erklärte dem Hauptmann, sie würden die Mauer absuchen, ob mit seiner Hilfe oder ohne.

Pfeile schossen an ihnen vorbei, aber die drei Männer meielten unermüdlich an der Mauer, unter den verblüfften Blicken der Soldaten, die mit letzter Kraft diesen Teil der Mauer verteidigten.

»Hier ist etwas!«, rief Kaiman.

Minuten später hatte Johannes einen kleinen Korb in der Hand. Er öffnete ihn und entfaltete das sorgfältig zusammengelegte Tuch.

Ohne auf Efren oder Kaiman zu warten, lief er zu Eulalius' Haus. Sein Vater hatte die Wahrheit gesagt: Seine Familie wusste tatsächlich, wo das Leintuch verborgen war, in das Joseph von Arimathia Jesus' Leichnam eingehüllt hatte.

Der Bischof zitterte, als er Johannes so aufgeregt hereinstürzen sah. Dieser breitete das Tuch vor ihm aus, und er stand aus dem Bett auf und fiel staunend auf die Knie, während er das deutlich umrissene Gesicht eines Mannes vor sich sah.

Muss ja sehr spannend sein, was du da liest, du hast nicht einmal gemerkt, dass ich hereingekommen bin.«

»Oh, entschuldige, Marco«, sagte Sofia. »Du hast Recht. Aber du warst auch so leise.«

»Was liest du da?«

»Die Geschichte des Grabtuchs Christi.«

»Aber die kennst du doch auswendig. Die kennen wir Italiener alle.«

»Ja, aber vielleicht ist trotzdem irgendwo eine Spur.«

»Du meinst, die Sache hat mit der Geschichte des Tuchs zu tun?«

»Ist nur so eine Vermutung.«

Marco sah sie verwirrt an. Entweder wurde er alt und verblödete oder Sofia hatte Recht.

»Und, hast du was gefunden?«

»Nein, ich lese nur in der Hoffnung, dass mir irgendwann ein Licht aufgeht«, sagte Sofia und fasste sich an die Stirn.

»Wo bist du?«

»Ich habe gerade angefangen, also im vierten Jahrhundert, als Bischof Eulalius aus Edessa einen Traum hatte, in dem eine Frau ihm verriet, wo das Grabtuch versteckt war. Du weißt, dass das Tuch die ganze Zeit über verschwunden war, man hatte keine Ahnung, wo es war, nicht einmal, dass es existierte, aber Evagrius ...«

»Was für ein Evagrius?«, fragte Minerva, die gerade hereingekommen war.

»Also, wie Evagrius in seiner *Kirchengeschichte* sagt, hat Edessa 544 eine Schlacht gegen die Truppen von Chosroes I. gewonnen, die die Stadt belagerten. Und das alles dank des Mandylion, das sie in einer Prozession an der Mauer entlang-trugen und ...«

»Aber wer ist dieser Evagrius, und was ist das Mandylion?«, fragte Minerva weiter.

»Wenn du mich ausreden ließest, wüsstest du es«, brummte Sofia.

»Entschuldigung. Ich habe mich in euer Gespräch eingemischt«, sagte Minerva und zog ein Gesicht.

Sofia begann von neuem.

»Also, Evagrius berichtet, Eulalius, der Bischof von Edessa habe einen Traum gehabt, in dem eine Frau ihm enthüllte, wo das Grabtuch Christi versteckt war. Sie suchten danach und fanden es über dem Westtor der Stadtmauer in einer Nische. Der Fund machte ihnen Mut, und sie trugen das Tuch in einer Prozession die Mauer entlang. Von dort aus schossen sie immer noch Brandpfeile gegen die persischen Kriegsmaschinen ab, die auf einmal alle Feuer fingen. Am Ende sind die Perser geflohen.«

»Eine nette Geschichte, aber stimmt sie auch?«, fragte Minerva.

»Wir Historiker halten manchmal Geschichten für wahr, auch wenn sie bloße Legenden zu sein scheinen. Die besten Beispiele sind Troja, Mykonos, Knossos ... Städte, von denen man jahrhundertlang geglaubt hatte, es handele sich um Mythen. Aber dann kamen Schliemann, Evans und andere Archäologen und bewiesen, dass sie existiert haben.«

»Dieser Bischof wusste bestimmt schon vorher von dem Grabtuch. Das mit dem Traum glaubt doch keiner, oder?«, sagte Minerva.

»So wird es berichtet«, antwortete Marco, »und wahrscheinlich hast du Recht. Eulalius musste wissen, wo das Grabtuch

war, oder er hat es selbst dorthin bringen lassen, um es im passenden Moment hervorzuholen und behaupten zu können, es sei ein Wunder geschehen. Aber wer will wissen, was vor mehr als eintausendfünfhundert Jahren wirklich geschehen ist.«

Pietro, Giuseppe und Antonino kamen zusammen, sie diskutierten hitzig über Fußball.

Marco hatte sein Team zusammengetrommelt, um mitzuteilen, dass der Stumme in ein paar Monaten freikommen werde und dass sie seine Verfolgung vorbereiten müssten.

Pietro sah Sofia argwöhnisch an. Die beiden gingen sich möglichst aus dem Weg. Auch wenn sie versuchten, freundschaftlich miteinander umzugehen, fühlten sie sich unwohl, und manchmal übertrug sich das auf das Team.

Marco und die anderen versuchten ihrerseits zu vermeiden, dass die beiden gemeinsam an etwas arbeiten mussten. Es war offensichtlich: Pietro war immer noch verliebt in Sofia, wogegen diese zunehmend Widerwillen empfand.

»Na schön«, hob Marco an, »in ein paar Tagen wird der Sicherheitsausschuss das Turiner Gefängnis besuchen. Wenn sie zu dem Stummen kommen, werden sie den Direktor, die Sozialarbeiterin und den Psychologen des Gefängnisses nach ihrer Meinung fragen. Und die drei werden einhellig beteuern, dass es sich um einen harmlosen kleinen Dieb handelt, der keine Gefahr für die Gesellschaft darstellt.«

»Viel zu einfach«, bemerkte Pietro.

»Nein, ist es nicht, denn die Sozialarbeiterin wird vorschlagen, dass er in ein spezielles psychiatrisches Zentrum kommt, wo die Ärzte feststellen sollen, inwieweit der Stumme in der Lage ist, ohne fremde Hilfe zu leben. Wir werden sehen, ob ihn eine mögliche Einweisung in eine psychiatrische Klinik nervös macht, oder ob ihn das völlig kalt lässt. Dann kommt der nächste Schritt: Schweigen. Die Wächter werden sein Verhalten genau beobachten. Einen Monat später wird der Ausschuss wieder in

das Gefängnis kommen, und zwei Monate danach wird er entlassen. Sofia, ich will, dass du mit Giuseppe nach Turin fährst und alles für die Verfolgung vorbereitest. Sagt mir, was ihr braucht.«

Anschließend schickte Marco sie alle wieder an ihre Arbeit, nicht ohne daran zu erinnern, dass sie an diesem Abend bei ihm zum Abendessen eingeladen waren: Es war sein Geburtstag.

»Also, ihr werdet den Stummen freilassen. Ganz schön riskant.«

»Ja, aber er ist die einzige Spur, die wir haben. Entweder führt der Stumme uns zum Ausgangspunkt dieses rätselhaften Durcheinander oder der Fall bleibt für immer ungelöst.«

Marco und Santiago Jiménez unterhielten sich angeregt, während sie an ihrem Campari nippten, den Paola ihnen gereicht hatte.

Paola hatte Marcos Geburtstag sorgfältig vorbereitet und die engsten Freunde eingeladen. Weil der Tisch nicht so groß war, dass alle Platz daran fanden, hatte sie ein Buffet aufgebaut, und mit Hilfe ihrer Töchter füllte sie die Teller und Gläser der etwa zwanzig Gäste.

»Sofia und Giuseppe kümmern sich in Turin um die Verfolgung. Sie fahren nächste Woche hin.«

»Meine Schwester Ana fährt auch nach Turin. Sie ist besessen von dem Grabtuch, seit du uns damals eingeladen hast. Sie hat mir einen Bericht geschickt, in dem sie behauptet, der Schlüssel liege in der Vergangenheit. Ich erzähle dir das, damit du weißt, dass sie nicht eine Zeile über das schreiben wird, was an jenem Abend bei euch gesprochen wurde – aber sie will auf eigene Faust Nachforschungen anstellen, und weil ich sie nicht zu mir nach Rom eingeladen habe, fährt sie nach Turin. Sie ist ein tolles Mädchen, intelligent, entschlossen und neugierig wie alle Journalisten. Ich gehe davon aus, dass sie euch nicht in die Quere kommt, aber wenn es Probleme gibt, sag mir Bescheid.

Sorry, das ist das Leid mit der Presse, auch wenn es die eigene Familie ist.«

»Gibst du mir den Bericht?«

»Den von Ana?«

»Ja. Es ist merkwürdig, aber neulich hat auch Sofia sich mit der Geschichte des Grabtuchs beschäftigt, weil sie glaubte, in der Vergangenheit eine Spur finden zu können.«

»Hoppla! Gut, ich werde dir den Bericht schicken, aber es ist alles sehr spekulativ, es wird dir nicht viel nützen.«

»Ich werde ihn an Sofia weitergeben, obwohl es gewagt ist, eine Journalistin mit ins Boot zu nehmen. Am Ende bringen die doch immer alles durcheinander, und für eine Reportage sind sie sogar fähig ...«

»Nein, nein, Marco, wirklich, wenn ich es dir sage. Ana ist ein anständiger Mensch, sie würde nie etwas tun, das mir schaden könnte. Sie weiß, dass ich mir als spanischer Vertreter von Europol in Rom keine Probleme mit den hiesigen Behörden leisten kann. Sie wird mich in nichts hineinreiten.«

»Du hast doch selbst gesagt, dass sie neugierig ist und nach Turin fährt, um Nachforschungen anzustellen.«

»Ja, aber sie wird nichts davon veröffentlichen, und wenn sie fündig wird, bin ich der Erste, der es erfährt. Ihr ist klar, was für mich auf dem Spiel steht, wenn sie über eine laufende Ermittlung schreibt. Sie wollte einen Deal mit dir schließen: Sie sagt dir alles, was sie herausfindet, und du erzählst ihr dafür, was du weißt. Ich habe ihr natürlich gesagt, dass sie das vergessen kann, aber ich kenne sie, wenn sie etwas herausfindet, muss sie das sofort mitteilen, und dann ruft sie mich an.«

»Also haben wir jetzt eine freiwillige Helferin. Mach dir keine Gedanken, ich werde Giuseppe und Sofia sagen, sie sollen auf der Hut sein, wenn sie in Turin sind.«

»Vor wem oder was sollen wir auf der Hut sein?«

»Ah, Sofia, Santiago hat mir gerade von seiner Schwester Ana erzählt. Hast du sie nicht mal kennen gelernt?«

»Ich glaube ja, vor ein paar Jahren. War sie nicht mit dir auf dem Fest zu Turcios Pensionierung?«

»Ja, stimmt. Ana war in Rom und hat mich begleitet. Sie kommt oft. Ich bin älter und ihr einziger Bruder. Mein Vater starb, als sie klein war, und das hat uns zusammengeschweißt.«

»Ich erinnere mich an sie, weil wir eine Weile über die Beziehungen von Presse und Polizei gesprochen haben. Sie sagte, manchmal komme es zu einer Zweckehe zwischen den beiden, aber die ende immer mit Trennung. Sie machte einen intelligenten und sympathischen Eindruck.«

»Ich freue mich, dass du sie magst. Vielleicht begegnet sie dir in Turin bei den Ermittlungen über das Grabtuch«, sagte Marco.

Sofia verzog erstaunt das Gesicht.

»Und weißt du, was Santiago mir gerade erzählt hat? Nun, Ana glaubt, dass der Schlüssel zu dem Ganzen in der Vergangenheit liegt.«

»Das war ja auch meine Theorie ...«

»Das habe ich Santiago auch gesagt. Er wird uns den Bericht seiner Schwester zukommen lassen. Wir werfen einen Blick darauf, vielleicht hat die Journalistin ja einen guten Riecher.«

»Warum sprechen wir nicht mit ihr?«, fragte Sofia.

»Belassen wir es im Moment dabei«, sagte Marco nachdenklich.

»Es wäre nicht das erste Mal, dass die Polizei mit einem Journalisten zusammenarbeitet.«

»Ich weiß, aber ich möchte, dass die Angelegenheit auf unser Dezernat begrenzt bleibt, zumindest vorläufig. Wenn Ana etwas herausfindet, das uns nützt, sehen wir weiter.«

Lisa und John Barry kamen mit Paola ins Wohnzimmer. Marco umarmte John.

»Schön, dass du kommen konntest.«

»Ich komme gerade aus Washington. Du weißt ja, wie Chefs sind, und die vom State Department bilden da keine Ausnahme. Ich habe eine Woche sinnloser Meetings hinter mir. Vermutlich dienen die nur dazu, dass der eine oder andere sein Gehalt rechtfertigt.«

»Ihr wisst ja, dass man ihm vorgeschlagen hat, ihn nach London zu versetzen«, sagte Lisa.

»Wollt ihr das machen?«, fragte Paola.

»Nein, ich habe abgelehnt, ich möchte lieber in Rom bleiben. Das State Department sieht die Versetzung nach London als Aufstieg, und das wäre sie auch, aber ich möchte hier bleiben. Für euch bin ich ein Yankee, aber ich fühle mich als Römer.«

Guner büstete Addaios schwarzen Anzug aus und hängte ihn in den großen Schrank im Ankleidezimmer; im Schlafzimmer ordnete er die Papiere, die auf dem Schreibtisch verteilt lagen, und stellte ein paar Bücher zurück ins Regal.

Addaio hatte bis spät in die Nacht gearbeitet. Der süßliche Geruch des türkischen Tabaks erfüllte das nüchterne Zimmer. Guner öffnete sperrangelweit das Fenster und sah ein Weilchen in den Garten hinaus. Er hörte Addaio nicht kommen.

»An was denkst du, Guner?«

Er drehte sich um und versuchte sich nichts anmerken zu lassen.

»An nichts Besonderes, es ist ein schöner Tag, da hat man Lust auszugehen.«

»Das kannst du tun, sobald ich weg bin. Du kannst die Gelegenheit nutzen und ein paar Tage bei deiner Familie verbringen.«

»Du gehst weg?«

»Ja, ich fahre nach Deutschland und Italien, ich will unsere Leute besuchen. Ich muss wissen, was schief läuft und wo der Verräter sitzt.«

»Das ist gefährlich, du solltest nicht fahren.«

»Ich kann sie nicht alle hierher bestellen, das wäre erst recht gefährlich.«

»Bestell sie nach Istanbul, die Stadt ist das ganze Jahr voller Touristen, dort würden sie nicht auffallen.«

»Alle werden nicht können. Es ist leichter, wenn ich zu ihnen fahre. Es ist beschlossene Sache. Morgen fahre ich.«

»Was sagst du den anderen?«

»Dass ich müde bin und ein paar Tage frei mache. Ich fahre zu guten Freunden in Deutschland und Italien.«

»Wie lange wirst du bleiben?«

»Eine Woche, zehn Tage, nicht mehr, also nutz die Zeit, und ruh dich ein wenig aus. In letzter Zeit bist du so angespannt und aggressiv. Warum?«

»Ich werde dir die Wahrheit sagen: Mir tun diese Jungen Leid. Die Welt hat sich verändert, und du tust, als ob alles so wie früher wäre. Du kannst nicht immer weiter junge Männer in den Tod schicken und ihnen die Zunge herausreißen, damit sie nicht reden können, und ...«

»Wenn Sie reden würden, wären wir am Ende. Durch die Opfer und das Schweigen unserer Vorfahren haben wir zwanzig Jahrhunderte lang überlebt. Ja, ich fordere große Opfer, aber auch ich habe mein Leben geopfert, es hat nie mir gehört, genauso wenig wie dir deins. Für unsere Sache zu sterben, ist eine Ehre, und die Zunge zu opfern, auch. Ich reiße sie ihnen nicht aus, sie unterwerfen sich freiwillig diesem Opfer. Sie wissen, dass es unverzichtbar ist. Auf diese Weise schützen sie die anderen und sich selbst.«

»Warum treten wir nicht an die Öffentlichkeit?«

»Du spinnst! Glaubst du, wir würden überleben, wenn wir sagten, wer wir sind? Was ist los? Was für ein Teufel hat sich in deinem Kopf festgesetzt?«

»Manchmal glaube ich, der Teufel sitzt in dir. Du bist hart und grausam geworden. Du hast mit nichts und niemandem Mitleid. Ich glaube, deine Härte ist die Rache dafür, dass du jemand bist, der du nie sein wolltest.«

Sie sahen sich schweigend an. Guner dachte, dass er mehr gesagt hatte, als er eigentlich wollte, und Addaio wunderte sich, dass er sich schon wieder ohne zu protestieren Guners Vorwürfe angehört hatte. Ihre Leben waren untrennbar miteinander verflochten, und keiner von beiden war glücklich.

Ob Guner fähig wäre, ihn zu verraten? Er verwarf den Gedanken sofort. Nein, das würde er nie tun. Er vertraute Guner, wem, wenn nicht ihm.

»Richte mir das Gepäck für morgen.«

Guner gab keine Antwort. Er drehte sich um und machte sich an den Fenstern zu schaffen. Sein Kiefer schmerzte vor Anspannung. Er atmete tief durch, als er die Tür leise hinter Addaio ins Schloss fallen hörte.

Auf dem Boden neben Addaios Bett lag ein Blatt Papier. Er bückte sich und hob es auf. Es war ein auf Türkisch geschriebener Brief. Gelegentlich gab Addaio ihm Briefe und Dokumente zum Lesen und fragte ihn nach seiner Meinung. Er wusste, dass nicht richtig war, was er da tat, aber er kam nicht gegen sich an, er musste wissen, was in dem Brief stand.

Der Brief trug keine Unterschrift. Der Schreiber teilte Addaio mit, der Sicherheitsausschuss von Turin werde über Mendibjs Entlassung entscheiden, und er bitte um Instruktionen, was zu tun sei, wenn Mendibj freikäme.

Er fragte sich, warum Addaio einen so wichtigen Brief nicht weggeschlossen hatte. Wollte er, dass er ihn fand? Hielt er ihn für den Verräter?

Mit dem Brief in der Hand ging er in Addaios Büro. Er klopfte leise an die Tür und wartete, dass der Hirte ihn aufforderte, einzutreten.

»Addaio, dieser Brief lag neben deinem Bett.«

Der Hirte sah ihn ungerührt an und streckte die Hand aus.

»Ich habe ihn gelesen. Ich denke, du hast ihn absichtlich dahingelegt, damit ich ihn finde, du wolltest mir eine Falle stellen, um zu sehen, ob ich der Verräter bin. Nein, ich bin es nicht. Tausendmal habe ich mir gesagt, ich sollte gehen und der Welt da draußen sagen, wer wir sind und was wir tun. Aber ich habe es nicht getan, und ich werde es auch nicht tun – dem Andenken

meiner Mutter zuliebe und damit meine Familie erhabenen Hauptes durch das Leben gehen kann und meine Nichten und Neffen es besser haben als ich. Ich bleibe ihretwegen und meinetwegen. Ich bin ein armer Mann und zu alt, um ein neues Leben anzufangen. Ich bin ein Feigling wie du. Wir beide haben dieses Schicksal angenommen.«

Addaio sah Guner schweigend an und versuchte, an seinem Gesicht irgendeine Regung abzulesen, etwas, das zeigte, dass er ihn immer noch gern hatte.

»Jetzt weiß ich, warum du morgen aufbrichst. Du hast Angst, dass Mendibj etwas zustoßen könnte. Hast du es seinem Vater gesagt?«

»Jetzt, wo du so sicher bist, dass du mich nicht verraten wirst, werde ich es dir sagen: Ja, es macht mir Sorgen, dass sie Mendibj freilassen. Wenn du den Brief gelesen hast, weißt du, dass unser Kontaktmann im Gefängnis den Chef des Dezernats für Kunstdelikte einmal bei Mendibj gesehen hat, und er hat auch den Verdacht geäußert, dass der Gefängnisdirektor irgendetwas plant. Wir dürfen kein Risiko eingehen.«

»Was willst du tun?«

»Was zum Überleben unserer Gemeinschaft notwendig ist.«

»Sogar Mendibj töten?«

»Wer ist zu diesem Schluss gekommen, du oder ich?«

»Ich kenne dich gut, und ich weiß, wozu du fähig bist.«

»Du bist der einzige Freund, den ich je hatte. Ich habe nie etwas vor dir verborgen, du kennst alle Geheimnisse unserer Gemeinschaft, aber ich merke, dass du mir nicht im Geringsten zugetan bist, es nie warst.«

»Du irrst dich, Addaio. Du warst immer gut zu mir, seit dem ersten Tag, an dem ich als Zehnjähriger in dein Haus kam. Du wusstest, wie mir zumute war, weil ich mich von meinen Eltern trennen musste, und du hast alles getan, damit ich sie oft be-

suchen konnte. Ich werde nie vergessen, wie du mich nach Hause begleitet und dir selbst die Zeit damit vertrieben hast, über die Felder zu laufen, damit ich den Nachmittag mit meinen Eltern für mich hatte. Ich kann dir in deinem Verhalten mir gegenüber nichts vorwerfen. Ich werfe dir dein Verhalten gegenüber der Welt und der Gemeinschaft vor, den riesigen Schmerz, den du bewirkst. Wenn du wissen willst, ob ich dir zugetan bin, dann lautet die Antwort ... Ja, aber ich muss dir gestehen, dass ich manchmal eine tiefe Abneigung gegen dich hege, weil ich an dein Schicksal gekettet bin. Aber ich werde dich nie verraten, wenn es das ist, was dich quält.«

»Ja, es macht mir Sorgen, dass wir einen Verräter unter uns haben, und es ist meine Verpflichtung, nichts für sicher zu halten.«

»Aber das mit dem Brief war einfach zu offensichtlich.«

»Vielleicht wollte ich, dass du ihn findest, um dich zu warnen, falls du der Verräter wärest. Du bist mein einziger Freund, ich will dich nicht verlieren.«

»Es ist gefährlich, dass du nach Italien gehst.«

»Wenn ich nichts tue, ist es noch gefährlicher.«

»In Turin haben wir Leute, die tun, was du befiehlst. Wenn die Polizei etwas vorbereitet, solltest du dich nicht dort zeigen.«

»Wieso gehst du davon aus, dass die Polizei etwas vorbereitet?«

»Das wird in dem Brief angedeutet. Willst du mir schon wieder eine Falle stellen?«

»Ich werde erst nach Berlin reisen, dann nach Mailand, und dann nach Turin. Ich schätze Mendibjs Familie, das weißt du, aber ich kann nicht zulassen, dass er zum Problem wird.«

»Du kannst ihn aus Turin herausholen, wenn sie ihn freilassen.«

»Und wenn es eine Falle ist? Wenn sie ihn freilassen, um ihn zu verfolgen? Das würde ich an ihrer Stelle tun. Ich kann nicht

zulassen, dass er die Gemeinschaft in Gefahr bringt, das weißt du genau. Ich bin für viele Familien verantwortlich, auch für deine. Willst du, dass sie uns fertig machen, uns alles nehmen, was wir besitzen? Sollen wir die Erinnerung verraten, die unsere Vorfahren uns vererbt haben? Wir sind, was wir sein sollen, nicht wer wir sein wollen.«

»Es ist wirklich riskant, nach Turin zu fahren.«

»Ich bin nicht leichtsinnig, das weißt du, aber in dem Brief steht, dass sie uns eine Falle stellen wollen, und ich muss handeln, damit wir nicht hineintappen.«

»Mendibjs Tage sind gezählt.«

»Die Tage aller Menschen sind gezählt. Jetzt lass mich arbeiten, und gib mir Bescheid, wenn Talat kommt.«

Guner verließ das Büro und ging in die Kapelle. Dort kniete er nieder und ließ seinen Tränen freien Lauf, in dem Kreuz auf dem Altar suchte er eine Antwort auf sein Leid.

Du leidest allmählich unter Verfolgungswahn.«
 »Sieh mal, Giuseppe, ich bin sicher, dass die Stummen an irgendeiner Stelle in die Kathedrale rein- und auch wieder rauskommen, bloß eben nicht durch den Haupteingang. Du weißt doch, der Boden unter Turin ist eine Art Schweizer Käse: lauter Tunnel.«

Sofia sagte nichts dazu, aber sie fand, dass Marco Recht hatte.

Die Stummen kamen und gingen, ohne Spuren zu hinterlassen. Und ihre Komplizen auch. Sie war überzeugt, dass sie es mit einer Organisation zu tun hatten, die die Stummen auswählte, um die Diebstähle zu begehen – falls es tatsächlich darum ging, das Grabtuch zu stehlen, wie Marco behauptete.

Ihr Chef hatte sich in letzter Minute entschlossen, sie nach Turin zu begleiten. Der Kulturminister hatte ihnen die Erlaubnis des Verteidigungsministers verschafft, die Tunnel zu untersuchen, die der Öffentlichkeit nicht zugänglich waren. In den Plänen der Militärs war kein direkter Tunnel verzeichnet, der zur Kathedrale führte, aber sein Instinkt sagte Marco, dass sie nicht stimmten. Und so wollte er mit einem Kommandanten und vier Pionieren eines Ingenieurregiments die normalerweise verschlossenen Tunnel abgehen. Er hatte ein Dokument unterzeichnet, dass er auf eigene Gefahr handelte, und der Minister hatte ihm gesagt, er dürfe auf keinen Fall das Leben des Kommandanten und der Soldaten in Gefahr bringen.

»Wir haben die Pläne doch studiert, da ist kein Tunnel, du hast es mit eigenen Augen gesehen.«

»Giuseppe«, unterbrach ihn Sofia, »wir wissen nicht alles über den Untergrund von Turin. Wer weiß, was wir alles entdecken würden, wenn wir anfangen zu graben. Einige Gänge sind noch

nicht erforscht, andere scheinen nirgendwohin zu führen. Also kann es sehr wohl einen zur Kathedrale geben. Das wäre durchaus logisch. Die Stadt wurde oft belagert, und die Kathedrale beherbergt einzigartige Kunstschatze, die die Turiner vor dem Feind schützen wollten. Es ist gar nicht so abwegig, dass irgendeiner der blinden Tunnel zur Kathedrale oder in ihre Nähe führt.«

Giuseppe schwieg. Er hatte Respekt vor Marcos und Sofias Wissen, sie waren Historiker, und oft sahen sie Dinge, die andere nicht sahen. Außerdem war Marco besessen von dem Fall. Entweder würde er ihn lösen, oder er würde alles hinwerfen, denn seit Monaten beschäftigte er sich mit nichts anderem als mit diesem Brand.

Sie stiegen im Hotel Alexandra in der Nähe der Turiner Altstadt ab. Am nächsten Tag sollte es losgehen. Marco würde durch die Tunnel streifen, Giuseppe sich mit den Carabinieri treffen, um festzulegen, was für die Verfolgung des Stummen gebraucht würde. Für diesen Abend hatte Marco sie zum Fischessen ins *Al Ghibellin Fugiasco* eingeladen, ein klassisches gemütliches Restaurant.

Sie unterhielten sich angeregt, als sie plötzlich Pater Yves bemerkten. Er kam auf ihren Tisch zu und begrüßte jeden mit einem warmen Händedruck, als würde er sich freuen, sie zu sehen.

»Ich wusste nicht, dass Sie auch nach Turin kommen würden, Signor Valoni. Der Kardinal hat mir nur gesagt, dass Dottorressa Galloni kommt. Ich glaube, Sie haben morgen mit Hochwürden einen Termin.«

»So ist es«, antwortete Sofia.

»Wie laufen die Ermittlungen? Die Arbeiten an der Kathedrale sind beendet, das Grabtuch ist wieder ausgestellt. Wir haben die Sicherheitsmaßnahmen verstärkt, und die COCSA hat ein neues

Feuerschutzsystem installiert. Ich glaube nicht, dass es noch einmal einen Zwischenfall geben wird.«

»Ihr Wort in Gottes Ohr, Pater«, sagte Marco.

»Ich lasse Sie jetzt allein, guten Appetit.«

Ihre Blicke folgte ihm bis zu seinem Tisch, an dem er mit einer dunkelhaarigen jungen Frau saß.

»Wisst ihr, wer da mit unserem Pater am Tisch sitzt?«

»Ein ziemlich hübsches Mädchen. Sieh mal einer an, die Priester«, sagte Giuseppe.

»Das ist Ana Jiménez, Santiagos Schwester.«

»Du hast Recht, Marco, das ist sie.«

»Jetzt werde ich mal zu Pater Yves' Tisch gehen, um sie zu begrüßen.«

»Warum laden wir sie nicht beide auf ein Gläschen ein?«

»Das würde ihnen zeigen, dass sie unser Interesse geweckt haben, und das können wir nicht brauchen, oder?«

Marco ging zu dem Tisch von Pater Yves. Ana Jiménez lachte ihn an und bat ihn inständig, doch ein wenig Zeit für sie zu erübrigen, wenn er es irgendwie einrichten könne. Sie war vor vier Tagen nach Turin gekommen.

Marco wollte sich nicht festlegen. Er sagte, er lade sie gerne zu einem Kaffee ein, wenn ihm Zeit dazu bleibe, er werde allerdings nicht lange in Turin sein. Als er fragte, wo er sie erreichen könne, sagte sie, im Hotel *Alexandra*.

»Was für ein Zufall, da sind wir auch untergebracht.«

»Mein Bruder hat es mir empfohlen. Für ein paar Tage ist es ganz okay.«

»Nun, dann sehen wir uns bestimmt.«

Er verabschiedete sich und ging zu Sofia und Giuseppe zurück.

»Unsere Lady residiert im *Alexandra*!«

»Was für ein Zufall!«

»Nein, das ist kein Zufall. Santiago hat ihr das Hotel empfohlen, war ja zu erwarten. Nun, da sie uns so nah ist, sollten wir sie uns ein wenig vom Leib halten.«

»Ich weiß nicht, ob ich mir so ein tolles Weib vom Leib halten möchte«, rief Giuseppe lachend.

»Nun, du wirst es müssen, aus zwei Gründen, erstens weil sie Journalistin ist und hinter den Vorfällen in der Kathedrale eine Story wittert, und zweitens, weil sie Santiagos Schwester ist und ich keine Probleme will, verstanden?«

»Ja, verstanden, es war nur ein Scherz.«

»Ana Jiménez ist eine hartnäckige, intelligente Person, man sollte sie ernst nehmen.«

»Die Nachricht, die sie ihrem Bruder geschickt hat, ist voller interessanter Spekulationen. Ich würde gerne mit ihr sprechen«, sagte Sofia.

»Ich verbiete es dir ja nicht, Sofia, ich sage nur, dass wir uns vor ihr in Acht nehmen müssen.«

»Was macht sie bloß mit Pater Yves«, fragte sich Sofia laut.

»Sie ist schlau, sie hat dafür gesorgt, dass die rechte Hand des Kardinals sie zum Essen einlädt«, antwortete Marco.

»Irgendetwas gefällt mir nicht an diesem Pater Yves.«

»Wie meinst du das, Sofia?«

»Ich weiß nicht. Er ist so korrekt, so gut aussehend, so liebenswürdig, und immer in seiner Priesterrolle. Er spricht mit ihr, er ist aufmerksam, aber da ist nicht einmal ein Hauch von Koketterie. Und das obwohl, wie Giuseppe richtig sagt, Ana ein hübsches Mädchen ist.«

»Wenn er etwas mit ihr anfangen wollte, würde er sie nicht hierher in dieses Restaurant bringen, wo er allen möglichen Bekannten über den Weg laufen könnte. Das würden wir ja auch nicht tun«, sagte Marco spitz.

Der alte Mann legte auf und ließ den Blick eine Weile nach draußen schweifen. Die englische Landschaft leuchtete smaragdgrün in der warmen Sonne.

Die sieben Männer warteten darauf, dass er etwas sagte.

»Er wird in einem Monat rauskommen. Der Sicherheitsausschuss wird nächste Woche den Haftentlassungsantrag prüfen.«

»Deswegen ist Addaio also nach Deutschland gereist. Und von dort will er, wie unser Mann sagt, nach Italien weiterfahren. Mendibj ist zu seinem größten Problem geworden, zu einem Problem für die Gemeinschaft.«

»Wird er ihn töten?«, fragte der mit dem französischen Akzent.

»Addaio kann nicht zulassen, dass sie Mendibj verfolgen. Er hat Wind von der Sache bekommen und will es verhindern«, antwortete der militärisch Aussehende.

»Wo werden sie ihn töten?«

»Bestimmt im Gefängnis«, sagte der Italiener. »Das ist am sichersten. Es wird einen kleinen Aufruhr geben, und das war's. Mendibj könnte, ohne es zu wollen, Addaios Männer aufliegen lassen.«

»Was schlägt ihr vor?«, fragte der Alte.

»Wenn Addaio das Problem löst, wäre es am besten für uns alle.«

»Haben wir Schutz für Mendibj vorgesehen, falls er lebend aus dem Gefängnis herauskommt?«, fragte der Alte weiter.

»Ja«, bestätigte der Italiener, »unsere Männer versuchen zu verhindern, dass die Polizei ihn verfolgt.«

»Es reicht nicht, wenn sie es versuchen, es muss ihnen gelingen.«

»Sie werden es schaffen«, antwortete der Italiener. »Ich hoffe, in den nächsten Stunden alle Details des Plans der Carabinieri zu erfahren.«

»Schön, wir kommen zum entscheidenden Teil der Partie: Wir müssen Mendibj vor den Carabinieri retten oder ...«

Der Alte sprach den Satz nicht zu Ende. Alle stimmten zu, denn was Mendibj anging, stimmten ihre Interessen mit denen Addaios überein, sie konnten nicht zulassen, dass er zum Trojanischen Pferd wurde.

Ein leises Klopfen und das Eintreten des livrierten Hausdieners zeigten an, dass das morgendliche Treffen beendet war.

»Herr, die Gäste erwachen allmählich und bereiten sich auf die Jagd vor.«

»Gut.«

Die Männer in Reitkleidung gingen hinaus in ein warmes Speisezimmer, wo das Frühstück auf sie wartete. Minuten später betrat eine alte, aristokratische Dame mit ihrem Ehemann den Raum.

»Sieh nur, ich dachte wir sind die Frühaufsteher. Du siehst, Charles, unsere Freunde waren noch zeitiger auf.«

»Sie nutzen die Zeit sicher, um über Geschäfte zu reden.«

Der französische Herr versicherte ihnen, dass sie nichts anderes zu tun wünschten, als mit der Jagd zu beginnen. Weitere Gäste kamen in den Speisesaal. Insgesamt dreißig. Sie unterhielten sich angeregt, und manche zeigten sich erzürnt über die Pläne einiger Abgeordneter des Unterhauses, die Fuchsjagd zu verbieten.

Der alte Mann sah sie resigniert an. Er hasste die Jagd genauso wie die anderen sieben Männer, mit denen er kurz zuvor noch zusammengesessen hatte. Aber sie konnten sich dieser englischen Zerstreuung nicht entziehen. Die Mitglieder der Königsfamilie liebten die Jagd und hatten, wie schon bei früheren Gelegenheiten, gefragt, ob er in seinem prächtigen Jagdhaus nicht eine Partie organisieren könnte. Und da waren sie nun.

Sofia hatte einen Großteil des Vormittags mit dem Kardinal verbracht. Pater Yves hatte sie nicht gesehen, ein anderer Priester hatte sie in das Büro von Hochwürden geführt.

Der Kardinal war beglückt über die Beendigung der Bauarbeiten. Er schrieb das Umberto D'Alaqua zu, der sich persönlich dafür eingesetzt hatte, dass die Arbeiten schneller als geplant beendet wurden, und unentgeltlich zusätzliche Arbeitskräfte eingesetzt hatte.

Unter der Überwachung von Doktor Bolard war das Grabtuch in seine Vitrine in der Guarini-Kapelle zurückgekehrt. Der Kardinal hatte sich dezent beklagt, dass er weder von Marco noch von ihr über den Verlauf der Ermittlungen informiert worden war. Sofia entschuldigte sich und versuchte ihm nur das Nötigste zu berichten.

»Also, Sie glauben, es steckt eine Organisation oder ein Einzelner dahinter. Er will an das Grabtuch und legt Brände, um es in dem Durcheinander stehlen zu können. Aber was will er mit dem Grabtuch anfangen?«

»Das wissen wir nicht. Es kann ein Sammler sein, ein Exzentriker, oder eine Mafia-Organisation, die dann für die Rückgabe Lösegeld fordert.«

»Um Himmels willen!«

»Aber in einem sind wir uns sicher, Hochwürden, alle Vorfälle haben mit dem Grabtuch zu tun.«

»Und Sie sagen, Ihr Chef sucht einen unterirdischen Gang, der zur Kathedrale führt? Aber das ist doch absurd. Sie haben Pater Yves gebeten, unsere Archive durchzusehen. Ich glaube, er hat ihnen eine detaillierte Dokumentation der Geschichte der Kathedrale zukommen lassen, und nirgendwo ist von einem Geheimgang die Rede.«

»Das muss ja nicht heißen, dass es keinen gibt.«

»Aber auch nicht, dass es einen gibt. Glauben Sie doch nicht

all die phantastischen Geschichten, die über die Kathedrale geschrieben werden.«

»Hochwürden, ich bin Historikerin.«

»Ich weiß, ich weiß, Dottoressa, und ich bewundere und respektiere die Arbeit, die das Dezernat für Kunstdelikte macht. Ich wollte Ihnen nicht zu nahe treten, glauben Sie mir.«

»Ich weiß, Hochwürden, aber es ist nicht immer alles aufgeschrieben worden. Wir wissen nicht, was in der Vergangenheit alles geschehen ist, und noch weniger, was die Menschen damals umgetrieben hat.«

Als Sofia ins Hotel zurückkehrte, traf sie in der Eingangshalle Ana Jiménez. Sofia merkte sofort, dass sie auf sie gewartet hatte.

»Dottoressa ...«

»Wie geht es Ihnen?«

»Gut. Erinnern Sie sich an mich?«

»Ja, Sie sind die Schwester von Santiago Jiménez.«

»Wissen Sie, was ich in Turin mache?«

»Die Brände in der Kathedrale untersuchen.«

»Ich weiß, dass ich Ihrem Chef ein Dorn im Auge bin.«

»Das ist doch normal, Ihnen würde es ja auch nicht gefallen, wenn die Polizei sich in Ihre Arbeit einmischte.«

»Nein, das würde mir gar nicht gefallen, und ich würde versuchen, sie loszuwerden. Ich weiß, dass es Ihnen naiv vorkommt, aber ich glaube, ich kann Ihnen helfen. Sie können mir vertrauen. Mein Bruder bedeutet mir sehr viel, und ich würde nichts tun, das ihm schadet. Ich würde gerne eine Reportage schreiben, ja, aber ich werde es nicht tun, bevor alles restlos geklärt ist und die Ermittlungen abgeschlossen sind.«

»Sie werden verstehen, dass das Dezernat für Kunstdelikte Sie nicht in das ermittelnde Team aufnehmen kann.«

»Aber wir können parallel arbeiten. Ich werde Ihnen erzählen, was ich weiß, und Sie sind offen zu mir.«

»Ana, das ist eine offizielle Ermittlung.«

»Ich weiß, ich weiß.«

»Warum ist die Sache so wichtig für Sie?«

»Das kann ich Ihnen nicht erklären. Das Grabtuch hat mich nie interessiert, ich wusste gar nichts von den Bränden und den Diebstählen in der Kathedrale. Meine Neugier wurde im Haus Ihres Chefs geweckt. Mein Bruder hatte mich zu einem Essen dorthin mitgenommen, und den ganzen Abend wurde über nichts anderes geredet. Seitdem geht mir die Geschichte nicht mehr aus dem Kopf.«

»Haben Sie etwas herausgefunden?«

»Trinken wir einen Kaffee?«

»Einverstanden.«

Ana Jiménez seufzte erleichtert, und Sofia tat es schon Leid, dass sie die Einladung der Journalistin angenommen hatte. Sie gefiel ihr, und sie glaubte auch, dass man ihr vertrauen konnte, aber Marco hatte Recht, warum sollten sie sie mit einbeziehen? Wozu?

»Schön, erzählen Sie«, bat Sofia.

»Ich habe verschiedene Versionen der Geschichte des Grabtuchs gelesen, es ist äußerst spannend.«

»Ja, das ist es.«

»Meiner Meinung nach will jemand unbedingt an das Grabtuch rankommen. Die Brände sind nur dazu da, um die Polizei auf die falsche Fährte zu locken. Irgendjemand will in den Besitz des Grabtuches gelangen.«

Sofia hörte interessiert zu. Sie waren zu demselben Ergebnis gekommen.

»Wir müssen in der Vergangenheit suchen. Jemand will es zurückhaben«, sagte Ana.

»Jemand aus der Vergangenheit?«

»Jemand, der mit der Vergangenheit zu tun hat.«

»Und wie kommen Sie zu diesem Schluss?«

»Ich weiß es nicht, es ist ein Gefühl. Ich habe viele Theorien, eine verrückter als die andere, aber ...«

»Ja, ich habe Ihren Bericht gelesen.«

»Und, was halten Sie davon?«

»Sie haben viel Phantasie, zweifellos Talent und vielleicht sogar Recht.«

»Ich denke, Pater Yves weiß mehr über das Grabtuch, als er zugibt.«

»Warum sagen Sie das?«

»Weil er so perfekt, so korrekt, so durchsichtig ist. Ich habe das Gefühl, er verbirgt etwas. Und er ist schön, sehr schön, finden Sie nicht?«

»Ja, er ist wirklich ein attraktiver Mann. Wie haben Sie ihn kennen gelernt?«

»Ich habe beim Bistum angerufen, erklärt, dass ich Journalistin bin und eine Geschichte des Grabtuchs verfassen will. Da ist eine ältere Dame, die kümmert sich um die Presseangelegenheiten. Zwei Stunden lang hat sie heruntergeleiert, was in den Touristenführern über das Grabtuch Christi steht, und dann hat sie mir eine Geschichtsstunde über das Haus Savoyen erteilt. Gelangweilt bin ich wieder gegangen. Die gute Frau war nicht die geeignete Person, um auf eine Spur zu kommen. Ich habe noch einmal angerufen und wollte mit dem Kardinal sprechen. Man fragte mich, wer ich sei und was ich wolle. Ich betete wieder mein Sprüchlein herunter, sagte, dass ich die Vorfälle in der Kathedrale untersuche, und man verwies mich wieder an die freundliche Pressedame, die mich diesmal ziemlich verdrossen

empfang. Ich bedrängte sie, mir einen Termin beim Kardinal zu verschaffen. Am Ende setzte ich alles auf eine Karte und sagte, sie würden ein Versteckspiel betreiben und ich würde meinen Verdacht und einige Nachforschungen publik machen.

Vorgestern rief mich Pater Yves an. Er sagte, er sei der Sekretär des Kardinals, dieser könne mich nicht empfangen, aber er habe ihn gebeten, ihn zu vertreten. Wir haben uns getroffen und eine Weile unterhalten. Er schien ganz offen über den letzten Brand zu berichten. Er begleitete mich in die Kathedrale, und zuletzt tranken wir einen Kaffee. Wir vereinbarten, das Gespräch ein andermal fortzusetzen. Als ich gestern wegen eines Termins anrief, sagte er, er sei den ganzen Tag beschäftigt, ob ich etwas dagegen hätte, mit ihm essen zu gehen. Das ist alles.«

»Ein komischer Priester«, sagte Sofia, als dächte sie laut nach.

»Ich bin sicher, wenn er die Messe liest, ist die Kathedrale voll«, antwortete Ana.

»Gefällt er Ihnen?«

»Wenn er nicht Priester wäre, würde ich versuchen mit ihm anzubändeln.«

Sofia war überrascht, wie offenherzig Ana Jiménez war. Sie hätte so etwas nie gegenüber einer Fremden eingestanden. Aber die jungen Mädchen waren so. Ana war nicht älter als fünfundzwanzig, sie gehörte zu einer Generation, die es gewohnt war, sich zu nehmen, was sie wollte, ohne Heuchelei und ohne jede Rücksicht. Immerhin schien die Tatsache, dass Pater Yves Priester war, sie zu bremsen, zumindest im Moment.

»Wissen Sie, mich irritiert Pater Yves auch, aber wir haben ermittelt, und an ihm ist nichts Außergewöhnliches. Manchmal gibt es Leute, die sind einfach so, lupenrein. Was haben Sie vor?«

»Wenn Sie mir einen Hinweis geben, könnten wir unsere Informationen austauschen ...«

»Nein, das kann und darf ich nicht.«

»Niemand würde es merken.«

»Täuschen Sie sich nicht, Ana, ich tue nichts hinter anderer Leute Rücken, und schon gar nicht bei Menschen, denen ich vertraue und mit denen ich zusammenarbeite. Ich mag Sie, aber ich habe meine Arbeit und Sie Ihre. Wenn Marco irgendwann entscheidet, dass Sie mit im Boot sind, ist das für mich okay, und wenn nicht, auch.«

»Wenn jemand das Grabtuch zerstören oder stehlen will, hat die Öffentlichkeit ein Recht, das zu erfahren.«

»Kein Zweifel. Aber Sie behaupten, dass jemand das Grabtuch stehlen oder zerstören will. Wir untersuchen die Ursachen für die Brände, und wenn die Ermittlungen abgeschlossen sind, dann werden wir das Ergebnis unseren Vorgesetzten mitteilen, und diese werden es an die Öffentlichkeit weiterleiten, wenn es von Interesse sein sollte.«

»Ich habe Sie nicht gebeten, Ihren Chef zu hintergehen.«

»Ana, ich habe verstanden, worum Sie mich gebeten haben, und die Antwort ist, nein, bedaure.«

Ana biss sich verärgert auf die Lippe und stand auf, ohne ihren Cappuccino getrunken zu haben.

»Schön, nichts zu machen. Aber wenn ich etwas entdecke, rufe ich Sie an. Einverstanden?«

»Einverstanden.«

Ana lachte und verließ eiligen Schritts die Cafeteria des Hotels. Sofia fragte sich, wohin sie wohl wollte. Da klingelte ihr Handy, und als sie Pater Yves' Stimme hörte, musste sie lachen.

»Gerade habe ich von Ihnen gesprochen.«

»Mit wem?«

»Mit Ana Jiménez.«

»Ah, die Journalistin! Sie ist sehr charmant und intelligent. Sie recherchiert über die Brände in der Kathedrale. Ich weiß, dass Ihr Chef ein guter Freund ihres Bruders ist, des spanischen Repräsentanten von Europol in Italien.«

»So ist es. Santiago Jiménez ist ein guter Freund von uns allen. Er ist ein sympathischer Mensch und fachlich sehr kompetent.«

»Ja, scheint so. Hören Sie, ich rufe im Auftrag des Kardinals an. Er will Sie und Signor Valoni zu einem Empfang einladen.«

»Zu einem Empfang?«

»Der Kardinal empfängt eine Kommission katholischer Wissenschaftler, die regelmäßig nach Rom kommen, um das Grabtuch zu untersuchen. Sie kümmern sich darum, dass es in einem guten Zustand ist. Doktor Bolard ist der Vorsitzende dieser Kommission. Immer wenn sie kommen, organisiert der Kardinal einen Empfang. Er lädt nie viele Leute ein, höchstens dreißig oder vierzig Personen, und er möchte, dass Sie dabei sind. Signor Valoni hat einmal geäußert, er würde die Wissenschaftler gern kennen lernen, und dazu ist jetzt Gelegenheit.«

»Bin ich auch eingeladen?«

»Selbstverständlich, Dottoressa, Hochwürden hat das ausdrücklich so gewollt.«

»Schön, sagen Sie mir, wo und wann.«

»Übermorgen, in der Residenz von Hochwürden, um sieben. Außer den Mitgliedern des Komitees werden noch ein paar Unternehmer da sein, die mit uns an der Erhaltung der Kathedrale arbeiten, der Bürgermeister, Vertreter der örtlichen Regierung, und vielleicht kommt sogar Monsignore Aubry, der Assistent des Stellvertretenden Kardinalstaatssekretärs.«

»Einverstanden. Vielen Dank für die Einladung.«

»Wir erwarten Sie.«

Marco war schlecht gelaunt. Er hatte einen großen Teil des Tages in den Tunneln unter Turin verbracht. Einige stammten aus dem 16. Jahrhundert, andere aus dem 18., und Mussolini hatte das Tunnelsystem noch weiter ausbauen lassen. Sich durch diese Tunnel zu kämpfen war harte Arbeit. Unter der Erde gab es ein zweites Turin, oder besser gesagt, mehrere. Das alte Gebiet der Turiner, kolonisiert von den Römern, belagert von Hannibal, eingenommen von den Lombarden, bis es Teil des Hauses Savoyen wurde. Eine Stadt, wo Geschichte und Phantasie sich auf Schritt und Tritt vermischen.

Die archäologischen Grabungen hatten ergeben, dass einige Tunnel sogar aus der Zeit vor dem 16. Jahrhundert stammten, aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung.

Oberst Colombaria war sehr geduldig und liebenswürdig gewesen, aber auch unbeugsam, wenn Marco einen auffälligen Tunnel betreten oder gar eine Wand einreißen wollte, um zu sehen, ob es dahinter noch einen weiteren Tunnel gab.

»Ich habe den Befehl, Sie durch die Tunnel zu führen, und ich werde nicht sinnlos Ihr oder unser Leben in unbefestigten Tunneln riskieren. Ich bin nicht autorisiert, Löcher in die Mauern zu schlagen. Bedauere.«

Wer es am meisten bedauerte, war Marco, der am Abend das Gefühl hatte, dass die ganze Aktion umsonst gewesen war.

»Komm, reg dich nicht auf, Oberst Colombaria hat Recht, er hat nur seine Pflicht getan. Es wäre Wahnsinn gewesen, wenn ihr angefangen hättet, da rumzuhämmern.«

Giuseppe versuchte seinen Chef zu beruhigen, erfolglos. Sofia hatte auch nicht mehr Glück.

»Marco, was du vorhast, geht nur, wenn dir der Kulturminister im Einverständnis mit dem Kunstrat von Turin ein Team aus Archäologen und Technikern zur Verfügung stellt, die dann mögliche weitere Tunnel öffnen. Aber du kannst nicht erwarten,

dass sie dich einfach aufs Geratewohl graben lassen. Das entbehrt doch jeder Logik.«

»Wenn wir nicht versuchen, in die verschlossenen Tunnel zu kommen, werden wir nie erfahren, ob das, was ich suche, existiert oder nicht.«

»Dann sprich mit dem Minister und ...«

»Der Minister wird mich eines Tages noch zum Teufel jagen. Er ist der Sache mit dem Grabtuch allmählich überdrüssig.«

Sofia und Giuseppe sahen sich besorgt an, das klang gar nicht gut.

»Na ja, ich hab Neuigkeiten. Der Kardinal lädt uns übermorgen zu einem Empfang ein.«

»Zu einem Empfang? Uns?«

»Ja. Pater Yves hat mich angerufen. Das wissenschaftliche Komitee zur Erhaltung des Grabtuchs ist in Turin, und der Kardinal ehrt sie immer mit einem Empfang, bei dem die Berühmtheiten der Stadt anwesend sind. Du hast offensichtlich mal dein Interesse bekundet, diese Wissenschaftler kennen zu lernen, und deswegen hat er uns eingeladen.«

»Ich bin nicht in Partylaune, ich würde lieber bei einer anderen Gelegenheit mit ihnen sprechen, was weiß ich, in der Kathedrale, während sie das Grabtuch untersuchen ... Aber, was soll's, gehen wir hin. Ich werde den Anzug bügeln lassen. Und was hast du für Neuigkeiten, Giuseppe?«

»Der hiesige Chef hat keine Männer für die Verfolgung frei. Wir müssen Verstärkung aus Rom anfordern. Ich habe auch schon mit Europol gesprochen, wie du es wolltest. Drei Männer könnten mit uns zusammenarbeiten. Also, sprich mit Rom.«

»Es missfällt mir, wenn sie irgendwelche Polizisten aus Rom schicken. Ich möchte das lieber mit dem eigenen Team durchziehen. Wie viele Leute könnten kommen?«

»Das Dezernat erstickt in Arbeit. Da sitzt niemand untätig

rum«, antwortete Giuseppe. »Vielleicht lässt irgendjemand seinen Fall sausen, wenn er kann. Dann kannst du ihn im gegebenen Moment hierher beordern.«

»Ja, das wäre mir lieber. Ich fühle mich mit unseren eigenen Leuten wohler. Wir werden uns hier auf die Unterstützung der Carabinieri verlassen. Was natürlich heißt, dass wir alle Polizist spielen müssen.«

»Ich dachte, das wären wir auch«, sagte Giuseppe sarkastisch.

»Na, du und ich schon, Sofia nicht und Antonino und Minerva auch nicht.«

»Du hast doch nicht vor, sie den Stummen verfolgen zu lassen?«

»Hier wird jeder alles machen, klar?«

»Klar, Chef, klar. Wenn es dir nichts ausmacht, werde ich mit einem Freund von den Carabinieri essen gehen, ein prima Kerl, der mit uns zusammenarbeiten will. Er wird in einer halben Stunde hier sein. Vielleicht könnten wir etwas zusammen trinken, bevor wir losziehen.«

»Von mir aus, einverstanden«, sagte Sofia.

»Okay«, antwortete Marco, »ich dusche, und dann komme ich herunter. Und was hast du später vor, Dottoressa?«

»Nichts, wenn du willst, können wir zusammen essen gehen.«

»Ich lade dich ein, mal sehen, ob das meine Laune verbessert.«

»Nein, ich lade dich ein.«

»Einverstanden.«

Sofia hatte nichts Passendes für einen Empfang dabei, und so suchte sie in der Nähe der Via Roma ein Armani-Geschäft und kaufte dort ein Kostüm und eine Krawatte für Marco.

Armani gefiel ihr wegen der Schlichtheit, wegen des informellen Touchs seiner Kostüme.

»Du wirst die Schönste sein«, versicherte ihr Giuseppe.

»Keine Frage«, bestätigte Marco.

»Ich werde mit euch beiden einen Fan-Club aufmachen«, sagte Sofia lachend.

Pater Yves empfing sie an der Tür. Er trug kein Priester-gewand, nicht einmal einen Kragen, sondern einen dunkelblauen Anzug und genau die gleiche Armani-Krawatte, die Sofia Marco geschenkt hatte.

»Dottoressa ... Signor Valoni ... Treten Sie ein, Hochwürden wird sich freuen, Sie zu sehen.«

Marco sah irritiert auf Pater Yves' Krawatte, und dieser lächel-te.

»Sie haben einen guten Geschmack bei Krawatten, Signor Valoni.«

»Nun, eigentlich die Dottoressa, denn sie hat sie mir ge-schenkt.«

»Das dachte ich mir!«, rief Pater Yves lachend aus.

Sie gingen auf den Kardinal zu, und dieser stellte ihnen Monsignore Aubry vor, einen großen, dünnen, eleganten Fran-zosen mit gutmütigem Gesicht. Er war um die fünfzig, und man sah ihm an, dass er ein erfahrener Diplomat war. Er interessierte sich sofort für den Verlauf der Ermittlungen über das Grabtuch.

Sie sprachen wenige Minuten mit ihm, da merkten sie, dass alle Blicke zur Eingangstür gingen.

Hochwürden Kardinal Visier und Umberto D'Alaqua waren gekommen. Der Kardinal von Turin und Monsignore Aubry entschuldigten sich und begrüßten die Neuankömmlinge.

Sofias Herz schlug schneller. Sie hatte nicht im Traum daran gedacht, D'Alaqua wieder zu treffen, vor allem nicht hier. Ob er sie wieder kühl und höflich übergehen würde?

»Dottoressa, du bist ja ganz rot im Gesicht.«

»Ich? Nun, ich bin gerade etwas überrascht.«

»Es war doch mehr als wahrscheinlich, dass D'Alaqua hier auftauchen würde.«

»Ich hatte es nicht erwartet.«

»Er ist einer der Wohltäter der Kirche, ein Mann des Vertrauens. Ein Teil der Finanzen des Vatikan geht diskret durch seine Hände. Außerdem bezahlt er, laut Minerva, dieses wissenschaftliche Komitee.«

»Ja, du hast Recht, aber ich habe einfach nicht daran gedacht, dass er mir hier über den Weg laufen würde.«

»Ganz ruhig, du siehst toll aus, und wenn D'Alaqua auf Frauen steht, dann muss er bei dir kapitulieren.«

»Du weißt, dass es in seinem Leben keine Frau gegeben hat. Das ist schon merkwürdig.«

»Nun, er hat eben auf dich gewartet.«

Sie sprachen nicht weiter, weil Pater Yves mit dem Bürgermeister und zwei älteren Herren auf sie zukam.

»Ich möchte Ihnen Dottoressa Galloni und Signor Valoni vorstellen, den Leiter des Dezernats für Kunstdelikte. Der Bürgermeister, Dottor Bolard und Dottor Castiglia ...«

Ein lebhaftes Gespräch über das Grabtuch begann, an dem Sofia sich kaum beteiligte.

Sie erschrak, als plötzlich Umberto D'Alaqua in Begleitung von Kardinal Visier vor ihr stand. Nach der üblichen Begrüßungszeremonie hakte D'Alaqua sich bei ihr ein und zog sie zu aller Erstaunen von der Gruppe weg.

»Wie laufen die Ermittlungen?«

»Ich kann nicht behaupten, dass wir weit gekommen sind. Es ist eine Frage der Zeit.«

»Ich hatte nicht erwartet, Sie heute hier zu treffen.«

»Der Kardinal hat uns eingeladen. Er wusste, dass wir das wissenschaftliche Komitee kennen lernen wollten, und ich hoffe, wir werden die Mitglieder noch sehen, bevor sie wieder abreisen ...«

»Dann sind Sie also wegen dieses Empfangs nach Turin gekommen ...«

»Nein, nicht ganz.«

»Ich freue mich jedenfalls, Sie zu sehen. Wie lange werden Sie noch bleiben?«

»Ein paar Tage, vielleicht vier oder fünf, vielleicht aber auch länger.«

»Sofia!«

Eine schrille Stimme unterbrach den intimen Augenblick mit D'Alaqua. Sofia musste lachen, als sie feststellte, dass sie ihrem früherer Professor für mittelalterliche Kunst gehörte, einem Stern am akademischen Himmel Europas.

»Meine beste Schülerin! Was für eine Freude, Sie zu sehen. Was ist aus Ihnen geworden?«

»Professor Bonomi! Ich freue mich auch, Sie zu sehen.«

»Umberto, ich wusste nicht, dass du Sofia kennst, aber es wundert mich nicht, schließlich ist sie eine der besten Kunstexpertinnen von Italien. Schade, dass sie keine akademische Laufbahn einschlagen wollte. Ich habe ihr angeboten, meine Assistentin zu werden, aber all mein Bitten war vergebens.«

»Ich bitte Sie, Professor!«

»Doch, doch, ich habe nie einen so intelligenten und fähigen Studenten gehabt wie Sie, Sofia.«

»Ja«, warf D'Alaqua ein, »ich weiß, Dottoressa Galloni ist sehr kompetent.«

»Brillant, Umberto, sie hat einen wachen Geist. Verzeihen Sie meine Indiskretion, aber was tun Sie hier, Sofia?«

Sofia fühlte sich unwohl. Sie hatte keine Lust, ihrem ehemaligen Professor Erklärungen zu geben, aber ihr blieb nichts anderes übrig.

»Ich arbeite am Dezernat für Kunstdelikte und bin vorübergehend in Turin.«

»Ah! Das Dezernat für Kunstdelikte. Ich hätte nie gedacht, dass Sie als Ermittlerin enden würden.«

»Meine Arbeit ist eher wissenschaftlicher Natur, ich ermittle nicht im engeren Sinne.«

»Kommen Sie, Sofia, ich werde Ihnen einige Kollegen vorstellen, es wird Ihnen gefallen.«

D'Alaqua hielt sie am Arm fest und verhinderte, dass Professor Bonomi sie entführte.

»Verzeih, Guido, aber ich wollte Sofia gerade Hochwürden vorstellen.«

»Wenn das so ist ... Umberto, kommst du morgen zu der Aufführung von Pavarotti und zu dem Abendessen, das ich zu Ehren von Kardinal Visier gebe?«

»Ja, natürlich.«

»Warum bringst du nicht Sofia mit? Ich hätte sie gerne dabei, meine Kleine, sofern sie nichts anderes vorhat.«

»Also ich ...«

»Es wäre mir eine Freude, die Dottoressa zu begleiten, wenn sie wirklich nichts anderes vorhat. Und jetzt entschuldige uns bitte, der Kardinal wartet ... Wir sehen uns.«

D'Alaqua ging mit Sofia zu der Gruppe um Kardinal Visier. Er schaute sie neugierig an, als würde er sie taxieren. Er war freundlich, aber kalt wie eine Hundeschnauze. Er schien eine enge Beziehung zu D'Alaqua zu haben, sie gingen familiär miteinander um, als würde ein subtiler Faden sie verbinden.

Eine Weile sprachen sie über Kunst, dann über Politik und zum Schluss über das Grabtuch.

Marco beobachtete, wie Sofia sich ganz natürlich in das erlesene Grüppchen integrierte. Sogar der steife Kardinal lachte über ihre Kommentare und hörte sich interessiert ihre Ansichten an.

Er dachte, Sofia war nicht nur intelligent, sie war auch bildhübsch und niemand konnte sich ihrem Charme entziehen, auch der kultivierte Kardinal nicht.

Es war neun vorbei, als die ersten Gäste sich verabschiedeten. D'Alaqua ging in Begleitung von Aubry, den beiden Kardinälen, Dottor Bolard und zwei anderen Wissenschaftlern. Bevor er ging, hielt er Ausschau nach Sofia, die sich gerade mit Marco und ihrem ehemaligen Professor unterhielt.

»Gute Nacht, Dottoressa, Guido, Signor Valoni ...«

»Wo isst du zu Abend, Umberto?«, fragte Guido Bonomi.

»Im Haus von Hochwürden, dem Kardinal von Turin.«

»Gut, dann hoffe ich, dich morgen in Begleitung der Dottoressa zu sehen.«

Sofia spürte, wie ihr die Röte ins Gesicht stieg.

»Natürlich. Ich werde Sie anrufen, Dottoressa Galloni. Bis morgen.«

Sofia und Marco verabschiedeten sich von dem Kardinal und Pater Yves.

»Hat es Ihnen gefallen?«, fragte der Kardinal.

»Ja, vielen Dank, Hochwürden«, antwortete Marco.

»Haben Sie ein Treffen mit unserem wissenschaftlichen Komitee vereinbart?«

»Ja, Dottor Bolard wird uns morgen empfangen«, antwortete Marco.

»Yves, warum laden Sie Signor Valoni und die Dottoressa nicht zum Abendessen ein?«

»Gern. Warten Sie eine Sekunde, ich reserviere in der *Vecchia Lanterna*. Ist Ihnen das recht?«

»Machen Sie sich keine Umstände, Pater ...«

»Das macht überhaupt keine Umstände, Signor Valoni, es sei denn, Sie wollen wegen der Krawatte nicht mit mir essen ...«

Kurz nach zwölf setzte Pater Yves sie am Eingang vom Hotel ab. Der Abend war ausgesprochen angenehm gewesen. Sie hatten gelacht, über Gott und die Welt geplaudert und hervorragend gegessen, wie zu erwarten, denn die *Vecchia Lanterna* gehörte zu den besten und teuersten Lokalen Turins.

»Das gesellschaftliche Leben macht mich fertig!«, stöhnte Marco auf dem Weg zur Bar, wo er mit Sofia noch einmal die Einzelheiten des Abends durchgehen wollte.

»Aber wir haben uns doch gut amüsiert.«

»Du bist eine Prinzessin, und du warst in deinem Milieu. Ich bin Polizist und war zum Arbeiten da.«

»Marco, du bist mehr als ein Polizist. Ich darf dich daran erinnern, dass du einen Abschluss in Geschichte hast. Außerdem hast du uns allen mehr über Kunst beigebracht, als wir an der Universität je hätten lernen können.«

»Jetzt übertreib mal nicht. Der alte Bonomi bewundert dich.«

»Er war ein großer Professor und eine Primadonna in der Kunstwelt. Zu mir war er immer nett.«

»Ich glaube, er war insgeheim in dich verliebt.«

»Was redest du da? Du musst wissen, ich war eine ehrgeizige Studentin. Ich habe fast alle Fächer mit Auszeichnung bestanden, eine richtige Streberin eben.«

»Und was hast du von D'Alaqua zu berichten?«

»Ach, ich weiß nicht, was ich sagen soll. Pater Yves hat Ähnlichkeit mit ihm: Sie sind beide intelligent, korrekt, liebenswürdig, attraktiv und unzugänglich.«

»Ich hatte nicht den Eindruck, dass D'Alaqua unzugänglich war, außerdem ist er kein Priester.«

»Nein, ist er nicht, aber etwas an ihm lässt ihn so wirken, als wäre er nicht von dieser Welt, als würde er über uns allen schweben ... Keine Ahnung, es ist so ein komisches Gefühl, ich kann es dir nicht erklären.«

»Er war doch ganz angetan von dir.«

»Nicht mehr als von anderen. Ich würde ja gerne sagen, dass er sich für mich interessiert, aber es stimmt nicht, Marco, da mache ich mir nichts vor. Ich bin erwachsen, und ich weiß, wann ich einem Mann gefalle.«

»Was hat er zu dir gesagt?«

»In der kurzen Zeit, in der wir allein waren, hat er mich nach dem Stand der Ermittlungen gefragt. Ich habe nur gesagt, dass du das wissenschaftliche Komitee kennen lernen wolltest, alles andere habe ich für mich behalten.«

»Welchen Eindruck hattest du von Bolard?«

»Er ist komisch, derselbe Typ Mann wie D'Alaqua und Pater Yves. Jetzt wissen wir, dass sie sich kennen, aber das war ja zu erwarten.«

»Weißt du was? Mir kommen sie auch eigenartig vor. Ich könnte nicht sagen, woran es liegt, aber sie sind merkwürdig. Sie haben etwas Einnehmendes, vielleicht ihre physische Präsenz, ihre Eleganz, die Selbstsicherheit, die sie ausstrahlen. Sie sind es gewohnt, Befehle zu geben und dass andere ihnen gehorchen. Unser redseliger Professor Bonomi hat mir erzählt, dass Bolard sich nur für die Wissenschaft interessiert und deswegen Junggeselle geblieben ist.«

»Es wundert mich, dass er sich so für das Grabtuch aufopfert, obwohl er weiß, dass der C-14-Test es auf das Mittelalter datiert hat.«

»Ja, mich auch. Mal sehen, was bei dem Treffen mit ihm morgen herauskommt. Ich will, dass du auch dabei bist. Ah, und erklär mir, was es mit dem Essen bei Bonomi auf sich hat.«

»Er hat D'Alaqua förmlich bedrängt, mich in die Oper und danach zum Abendessen bei ihm zu Hause mitzunehmen. D'Alaqua ist nichts anderes übrig geblieben, als ja zu sagen, aber ich weiß nicht, ob ich hingehen soll.«

»Aber klar, und halt die Ohren auf. Du bist in einer dienstlichen Mission dort. All diese so geachteten, mächtigen Männer haben ihre Leichen im Keller, und vielleicht weiß einer von ihnen etwas über die Vorfälle in der Kathedrale.«

»Marco, bitte! Es ist doch absurd zu glauben, einer dieser Männer hätte mit den Bränden oder den Stummen zu tun ...«

»Nein, es ist nicht absurd. Jetzt spricht der Polizist zu dir: Ich traue den großen Tieren nicht. Um da oben hinzukommen, haben sie auf viel Scheiße und den Köpfen anderer herumtreten müssen. Jedes Mal, wenn wir eine Diebesbande ausheben, die Kunstschatze klaut, stoßen wir auf irgendeinen exzentrischen Millionär dahinter, der in seiner privaten Galerie haben will, was der Menschheit gehört. Du bist eine Märchenfee, aber das sind Haie, die alles aus dem Weg räumen, was sich ihnen entgegenstellt. Vergiss das nicht, wenn du morgen in die Oper und zu dem Abendessen bei Bonomi gehst. Ihr tadelloses Benehmen, die gelehrten Gespräche, der Luxus, mit dem sie sich umgeben, das ist alles Fassade, reine Fassade. Ich traue ihnen weniger als den Taschendieben in Trastevere, hör auf mich.«

»Ich muss mir noch ein Kostüm kaufen ...«

»Wenn wir zurück sind, werde ich den Vorschlag machen, dass du eine Zulage kriegst für all die Ausgaben, die du durch diese Ermittlung hast. Aber versuche, nicht wieder zu Armani zu

gehen, sonst ist der Lohn für diesen Monat schon aufgebraucht.«

»Ich versuche es, aber ich kann es nicht versprechen.«

Die Braut nahm gerührt die Glückwünsche ihrer zahlreichen Verwandten entgegen. Der Saal platzte aus allen Nähten. Das war die perfekte Tarnung, dachte Addaio.

Die Hochzeit von Bakkalbasi Nichtte hatte es ihm ermöglicht, sich mit der Mehrzahl der Mitglieder der Gemeinschaft in Berlin zu treffen.

Er war mit Bakkalbasi zusammen gereist, einem der acht geheimen Bischöfe der Gemeinschaft, offiziell ein wohlhabender Händler aus Urfa.

Mit den sieben Führern der Gemeinschaft in Deutschland und den sieben aus Italien zog er sich in eine stille Ecke im Salon zurück, wo sie sich erst mal lange Zigarren anzündeten. Einer von Bakkalbasi Neffen war als Wachtposten eingesetzt, damit sie nicht gestört wurden.

Geduldig hörte er sich die Berichte der Männer aus dem Leben der Gemeinschaft in diesen fernen Landen an.

»Nächsten Monat kommt Mendibj frei. Der Gefängnisdirektor hat öfters mit dem Direktor des Dezernats für Kunstdelikte telefoniert. Kürzlich hat sich eine Sozialarbeiterin beim Gefängnisdirektor beschwert. Sie hat gesagt, sie finde es menschenunwürdig so ein Theater vor einem Gefangenen abzuziehen, sie habe schon vor einer Weile vorgeschlagen, Mendibj in ein spezielles Therapiezentrum zu schicken, sie sei überzeugt, dass er sie nicht verstehe. Und dass sie empfehlen solle, ihn freizulassen, um seine Reaktion zu testen, finde sie unmöglich. Sie machte klar, dass sie so etwas nie mehr tun werde.«

»Wer ist deine Kontaktperson im Gefängnis?«, fragte Addaio den Mann, der eben gesprochen hatte.

»Meine Schwägerin. Sie ist Putzfrau, und sie putzt schon seit vielen Jahren die Räume der Verwaltung und einige Bereiche des Gefängnisses. Sie sagt, sie hätten sich an ihre Anwesenheit gewöhnt, sie würden ihr keine Aufmerksamkeit schenken. Wenn der Gefängnisdirektor morgens kommt, macht er ihr ein Zeichen weiterzumachen, selbst wenn er gerade telefoniert oder mit einem Beamten spricht. Sie vertrauen ihr. Außerdem ist sie schon älter, und niemand verdächtigt eine grauhaarige Frau mit Eimer und Scheuerlappen.«

»Können wir in Erfahrung bringen, wann genau sie ihn freilassen?«

»Ja, können wir«, antwortete der Mann.

»Wie?«, fragte Addaio.

»Die Freilassungsanordnung wird per Fax an den Direktor geschickt werden, er wird sie morgens vorfinden. Meine Schwägerin kommt vor ihm, und sie weiß, dass sie ein Auge auf die Faxeinsendungen haben und mich anrufen soll, wenn der Bescheid über die vorläufige Entlassung Mendibjs dabei ist. Ich habe ihr extra ein Handy gekauft.«

»Wen haben wir noch im Gefängnis?«

»Zwei wegen Mordes verurteilte Brüder. Einer von beiden hat als Chauffeur eines hohen Tieres der Regionalregierung von Turin gearbeitet. Der andere hatte ein Gemüsegeschäft. Eines Nachts haben sie mit ein paar Typen Streit angefangen, die ihre Freundinnen angemacht haben. Sie waren schneller, und einer ist durch einen Messerstich ums Leben gekommen. Es sind gute Kerle und uns treu ergeben.«

»Möge Gott ihnen verzeihen. Gehören sie unserer Gemeinschaft an?«

»Nein, aber ein Verwandter. Ich habe mit ihnen gesprochen und sie gefragt, ob sie ... nun, ob sie ...«

Der Mann fühlte sich unter Addaios strengem Blick sichtlich unwohl.

»Was haben sie gesagt?«

»Es ist eine Frage des Geldes. Wenn wir ihren Familien eine Million Euro geben, tun sie's.«

»Wie bekommen sie das Zeichen?«

»Ein Angehöriger wird sie besuchen und ihnen Bescheid geben, dass wir das Geld ausgehändigt haben und dass sie ... nun ja ... also was du befohlen hast.«

»Morgen hast du das Geld. Aber wir sollten auch darauf vorbereitet sein, dass Mendibj lebend aus dem Gefängnis herauskommt.«

Ein junger Mann mit einem dichten Schnauzer ergriff das Wort. »Hirte, wenn es so kommen sollte, wird er versuchen, über die üblichen Kanäle mit uns Kontakt aufzunehmen.«

»Erklär mir, wie das abläuft.«

»Er wird um neun Uhr morgens zum Carrara Park kommen und auf der Seite zum Corso Appio Claudio spazieren gehen. Jeden Tag geht da um diese Zeit mein Cousin Arslan vorbei, wenn er seine Töchter in die Schule bringt. Seit Jahren kommen Mitglieder der Gemeinschaft, die in Not sind, dorthin, natürlich nicht, ohne sich zu vergewissern, dass sie nicht verfolgt werden, und wenn sie Arslan vorbeigehen sehen, werfen sie einen Zettel auf den Boden, auf dem steht, wo man sich ein paar Stunden später treffen kann. Wenn die Teams, die du nach Turin schickst, ankommen, geben wir ihnen entsprechend Befehl.

Arslan nimmt Kontakt mit mir auf, er sagt mir, wo das Treffen stattfindet, und wir stellen ein paar Leute ab, um sicherzugehen, dass niemand unseren Männern folgt, und falls ja, halten wir uns zurück, versuchen aber, ihnen zu folgen und Kontakt zu ihnen aufzunehmen. Wenn das nicht möglich ist, weiß der Bruder, dass etwas nicht stimmt, und versucht, ein neues Treffen zu

vereinbaren. Diesmal geht er in ein Obstgeschäft in der Via della Accademia Albertina und kauft Äpfel, und beim Bezahlen übergibt er einen Zettel mit dem nächsten Treffpunkt. Der Ladenbesitzer ist ein Mitglied unserer Gemeinschaft und nimmt mit uns Kontakt auf. Das dritte Treffen ...«

»Ich hoffe, dass kein drittes Treffen nötig ist. Wenn Mendibj lebend aus dem Gefängnis kommt, sollte er das erste Treffen nicht überleben. Verstanden? Es ist sehr gefährlich für uns. Die Carabinieri werden Mendibj folgen, erfahrene Leute. Man muss Leute finden, die in der Lage sind, das Nötige zu tun und zu verschwinden, ohne gefasst zu werden. Es wird nicht leicht sein, aber er darf mit keinem von uns Kontakt aufnehmen, ist das klar?«

Die Männer stimmten besorgt zu. Einer, der Älteste, ergriff das Wort.

»Ich bin der Onkel von Mendibjs Vater.«

»Das tut mir Leid.«

»Ich weiß, du tust das, um uns zu schützen, aber gibt es wirklich keine Möglichkeit, ihn aus Turin herauszuholen?«

»Wie denn? Sie werden ihn mit einem ganzen Team verfolgen, jeden fotografieren, der in seine Nähe kommt, die Telefongespräche abhören und alle einzeln überprüfen. Das alles hier kann wie ein Kartenhaus einstürzen. Ich empfinde auch Schmerz, so wie du, aber ich darf nicht zulassen, dass sie bis zu uns vordringen. Wir haben zweitausend Jahre überlebt, viele unserer Vorfahren haben ihr Leben, ihre Zungen, ihre Häuser, ihre Familien geopfert. Wir dürfen sie und uns nicht verraten. Es tut mir Leid.«

»Ich verstehe das. Erlaubst du mir, es zu tun, wenn er aus dem Gefängnis kommt?«

»Dir? Du bist ein ehrenwertes altes Mitglied unserer Gemeinschaft, wie könntest du das tun, wo du sein Großonkel bist?«

»Ich bin allein. Meine Frau und meine beiden Töchter sind vor drei Jahren bei einem Autounfall ums Leben gekommen. Ich habe niemanden mehr hier. Ich wollte nach Urfa zurückkehren, um meine letzten Tage mit denen zu verbringen, die von meiner Familie noch übrig sind. Ich werde bald achtzig, ich habe alles erlebt, was Gott mir vergönnt hat, und er wird mir verzeihen, wenn ich erst Mendibj und dann mich selbst töte. Das ist das Vernünftigste.«

»Du willst dich umbringen?«

»Ja, Hirte, das werde ich tun. Wenn Mendibj in den Carrara-Park kommt, werde ich dort auf ihn warten. Ich werde auf ihn zugehen, er wird sich nichts dabei denken, ich bin schließlich ein Verwandter. Ich werde ihn umarmen und ihm einen tödlichen Stich mit dem Messer versetzen. Und dann werde ich dasselbe Messer in mein Herz stoßen.«

Die anderen schwiegen betroffen.

»Ich weiß nicht, ob das eine gute Idee ist«, antwortete Addaio.

»Sie werden eine Autopsie machen und feststellen, wer du bist.«

»Nein, das werden sie nicht können. Ihr werdet mir die Zähne herausreißen und meine Fingerspitzen verätzen. Ich werde für die Polizei ein Mann ohne Identität sein.«

»Wirst du das über dich bringen?«

»Ich bin des Lebens müde. Lasst mich dies als letzten, schmerzlichsten Dienst für die Gemeinschaft tun. Wird Gott mir verzeihen?«

»Gott weiß, warum wir das tun.«

»Gut, wenn Mendibj aus dem Gefängnis kommt, lass mich rufen, und bereite mich auf den Tod vor.«

»Das werde ich tun. Aber wenn du uns reinlegst, wird deine Familie in Urfa leiden.«

»Beleidige meine Würde und meinen Namen nicht. Vergiss nicht, wer ich bin und wer meine Vorfahren waren.«

Addaio senkte den Kopf als Zeichen der Zustimmung und fragte dann nach Turgut.

Es antwortete ihm ein kleiner gedrungener Mann, der aussah wie ein Hafenarbeiter, dabei war er Aufseher im Ägyptischen Museum.

»Francesco Turgut ist eingeschüchtert. Die vom Dezernat für Kunstdelikte haben ihn ein paarmal befragt, und er hat das Gefühl, ein gewisser Pater Yves, der Sekretär des Kardinals, würde ihn misstrauisch anschauen.«

»Was wissen wir über diesen Priester?«

»Er ist Franzose, er hat Einfluss im Vatikan, und in Kürze wird er zum Assistenten des Bischofs von Turin ernannt.«

»Kann er einer von IHNEN sein?«

»Ja, das ist möglich. Alles deutet darauf hin. Er ist kein normaler Priester. Er kommt aus einer Aristokratenfamilie, spricht mehrere Sprachen, hat eine exzellente akademische Ausbildung, er ist sportlich, und er lebt keusch ... absolut keusch. Du weißt, dass SIE diese Regel nie übertreten. Er wird von Kardinal Visier und Monsignor Aubry protegiert.«

»Von denen wissen wir ja, dass sie zu IHNEN gehören.«

»Ja, kein Zweifel. Sie waren intelligent und haben den Vatikan unterwandert, die höchsten Ämter in der Kurie erobert. Es würde mich nicht wundern, wenn einer von ihnen irgendwann Papst würde. Das wäre in der Tat Ironie des Schicksals.«

»Turgut hat einen Neffen in Urfa, Ismet, ein guter Junge. Ich werde ihm sagen, er soll zu seinem Onkel ziehen.«

»Der Kardinal ist gutmütig, er wird bestimmt erlauben, dass Francesco seinen Neffen aufnimmt.«

»Ismet ist schlau, sein Vater hat mich gebeten, mich seiner anzunehmen. Ich werde ihn mit der Mission betrauen, mit Tur-

gut zu leben und sich darauf vorzubereiten, ihn zu entlasten, wenn der Moment gekommen ist. Er muss eine Italienerin heiraten, dann kann er seinen Onkel als Hausmeister ablösen. Außerdem hat er dann diesen Pater im Auge und kann herausfinden, ob er zu IHNEN gehört.«

»Bestimmt, da habe ich keinen Zweifel.«

»Ismet wird es uns bestätigen. Ist unser Tunnel immer noch geschützt?«

»Ja. Vor zwei Tagen hat der Direktor des Dezernats für Kunstdelikte mit Soldaten die Tunnel besucht. Als er herauskam, sprach sein frustriertes Gesicht für sich. Nein, sie haben den Tunnel nicht entdeckt.«

Die Männer unterhielten sich weiter und tranken Raki bis spät in die Nacht, als das Brautpaar sich von seinen Familien verabschiedete. Addaio hatte den Raki nicht angerührt. Er verließ mit Bakkalbasi und drei weiteren Männern das Lokal und machte sich auf den Weg zum Haus eines Mitglieds der Gemeinschaft.

Er hatte vor, am nächsten Tag nach Turin weiterzureisen. Zumindest hatte er das den anderen gesagt, aber vielleicht würde er auch nach Urfa zurückkehren. Alle wussten, was sie zu tun hatten, er hatte genaue Anweisungen gegeben. Mendibj musste sterben, um die Gemeinschaft zu schützen.

Er verbrachte den Rest der Nacht mit Beten, er suchte Gott, aber er wusste, dass dieser ihm nicht zuhörte, er hatte nie seine Nähe gespürt, er hatte ihm nie ein Zeichen gegeben, und er, was war er doch für eine arme Seele, zerstörte sein Leben und das vieler anderer in Seinem Namen. Und wenn Gott gar nicht existierte? Wenn alles eine Lüge war? Manchmal hatte er sich vom Teufel in Versuchung führen lassen und gedacht, dass ihre Gemeinschaft auf einem Mythos gründete, dass nichts von dem, was man ihnen von klein auf erzählt hatte, wahr war.

Aber es gab kein Zurück. Sein Leben war vorbestimmt, sein einziges Ziel war es, ihnen das Grabtuch Christi wieder zu entreißen. Er wusste, dass SIE erneut versuchen würden, ihn daran zu hindern, das taten sie seit Jahrhunderten, seit sie das heilige Tuch gestohlen hatten, aber eines Tages würden sie es zurückholen, er, Addaio, würde es zurückholen.

Sofia konnte ihre Überraschung nicht verbergen, als sie D’Alaquas Loge betrat. Er hatte einen Wagen zu ihrem Hotel geschickt, um sie in die Oper bringen zu lassen, und am Eingang hatte der Assistent des Theaterleiters gewartet, um sie zu der Loge zu bringen.

In der Loge befanden sich Kardinal Visier, Doktor Bolard und drei weitere Männer, die sie sofort erkannte: ein Mitglied der Familie Agnelli mit seiner Frau, zwei Banker und Bürgermeister Torriani nebst Gattin.

D’Alaqua erhob sich und begrüßte sie herzlich mit einem Händedruck. Kardinal Visier begrüßte sie mit einem angedeuteten Lächeln.

D’Alaqua wies Sofia den Platz neben dem Bürgermeister, seiner Frau und Doktor Bolard zu. Er selbst saß neben dem Kardinal.

Sie spürte, dass sie die Blicke der Männer auf sich zog, abgesehen vom Kardinal, Bolard und D’Alaqua. Sie wusste, dass sie an diesem Abend besonders attraktiv aussah.

Sie war nachmittags zum Friseur gegangen und danach noch einmal zu Armani. Diesmal hatte sie einen eleganten roten Hosenanzug gekauft, eine Farbe, die man bei dem Designer eher selten findet, ein richtiger Eyecatcher. Sie sah verführerisch darin aus, hatten ihr Marco und Giuseppe versichert.

Die Jacke hatte einen tiefen Ausschnitt, und der Bürgermeister konnte seinen Blick nicht davon abwenden.

Marco hatte sich gewundert, dass D’Alaqua nicht persönlich gekommen war, um sie abzuholen, sondern stattdessen einen Wagen geschickt hatte. Sofia verstand, was ihr D’Alaqua damit

sagen wollte: Er hatte kein persönliches Interesse an ihr, sie war nur ein weiterer Gast.

Dieser Mann baute eine Barriere zwischen ihnen auf, subtil zwar, aber eindeutig.

In der Pause gingen sie in den privaten Salon von D'Alaqua und dort wurden ihnen Champagner und Kanapees kredenzt, von denen Sofia keines nahm, damit der Lippenstift nicht verschmierte.

»Gefällt Ihnen die Oper, Dottoressa?«

Der Kardinal musterte sie, während er die Frage stellte.

»Ja, Hochwürden. Pavarotti ist in Topform heute Abend.«

»In der Tat, auch wenn La Bohème nicht seine beste Oper ist.«

Guido Bonomi kam in den Salon und begrüßte flüchtig die Anwesenden.

»Sofia, Sie sehen toll aus! Ihre Schönheit überrascht mich immer wieder, auch wenn ich Sie erst am Tag zuvor gesehen habe. Das ging mir schon so, als sie noch meine Studentin waren. Da gibt es eine ganze Reihe ungeduldiger Verehrer, die sie kennen lernen wollen. Und ein paar eifersüchtige Ehefrauen – die Operngläser ihrer Männer waren die meiste Zeit mehr auf Sie gerichtet als auf Pavarotti. Sie gehören zu diesen Frauen, die andere nervös machen.«

Sofia wurde rot. Bonomis Schmeicheleien erschienen ihr fehl am Platz. Er behandelte sie frivol, und das ärgerte sie. Sie sah ihn wütend an, und Bonomi verstand die Botschaft ihrer grünen Augen.

»Schön, ich erwarte Sie zum Essen. Hochwürden, Dottoressa, Bürgermeister ...«

D'Alaqua hatte Sofias Verärgerung bemerkt und kam auf sie zu.

»Guido ist so, er war immer schon so. Ein hervorragender Mann, eine Koryphäe, was das Mittelalter angeht, aber mit

einer, sagen wir, etwas überschwänglichen Art. Seien Sie nicht böse.«

»Ich bin nicht böse auf ihn, sondern auf mich. Ich frage mich, was ich hier zu suchen habe, das ist nicht mein Platz. Wenn es Ihnen nichts ausmacht, würde ich nach der Aufführung gern ins Hotel zurückfahren.«

»Nein, gehen Sie nicht. Bleiben Sie, verzeihen Sie Ihrem ehemaligen Professor, dass er nicht die richtigen Worte findet, um seine Bewunderung zu zeigen.«

»Bedaure, aber ich würde lieber gehen. Es macht keinen Sinn zu einem Abendessen bei Bonomi zu gehen. Ich war seine Schülerin, nichts weiter. Ich hätte mich auch nicht von Bonomi dazu hinreißen lassen sollen, in die Oper zu kommen, einen Platz in Ihrer Loge einzunehmen, unter Ihren Gästen, Ihren Freunden, kurzum mich aufzudrängen. Ich bin hier fehl am Platz, und ich bedaure, Ihnen so viele Umstände gemacht zu haben.«

»Ich versichere Ihnen, Sie haben mir keine Umstände gemacht.«

Die Glocke kündigte den Beginn des zweiten Teiles an, und sie gingen in die Loge zurück.

Sofia bemerkte, dass D'Alaqua sie diskret beobachtete. Am liebsten wäre sie davongelaufen, aber das würde sie nicht tun, sie wollte sich nicht wie ein kleines Mädchen benehmen. Sie würde bis zum Ende durchhalten, sich verabschieden und D'Alaqua nie mehr über den Weg laufen. Dieser Mann hatte nichts mit dem Grabtuch zu tun, und sosehr Marco diesen mächtigen Männern auch misstraute, sie glaubte nicht, dass sie hinter den Vorfällen steckten, das war albern, und das würde sie Marco auch sagen.

Als die Aufführung beendet war, gab es stehende Ovationen für Pavarotti. Sofia nutzte den Moment, um sich von D'Alaquas Gästen zu verabschieden. Zuletzt vom Kardinal.

»Gute Nacht, Hochwürden.«

»Sie gehen schon?«

»Ja.«

Visier schaute überrascht zu D'Alaqua. Dieser unterhielt sich mit Bolard über das Stimmregister der Sopranistin und die Perfektion der Arien von Pavarotti.

»Dottoressa, ich hätte Sie gern bei dem Essen dabei«, sagte der Kardinal.

»Hochwürden, Sie werden besser als jeder andere mein Unbehagen verstehen. Ich möchte gehen. Ich will niemandem zur Last fallen.«

»Nun ja, wenn ich Sie nicht überzeugen kann ... Ich hoffe, ich sehe Sie wieder. Ihre Bewertung der modernen archäologischen Methoden fand ich sehr aufschlussreich. Ich habe selbst Archäologie studiert, bevor ich mich ganz der Kirche widmete.«

D'Alaqua unterbrach sie.

»Die Wagen warten ...«

»Die Dottoressa wird uns nicht begleiten«, sagte Visier.

»Das ist schade. Ich würde mich freuen, wenn Sie mit uns kämen, aber wenn Sie lieber in Ihr Hotel zurück möchten, wird Sie derselbe Wagen fahren, der Sie hergebracht hat.«

»Danke, ich gehe lieber zu Fuß, das Hotel ist ja nicht weit.«

»Verzeihen Sie, Dottoressa«, unterbrach sie der Kardinal, »aber es scheint mir sehr leichtfertig, dass Sie allein gehen wollen. Turin ist keine ganz ungefährliche Stadt, ich wäre beruhigter, wenn Sie sich fahren ließen.«

Sofia wollte nicht halsstarrig oder hochmütig erscheinen.

»Einverstanden, ich danke Ihnen.«

»Sie brauchen mir nicht zu danken. Sie sind eine beeindruckende, selbstständige Person, geben Sie auf sich Acht. Ich

glaube, Ihre Schönheit war heute Abend für Sie eher ein Hindernis als ein Vorteil, Sie haben kein Kapital daraus gezogen.«

Die Worte des Kardinals trösteten Sofia. D'Alaqua begleitete sie bis zum Wagen.

»Dottoressa, ich freue mich, dass Sie gekommen sind.«

»Danke.«

»Werden Sie noch ein paar Tage in Turin bleiben?«

»Ja, es ist gut möglich, dass ich noch zwei Wochen bleibe.«

»Ich werde Sie anrufen, und wenn Sie Zeit haben, würde ich gerne mit Ihnen essen gehen.«

Sofia wusste nicht, was sie sagen sollte, und hauchte ein leises »Ja«, während D'Alaqua die Tür zuschlug und den Chauffeur anwies, sie zurück ins Hotel zu fahren.

Kardinal Visier nahm Guido Bonomi ins Gebet.

»Professor Bonomi, Sie haben sich der Dottoressa und uns gegenüber respektlos verhalten. Ihr Engagement für die Kirche in allen Ehren, wir sind Ihnen sehr dankbar für Ihren Einsatz für unsere Kunstschatze, aber das gibt Ihnen noch lange nicht das Recht, sich wie ein Bauernflegel zu benehmen.«

D'Alaqua sah ihn erstaunt an.

»Paul, ich hätte nicht gedacht, dass die Dottoressa dich so beeindruckt hat.«

»Ich fand Bonomis Verhalten entwürdigend, er hat sich benommen wie ein Grobian und die Dottoressa verärgert. Manchmal frage ich mich, warum Bonomis künstlerisches Talent sich nicht auch in anderen Lebensbereichen äußert. Sofia Galloni ist eine integre, intelligente, gebildete Person, eine Frau, in die ich mich verlieben würde, wenn ich nicht Kardinal wäre, wenn ... ich nicht wäre, was ich bin.«

»Ich bin überrascht von deiner Aufrichtigkeit.«

»Ach, Umberto, du weißt wie ich, dass das Zölibat eine ebenso harte wie notwendige Entscheidung ist. Gott weiß, dass ich mich immer an das Gelübde gehalten habe, aber das heißt, nicht, dass ich eine intelligente, schöne Frau nicht zu schätzen wüsste. Ich wäre ein Heuchler, wenn ich das Gegenteil behauptete. Wir haben Augen, wir sehen, und genauso wie wir eine Statue von Bernini bewundern, wie uns die Marmorarbeiten von Phidias oder die Härte des Steins eines etruskischen Grabes bewegen, können wir den Wert eines Menschen schätzen. Warum sollen wir unsere Intelligenz beleidigen, indem wir so tun, als ob wir die Schönheit und den Wert der Dottoressa Galloni nicht sähen. Ich hoffe, du wirst etwas tun, um sie aufzuheitern.«

»Ja, ich werde sie anrufen, um sie zum Mittagessen einzuladen. Mehr kann ich nicht tun.«

»Ich weiß. Mehr können wir nicht tun.«

»Sofia ...«

Ana Jiménez ging gerade ins Hotel, als Sofia aus dem Auto stieg.

»Donnerwetter, sehen Sie gut aus! Kommen Sie von einem Fest?«

»Ich komme von einem Alptraum, und wie geht es Ihnen?«

»Es geht so, die Sache ist schwieriger, als ich dachte, aber ich gebe nicht auf.«

»Das ist gut.«

»Haben Sie schon zu Abend gegessen?«

»Nein, aber ich werde Marco auf seinem Zimmer anrufen. Wenn er noch nicht gegessen hat, sage ich ihm, er soll ins Hotelrestaurant kommen.«

»Macht es Ihnen etwas aus, wenn ich mich zu Ihnen geselle?«

»Mir nicht, bei meinem Chef weiß ich das nicht, warten Sie einen Moment, ich sage es Ihnen gleich.«

Sofia kam mit einer Botschaft in der Hand von der Rezeption.

»Er ist mit Giuseppe beim Kommandanten der Carabinieri von Turin zum Abendessen.«

»Dann essen wir eben allein. Ich lade Sie ein.«

»Nein, ich lade Sie ein.«

Sie bestellten zum Essen eine Flasche Barolo und beäugten sich ein wenig misstrauisch.

»Sofia, da ist eine ziemlich verworrene Episode in der Geschichte des Grabtuchs.«

»Nur eine? Ich würde sagen, alle. Sein Auftauchen in Edessa, sein Verschwinden in Konstantinopel ...«

»Ich habe gelesen, dass es in Edessa eine sehr tief verwurzelte Christengemeinde mit großem Einfluss gab, so groß, dass der Emir von Edessa sich den Truppen von Byzanz stellen musste, weil sie das Grabtuch nicht hergeben wollten.«

»Ja. Im Jahr 944 bemächtigten sich die Byzantiner des Mandylions. Der Kaiser von Byzanz, Romanos Lekapenos, wollte das Mandylion, wie es von den Griechen genannt wurde, haben, weil er glaubte, er könne dann auf Gottes Schutz zählen und sei unbesiegbar. Er schickte ein Heer nach Edessa und schlug dem Emir einen Pakt vor: Wenn er ihm das Grabtuch übergäbe, würde sich das Heer friedlich zurückziehen, er würde ihn großzügig entlohnen und zweihundert mohammedanische Kriegsgefangene freilassen.

Aber die christliche Gemeinde von Edessa weigerte sich, dem Emir das Mandylion auszuhändigen, und dieser beschloss, obwohl er Mohammedaner war, zu kämpfen, weil er fürchtete, das Tuch könne magische Kräfte besitzen. Die Byzantiner gewannen, und das Mandylion wurde am 16. August 944 nach Byzanz gebracht. Für die byzantinische Liturgie ein Gedenktag. In den Archiven des Vatikan befindet sich der Text der Predigt des Erzdechanten Gregorius, der das Tuch in Empfang nahm.

Der Kaiser ließ es in der Blanchernenkirche aufbewahren, wo es jeden Freitag von den Gläubigen verehrt wurde. Von dort verschwand es, bis zu seinem Wiederauftauchen in Frankreich im 14. Jahrhundert.«

»Ob es die Templer an sich genommen haben? Einige Autoren behaupten das.«

»Das ist schwer zu beantworten. Den Templern sagt man alles Mögliche nach. Man stellt sie sich als Übermenschen vor, die alles können. Kann sein, dass sie sich des Grabtuchs bemächtigt haben, vielleicht aber auch nicht. Die Kreuzritter haben Tod und Verwirrung gesät, wo sie hinkamen. Vielleicht hat Balduin von Courtenay, als er Kaiser von Konstantinopel wurde, es verpfändet – von da an war es jedenfalls weg.«

»Konnte er das denn?«

»Es ist eine von vielen Theorien. Er hatte kein Geld, um sein Reich zu unterhalten. Er ging bei den Königen und adeligen Herrschaften Europas betteln und verkaufte viele Reliquien, die die Kreuzritter aus dem Heiligen Land mitgebracht hatten, unter anderem an seinen Onkel, König Ludwig von Frankreich. Vielleicht haben die Templer, die ja damals als Bankiers fungierten und unter anderem heilige Reliquien zurückkauften, Balduin das Grabtuch abgekauft. Aber es gibt kein Dokument, das dies belegen würde.«

»Ich glaube, die Templer haben es in Besitz genommen.«

»Warum?«

»Ich weiß nicht, aber Sie haben die Möglichkeit doch selbst erwähnt. Sie haben es nach Frankreich geschafft, wo es später wieder aufgetaucht ist.«

Die beiden unterhielten sich noch eine ganze Weile, Ana spekulierte über die Templer, und Sofia trug die historischen Fakten vor.

Auf dem Weg zum Aufzug trafen sie Marco und Giuseppe.

»Was machst du denn hier?«, fragte Giuseppe.

»Ich habe mit Ana zu Abend gegessen, und wir haben uns prächtig unterhalten.«

Marco machte keinerlei Bemerkung, grüßte Ana freundlich, und bat Sofia und Giuseppe, ihn auf einen letzten Drink in die Hotelbar zu begleiten.

»Was ist passiert?«

»Bonomi hat sich danebenbenommen. Er wollte mir sagen, dass ich gut aussehe, und hat mich dabei fast beleidigt. Ich habe mich äußerst unwohl gefühlt, und als die Oper vorbei war, bin ich gegangen. Marco, ich will nicht irgendwo sein, wo ich nicht hingehöre, ich fühlte mich gedemütigt.«

»Und D'Alaqua?«

»Er hat sich wie ein Kavalier verhalten und Kardinal Visier überraschenderweise auch. Wir sollten sie in Ruhe lassen.«

»Wir werden sehen. Ich will nichts außer Acht lassen, so abstrus es auf den ersten Blick auch scheinen mag. Diesmal nicht.«

Auf dem Bettrand sitzend – der Rest war voll von Papieren, Notizen und Büchern – dachte Ana Jiménez über das Gespräch mit Sofia nach.

Wie war dieser Romanos Lekapenos wohl gewesen, der den Einwohnern von Edessa das Grabtuch geraubt hatte? Sie stellte sich ihn grausam, abergläubisch, machtgierig vor.

Die Geschichte des Grabtuchs war in der Tat nicht gerade friedlich verlaufen: Kriege, Brände, Diebstähle ... und alles nur, um in seinen Besitz zu gelangen – nur weil die Menschen glauben, dass es Dinge mit übernatürlichen Kräften gibt.

Sie war nicht katholisch, zumindest nicht richtig; sie war getauft wie fast jeder in Spanien, aber sie konnte sich nicht erin-

nern, nach der ersten Kommunion noch einmal in einer Messe gewesen zu sein.

Sie schob die Papiere beiseite, sie war müde, und wie fast immer vor dem Zubettgehen nahm sie den Gedichtband von Kavafis in die Hand und suchte abwesend nach ihrem Lieblingsgedicht:

Ideale und geliebte Stimmen derer, die gestorben sind,
oder derer,
Die für uns verloren sind wie die Toten.
Oft sprechen sie in unseren Träumen,
Oft, in Gedanken versunken, hört sie der Geist.
Und mit ihrem Echo kehren für einen Augenblick
Die Geräusche der Urdichtung unseres Lebens zurück,
Wie Musik in der Nacht, die in der Ferne verklingt.

Sie schlief ein in Gedanken an die Schlacht des byzantinischen Heeres gegen den Emir von Edessa. Sie hörte die Stimme der Soldaten, das Knistern von brennendem Holz, das Weinen der Kinder, die voller Angst an der Hand ihrer Mütter nach einem Platz suchten, um ihr Leben zu retten. Sie sah einen ehrwürdigen alten Mann, umgeben von anderen alten Männern mit ernststen Mienen, die auf Knien ein Wunder erflehten, das nicht eintrat.

Dann ging der alte Mann zu einer Vitrine, holte ein sorgfältig gefaltetes Tuch hervor und übergab es einem kräftigen Soldaten, der seine unbändige Freude darüber, dass er diesen Menschen ihre geschätzte Reliquie wegnahm, nicht verbergen konnte.

Sie hatten hart um das Mandylion der Christen gekämpft, denn Jesus war ein großer Prophet, Allah habe ihn selig.

Der General der byzantinischen Truppen machte sich eilig auf den Weg nach Konstantinopel.

Rauch verdunkelte die Hausmauern. Die byzantinischen Soldaten gingen auf Raubzug und luden ihre Beute auf Eselskarren.

Der alte Bischof von Edessa fühlte sich von Gott verlassen. Später schworen er, die Priester und die treuesten Gläubigen in der Kirche, die der Zerstörungswut standgehalten hatte, dass sie das Mandylion zurückholen würden, selbst wenn es sie das Leben kostete.

Sie, die Abkömmlinge von Ticius, dem Schreiber, von Obodas, von Izaz, von Johannes, dem Alexandriner, und vielen anderen Christen, die ihr Leben für das Mandylion geopfert hatten, würden es zurückholen, und wenn es ihnen nicht gelänge, dann würden ihre Nachkommen nicht ruhen, bis sie die Mission erfüllt hatten. Sie schworen es vor Gott und vor dem mächtigen Holzkreuz auf dem Altar, vor dem Abbild von Maria, vor der Heiligen Schrift.

Ana wachte schreiend auf. Der Alptraum war so lebendig gewesen, dass ihr die Angst tief in den Gliedern saß.

Sie trank ein Glas Wasser und öffnete das Fenster, um die kühle Morgenluft hereinzulassen.

Kavafis' Gedicht schien Wirklichkeit geworden zu sein, die Stimmen der Toten waren in ihren Traum eingefallen. Sie spürte, dass das, was sie im Traum gesehen und gehört hatte, in Wirklichkeit geschehen war. Sie war sich ganz sicher.

Nach einer Dusche fühlte sie sich besser. Sie hatte keinen Hunger, also blieb sie noch eine Weile auf dem Zimmer und suchte in den Büchern, die sie gekauft hatte, nach Informationen über Balduin von Courtenay, den bettelnden König. Da gab es nicht viel, also ging sie ins Internet, obwohl sie den Informationen dort nicht traute. Dann suchte sie Informationen über die Templer, und zu ihrer Überraschung fand sie eine Seite, die anscheinend dem Orden selbst gehörte, obwohl die Templer

angeblich gar nicht mehr existierten. Sie rief den EDV-Chef ihrer Zeitung an und erklärte ihm, was sie wissen wollte. Eine halbe Stunde später rief er zurück. Die Adresse dieser Webseite der Templer war registriert, in London, alles vollkommen legal.

Addaio betrat möglichst geräuschlos das Haus. Er war müde von der Reise. Er war direkt nach Urfa gefahren, ohne in Istanbul Station zu machen.

Guner würde überrascht sein, wenn er ihn am Morgen anträfe. Er hatte ihm nichts von seiner Rückkehr gesagt und den anderen der Gemeinschaft auch nicht.

Bakkalbasi war in Berlin geblieben. Von dort würde er nach Zürich reisen, um das Geld zu holen, mit dem sie die beiden Männer im Gefängnis für den Mord an Mendibj bezahlen würden.

Mendibj musste sterben. Er war ein guter Junge, liebenswürdig, klug, aber die Gefahr war zu groß, dass durch ihn die Gemeinschaft aufliegen könnte.

Sie hatten die Perser überlebt, die Kreuzritter, die Byzantiner, die Türken. Sie lebten seit Jahrhunderten im Untergrund und erfüllten die ihnen auferlegte Mission.

Gott müsste sie begünstigen, weil sie die wahren Christen waren, aber das tat er nicht, er sandte ihnen schreckliche Prüfungen, und jetzt musste Mendibj sterben.

Er ging langsam die Treppe hoch, in sein Schlafzimmer. Das Bett war frisch bezogen. Guner hatte ihm immer treu gedient und versucht, ihm das Leben angenehm zu machen, er hatte ihm jeden Wunsch von den Augen abgelesen.

Er war der einzige Mensch, der offen mit ihm sprach, der sich traute, ihn zu kritisieren. Wenn er es recht bedachte, hatte sein Ton manchmal sogar etwas Herausforderndes. Aber nein, Guner würde ihn nicht verraten, es war dumm von ihm gewesen, so etwas zu denken. Wenn er ihm nicht mehr traute, könnte er die Last nicht mehr tragen, die auf ihm ruhte.

Er hörte ein leises Klopfen und öffnete die Tür.

»Habe ich dich geweckt, Guner?«

»Ich kann seit Tagen nicht schlafen. Wird Mendibj sterben?«

»Du bist aufgestanden, um mich nach Mendibj zu fragen?«

»Gibt es etwas Wichtigeres als ein Menschenleben?«

»Willst du mich quälen?«

»Nein, da sei Gott vor, ich will nur an dein Gewissen appellieren. Du musst diesem Wahnsinn endlich Einhalt gebieten.«

»Geh, Guner, ich bin müde.«

Guner drehte sich um und verließ das Zimmer und Addaio ballte die Fäuste und versuchte, den aufsteigenden Zorn zu unterdrücken.

Haben Sie eine schlechte Nacht gehabt«, fragte Giuseppe Ana, die abwesend an einem Croissant kaute.

»Ach, Sie sind es! Guten Morgen. Ja, ich hatte in der Tat eine schlechte Nacht. Und die Dottoressa Galloni?«

»Sie kommt gleich runter. Haben Sie meinen Chef gesehen?«

»Nein. Ich bin gerade erst gekommen.«

Die Tische des Frühstücksraums waren alle besetzt, also setzte sich Giuseppe kurzerhand zu Ana.

»Macht es Ihnen etwas aus, wenn ich hier meinen Kaffee trinke?«

»Überhaupt nicht. Wie laufen die Ermittlungen?«

»Zäh. Und bei Ihnen?«

»Ich vertiefe mich in die Geschichte. Ich habe ein paar Bücher gelesen, Informationen im Internet gesucht, aber offen gesagt, habe ich gestern Abend mehr von Sofia erfahren, als aus all dem, was ich in den letzten Tagen gelesen habe.«

»Ja, Sofia erklärt die Dinge so, dass du sie vor dir siehst. Mir geht es mit ihr genauso. Sagen Sie, haben Sie eine Theorie?«

»Nichts Brauchbares. Mein Kopf ist heute schwer, ich habe Alpträume gehabt.«

»Das spricht dafür, dass Sie kein gutes Gewissen haben.«

»Wie bitte?«

»Das sagte meine Mutter immer, wenn ich als Kind schreiend aufwachte. Sie fragte mich:« Giuseppe, was hast du heute wieder angestellt? »Meine Mutter sagte, Alpträume seien ein Wink des Gewissens.«

»Aber ich erinnere mich nicht, gestern etwas getan zu haben, das mein Gewissen belasten könnte. Sind Sie nur Polizist oder auch Historiker?«

»Nur Polizist, und das reicht auch. Aber ich habe das Glück, im Dezernat für Kunstdelikte zu arbeiten. Ich habe in den Jahren an Marcos Seite viel gelernt.«

»Wie ich sehe, bewundern Sie alle Ihren Chef.«

»Ja, Ihr Bruder hat Ihnen bestimmt schon von ihm erzählt.«

»Santiago schätzt ihn sehr. Er hat mich an einem Abend zu Marco zum Essen mitgenommen, und ich habe ihn noch bei zwei oder drei anderen Gelegenheiten gesehen.«

Sofia kam in den Frühstücksraum und entdeckte sie sofort.

»Was ist los, Ana?«

»So langsam mache ich mir Gedanken. Merkt man mir so deutlich an, dass ich eine schlechte Nacht hatte?«

»Als hättest du in einer Schlacht gekämpft.«

»Ich war tatsächlich in einer Schlacht. Ich habe zerstückelte Kinder gesehen, vergewaltigte Mütter, ich habe sogar den Brandgeruch in der Nase gehabt. Es war schrecklich.«

»Das sieht man dir an.«

»Sofia, ich weiß, ich gehe dir vielleicht auf den Wecker, aber ich würde gerne mit dir sprechen, wenn du heute ein wenig Zeit hast.«

»Gut. Ich kann noch nicht genau sagen wann, aber im Prinzip spricht nichts dagegen.«

Marco kam, eine Notiz lesend, an den Tisch.

»Guten Morgen, allerseits. Sofia, ich habe hier eine Nachricht von Pater Charny. Bolard erwartet uns in zehn Minuten in der Kathedrale.«

»Wer ist Pater Charny?«, fragte Ana.

»Pater Yves de Charny«, antwortete Sofia.

»Seien Sie nicht so neugierig, Ana«, sagte Marco.

»Davon lebe ich.«

»Gut, wenn ihr gefrühstückt habt, dann macht euch an die Arbeit, Giuseppe, du ...«

»Ja, ich bin schon auf dem Weg, ich rufe dich dann an.«

»Los, Sofia, wenn wir uns beeilen, kommen wir noch pünktlich zu der Verabredung mit Bolard. Einen schönen Tag, Ana.«

»Ich werde mir Mühe geben.«

Auf dem Weg zur Kathedrale fragte Marco Sofia über Ana Jiménez aus.

»Was weiß sie?«

»Keine Ahnung, sie fragt ständig, aber sie sagt nichts. Sie wirkt ein wenig hilflos, aber sie hat mehr drauf, als es scheint. Es sieht so aus, als hätte sie nichts in der Hand, aber da wäre ich mir nicht so sicher.«

»Sie ist sehr jung.«

»Aber klug.«

»Umso besser für sie. Ich habe mit Europol gesprochen, man will uns helfen. Sie werden die Grenzen, Flughäfen, Zoll, Bahnhöfe überwachen ... Wenn wir mit Bolard fertig sind, gehen wir zum Hauptquartier der Carabinieri. Ich will, dass du dir die Mannschaft anschaust, die Giuseppe zusammengestellt hat. Wir haben nicht viele Leute zur Verfügung, aber ich hoffe, dass sie ausreichen. Es dürfte auch nicht allzu schwierig sein, einem Stummen zu folgen.«

»Wie soll er denn mit Leuten in Verbindung treten, wenn er herauskommt?«

»Ich weiß nicht, aber wenn er zu einer Organisation gehört, wird er eine Kontaktadresse haben, irgendwo wird er hingehen. Das Trojanische Pferd wird uns schon führen, du wirst sehen. Du koordinierst die Operation vom Hauptquartier der Carabinieri aus.«

»Ich? Nein, das will ich nicht, ich will mit euch gehen.«

»Ich weiß nicht, was da auf uns zukommt, du bist keine Polizistin, ich kann mir dich nicht auf einer Verfolgung durch Turin vorstellen.«

»Er kennt mich nicht. Also ich kann an der Verfolgung teilnehmen.«

»Einer muss im Hauptquartier bleiben, und du bist die geeignete Person. Wir werden dich über Funk auf dem Laufenden halten. John Barry hat seine Kollegen vom CIA überredet, dass sie uns inoffiziell winzige Kameras zur Verfügung stellen. So können wir den Stummen immer im Blick haben. Du wirst den Stummen auf dem Bildschirm so sehen, als wärest du dabei. Giuseppe hat mit dem Gefängnisdirektor vereinbart, dass wir die Schuhe des Stummen inspizieren dürfen.«

»Wollt ihr einen Sender anbringen?«

»Ja. Das haben wir vor. Das Problem ist nur, dass er Turnschuhe hat, aber die Jungs von der CIA greifen uns auch hier unter die Arme: In den Vereinigten Staaten sind sie Turnschuhe gewöhnt, in Europa werden ja mehr Lederschuhe getragen.«

»Mann, da wäre ich ja nie drauf gekommen ... Haben wir schon eine offizielle Erlaubnis für die Operation?«

»Ich hoffe, dieses Problem bis morgen gelöst zu haben.«

Sie kamen an der Kathedrale an. Pater Yves erwartete sie, um sie zu dem Raum zu bringen, wo Bolard und das wissenschaftliche Komitee das Grabtuch untersuchten. Er entschuldigte sich, er habe viel Arbeit, und ließ sie mit der Gruppe allein.

Herr, ein Bote Eures Onkels ist gekommen.«

Balduin sprang aus dem Bett, rieb sich die Augen und befahl seinem Kammerherrn, ihn sofort eintreten zu lassen.

»Ihr müsst Euch ankleiden, mein Herr, Ihr seid der Kaiser, und der Bote ist ein Adeliger vom Hof des französischen Königs.«

»Pascal, wenn du mich nicht daran erinnerst, würde ich vergessen, dass ich der Kaiser bin. Hilf mir bitte. Habe ich noch einen Hermelinmantel, den ich noch nicht verpfändet oder verkauft habe?«

Pascal de Molesmes, ein französischer Adeliger im Dienst des französischen Königs und von diesem seinem glücklosen Neffen zur Seite gestellt, beantwortete die Frage des Kaisers nicht.

Es fehlte ihm wirklich an Geld. Erst vor kurzem hatten sie das Blei von den Dächern des Palastes entfernt, um es an die Venezianer zu verkaufen, die an der finanziellen Not Balduins gut verdienten.

Als der Kaiser sich in den Thronsaal setzte, tuschelten die Adeligen und warteten gespannt auf die Nachrichten vom französischen König.

Robert de Dijon kniete mit einem Bein nieder und neigte den Kopf vor dem Kaiser. Der machte ihm ein Zeichen, er möge sich erheben.

»Nun, was für Nachrichten bringst du von meinem Onkel?«

»Eure Majestät, der König kämpft tapfer im Heiligen Land, um das Grab unseres Herrn zurückzuerobern. Ich bringe Euch die gute Nachricht von der Eroberung Damiettas. Der König rückt vor und wird das Land am Nil auf dem Weg nach Jerusalem einnehmen. Im Moment kann er Euch nicht so helfen, wie

er möchte, denn die Kosten des Feldzuges übersteigen bei weitem die jährlichen Einnahmen der Krone. Er rät Euch, Geduld zu haben und an den Herrn zu glauben. Er wird Euch bald als den treuen und innig geliebten Neffen, der Ihr seid, zu sich rufen und Euch helfen, die Nöte zu lindern, unter denen Ihr leidet.«

Balduin verzog das Gesicht und hätte beinahe den Tränen freien Lauf gelassen, aber der harte Blick von Pascal de Molesmes erinnerte ihn daran, wer er war.

»Ich habe auch einen Brief von Ihrer Majestät.«

Der Edelmann holte ein versiegeltes Dokument hervor und überreichte es dem König. Der nahm es kraftlos entgegen und reichte es sogleich an Pascal de Molesmes weiter.

Er streckte Robert de Dijon die Hand hin, und dieser küsste symbolisch den Ring des Kaisers.

»Werdet Ihr mir eine Antwort auf den Brief mitgeben?«

»Kehrt Ihr in das Heilige Land zurück?«

»Erst werde ich an den Hof von Doña Blanca von Kastilien reisen. Ich habe eine Botschaft von ihrem Sohn, meinem guten König Ludwig. Aber einer der Edelmänner, die mich begleiten, will unbedingt weiter an der Seite des Königs kämpfen. Er wird die Botschaft mitnehmen.«

Balduin nickte und erhob sich. Er verließ den Thronsaal, ohne sich umzuschauen, bekümmert wegen der schlechten Nachricht.

»Was soll ich jetzt tun, Pascal?«

»Was Ihr auch bei anderen Gelegenheiten getan habt, mein Herr.«

»Ich soll wieder zu den Höfen meiner Verwandten reisen, die nicht verstehen, wie wichtig es ist, dass die Christenheit Konstantinopel behält? Es geht nicht um mich, Konstantinopel ist das letzte Bollwerk gegen die Muselmanen, es ist christliches Land, aber die Venezianer sind gierig, und sie verbünden sich

hinter meinem Rücken mit den Ottomanen, die Genueser interessieren sich nur für ihre Geschäfte, und meine Cousins in Flandern klagen, dass sie nicht genug Mittel haben, um mir zu helfen. Die reine Lüge! Muss ich wieder vor den Prinzen niederknien und sie bitten, mir zu helfen, das Reich am Leben zu erhalten? Glaubst du, dass Gott mir verzeihen wird, dass ich die Dornenkrone seines gekreuzigten Sohnes versetzt habe?

Ich kann meine Soldaten, meine Palastangestellten, meine Adeligen nicht bezahlen. Ich habe nichts, nichts. Ich bin mit einundzwanzig König geworden. Damals habe ich davon geträumt, dem Reich seinen Glanz zurückzugeben, zu versuchen, das verlorene Land zurückzuerobern, und was habe ich erreicht? Nichts. Seit die Kreuzritter das Imperium geteilt und Konstantinopel geplündert haben, habe ich das Reich mit Mühe und Not aufrechterhalten können. Auch der gute Papst Innozenz ist taub für meine Anliegen.«

»Beruhigt Euch, Herr. Euer Onkel wird Euch nicht im Stich lassen.«

»Aber hast du die Nachricht denn nicht gehört?«

»Doch, er sagt, er wird Euch rufen lassen, wenn er die Sarazenen besiegt hat.«

Auf einem majestätischen Sessel sitzend, dessen Goldbelag schon vor einiger Zeit entfernt worden war, zupfte sich der Kaiser am Bart und tappte nervös mit dem linken Fuß.

»Herr, Ihr solltet den Brief des französischen Königs lesen.«

Pascal de Molesmes reichte ihm das versiegelte Dokument, das Balduin in seiner Sorge schon vergessen hatte.

»Ach, ja, mein Onkel hat geschrieben, vermutlich um mir zu raten, dass ich ein guter Christ sein und das Vertrauen in Gott unseren Herrn nicht verlieren soll.«

Er öffnete das Siegel und warf einen Blick auf die Botschaft. Das hatte er nicht erwartet.

»Mein Gott! Mein Onkel weiß nicht, was er da verlangt.«

»Der König will etwas von Euch, Herr?«

»Ludwig sagt, trotz der finanziellen Schwierigkeiten wegen des Kreuzzugs sei er bereit, mir eine bestimmte Menge Gold vorzustrecken, wenn ich ihm das Mandyllion übergebe. Er will es seiner Mutter, der allerchristlichsten Doña Blanca zeigen. Ludwig bittet mich, ihm die Reliquie zu verkaufen oder sie ihm für ein paar Jahre zu vermieten. Er sagt, er habe einen Mann getroffen, der ihm versichert habe, dass das Tuch Wunder vollbringe, es habe einen König von Edessa von der Lepra geheilt, und wer es besitze, der müsse nicht leiden. Falls ich seiner Bitte Folge leisten wolle, solle ich die Einzelheiten mit dem Comte de Dijon absprechen.«

»Und was werdet Ihr tun?«

»Das fragst ausgerechnet du mich? Du weißt, dass das Mandyllion nicht mir gehört. Selbst wenn ich wollte, könnte ich es meinem Onkel, dem guten König von Frankreich, nicht geben.«

»Ihr könntet versuchen, den Bischof zu überreden, es Euch zu überlassen.«

»Unmöglich! Es würde mich Monate kosten, und ich würde es doch nicht schaffen. Ich kann nicht warten. Sag mir, was kann ich noch versetzen? Haben wir vielleicht noch eine bedeutende Reliquie übrig?«

»Ja.«

»Ja? Welche?«

»Wenn Ihr den Bischof überredet, Euch das Mandyllion zu überlassen ...«

»Das wird er niemals tun.«

»Habt Ihr es denn schon probiert?«

»Er wacht mit Argusaugen darüber. Die Reliquie hat wie durch ein Wunder die Plünderung der Kreuzritter überlebt. Sein

Vorgänger hat sie ihm übergeben, und er hat geschworen, sie mit seinem Leben zu schützen.«

»Ihr seid der Kaiser.«

»Und er ist der Bischof.«

»Er ist Euer Untertan. Wenn er nicht gehorcht, droht, ihm Ohren und Nase abzuschneiden.«

»Wie entsetzlich!«

»Ihr werdet das Reich verlieren. Dieses Tuch ist heilig, wer es besitzt, braucht nichts zu fürchten. Versucht es.«

»Schön, sprich mit dem Bischof. Sag ihm, du kommst in meinem Namen.«

»Das werde ich tun, aber er wird sich nicht damit zufrieden geben, mit mir zu sprechen. Ihr werdet ihn selbst um das Tuch bitten müssen.«

Der Kaiser rang zerknirscht die Hände, er fürchtete sich davor, dem Bischof gegenüberzutreten. Wie sollte er ihn überzeugen?

Er trank einen Schluck Wein und bedeutete Pascal de Molesmes, dass er allein sein wolle. Er musste nachdenken.

Der Edelmann spazierte am Strand auf und ab und blickte auf die an die Felsen schlagenden Wellen. Sein Pferd wartete geduldig. Er hatte es nicht angebunden, es war ihm in so vielen Schlachten treu gewesen. Das Licht der untergehenden Sonne erleuchtete den Bosporus, und Bartolomé dos Capelos spürte Gottes Odem in der Schönheit des Augenblicks.

Sein Pferd spitzte die Ohren, und er drehte sich um und sah in der Ferne eine Gestalt zu Pferd auf dem staubigen Weg: Er legte instinktiv die Hand an das Schwert, bis er erkennen konnte, ob es der Mann war, den er erwartete.

Der Angekommene stieg vom Pferd und kam zügigen Schrittes auf den Portugiesen zu.

»Du hast dich verspätet«, brummte Bartolomé.

»Ich musste dem Kaiser zu Diensten sein, bis er zu Abend gegessen hatte. Erst dann konnte ich mich aus dem Palast stehlen.«

»Schön, was hast du mir zu sagen, und warum hier?«

Der dickliche untersetzte Mann musterte den Tempelritter unsicher. Er musste sich vor ihm in Acht nehmen.

»Herr, ich weiß, dass der Kaiser den Bischof bitten wird, ihm das Mandylion zu überlassen.«

Bartolomé dos Capelos verzog keine Miene, als wäre ihm die Information völlig gleichgültig.

»Und woher weißt du das?«

»Ich habe ein Gespräch zwischen dem Kaiser und Herrn de Molesmes gehört.«

»Und was will der Kaiser mit dem Mandylion?«

»Es ist die letzte wertvolle Reliquie, die ihm geblieben ist. Er wird sie versetzen. Ihr wisst, dass das Reich bankrott ist. Er will seinem Onkel, dem französischen König, das Tuch verkaufen.«

»Hier, nimm. Und jetzt verschwinde.«

Der Templer gab dem Mann ein paar Münzen, der sprang auf sein Pferd und beglückwünschte sich. Der Ritter hatte die Information gut bezahlt.

Seit Jahren spionierte er im Palast für die Templer; er wusste, dass die Ritter des roten Kreuzes noch weitere Spione hatten, aber er wusste nicht, wer sie waren.

Die Templer waren die Einzigen, die in dem verarmten Reich noch Geld hatten, und viele, sogar Adelige, boten ihnen ihre Dienste an.

Der Portugiese hatte keinerlei Regung gezeigt, als er ihm das mit dem Mandylion gesagt hatte. Vielleicht wussten die Templer

es schon von einem der anderen Spione. Nun, das war ja nicht sein Problem, er war fürstlich entlohnt worden.

Bartolomé dos Capelos ritt zu dem Haus der Templer in Konstantinopel. Eine Festung in der Nähe des Meeres, wo mehr als fünfzig Ritter mit ihren Dienern und Stallmeistern lebten.

Dos Capelos ging in den Kapitelsaal, wo seine Brüder beteten. André de Saint-Remy, der Ordensobere, gab ihm ein Zeichen, sich dem Gebet anzuschließen. Eine Stunde nach seiner Ankunft rief Saint-Remy ihn zu sich in sein Arbeitszimmer.

»Setzt Euch, Bruder. Berichtet mir, was der Mundschenk des Kaisers gesagt hat.«

»Er bestätigt die Information des Vorstehers der königlichen Leibwache: Der Kaiser will das Mandyllion versetzen.«

»Das Grabtuch Christi ...«

»Er hat das ja schon mit der Dornenkrone getan.«

»Es gibt so viele gefälschte Reliquien ... Aber das Mandyllion ist echt. In diesem Tuch ist das Blut Christi, sein Antlitz. Ich warte auf die Erlaubnis unseres Großmeisters, Guillaume de Sonnac, es kaufen zu dürfen. Schon vor Wochen habe ich ihm die Nachricht geschickt, dass das Mandyllion zur Zeit die einzige echte Reliquie in Konstantinopel ist, und die wertvollste dazu. Wir müssen sie in unseren Besitz bringen, damit wir über sie wachen können.«

»Und wenn die Antwort von Guillaume de Sonnac nicht rechtzeitig kommt?«

»Dann werde ich die Entscheidung treffen und hoffen, dass der Großmeister sie gutheißt.«

»Und der Bischof?«

»Er will dem Kaiser das Tuch nicht geben. Wir wissen, dass Pascal de Molesmes bei ihm war und gebeten hat, es zu übergeben. Er hat sich geweigert. Jetzt wird ihn der Kaiser persönlich darum ersuchen.«

»Wann?«

»Innerhalb der nächsten sieben Tage. Wir werden einen Termin mit dem Bischof vereinbaren, und ich werde zum Kaiser gehen. Morgen werde ich Euch weitere Anweisungen geben. Begeht Euch jetzt zur Ruhe.«

Es war noch nicht hell, als die Ritter mit den ersten Gebeten des Tages begannen.

André de Saint-Remy schrieb eine Botschaft an den Kaiser und bat um Audienz.

Das römische Ostreich stand kurz vor dem Untergang. Balduin herrschte nur noch über die Stadt Konstantinopel und die angrenzenden Gebiete. Die Templer hielten ein schwieriges Gleichgewicht mit Balduin aufrecht, der sie immer wieder um Geld bat.

Saint-Remy hatte das Schreiben noch nicht in den Umschlag gesteckt, da stürzte Bruder Guy de Beaujeu ins Zimmer.

»Herr, ein Muselman möchte Sie sprechen. Bei ihm sind noch drei weitere ...«

Der Ordensobere der Templer von Konstantinopel ließ sich nicht beirren. Er steckte erst das Schreiben in den Umschlag.

»Kennen wir ihn?«

»Ich weiß es nicht, sein Gesicht ist verhüllt, und die Ritter, die am Eingang Wache halten, wollten ihn nicht zwingen, sich zu erkennen zu geben. Er hat ihnen diesen Pfeil gegeben. Er ist aus einem Zweig geschnitzt, und er sagt, ihr würdet ihn an diesen Kerben erkennen.«

Guy de Beaujeu hielt Saint-Remy den Pfeil hin und sah, wie sich der Blick seines Oberen bei dem Anblick verfinsterte.

»Lasst ihn eintreten.«

Minuten später betrat ein großer, kräftiger Mann den Saal, in dem Saint-Remy auf ihn wartete. Er war einfach gekleidet, aber

dennoch merkte man ihm an, dass es sich um einen Adligen handelte.

Er bedeutete den beiden Rittern, die ihn begleiteten, sie allein zu lassen, und sie verschwanden ohne Widerrede.

Als sie allein waren, fingen beide an zu lachen.

»Aber Robert, warum hast du dich verkleidet?«

»Hättest du mich erkannt, wenn sie dir den Pfeil nicht gezeigt hätten?«

»Natürlich, glaubst du, ich würde meinen eigenen Bruder nicht erkennen?«

»Das ist schlecht, denn das heißt, dass die Verkleidung nicht gut ist und ich nicht wie ein Sarazene aussehe.«

»Die Brüder haben dich nicht erkannt.«

»Mag sein. Jedenfalls sitze ich seit Wochen auf dem Pferd, und ich konnte durch Feindesland reiten, ohne dass irgendjemand Verdacht schöpfte. Es freut mich, dass du dich erinnerst, wie wir als Kinder aus abgerissenen Baumzweigen unsere eigenen Pfeile geschnitzt haben. Ich habe immer fünf Kerben hineingeschnitzt, du drei.«

»Gab es einen Zwischenfall auf der Reise?«

»Keinen, den ich nicht mit Hilfe des jungen Bruders François de Charney hätte lösen können.«

»Mit wie vielen Männern wart ihr unterwegs?«

»Mit zwei muselmanischen Schildknappen, so fällt man nicht auf.«

»Welche Nachricht bringst du mir vom Großmeister?«

»Guillaume de Sonnac ist tot.«

»Was? Wie ist es passiert?«

»Wir Templer kämpfen an der Seite des französischen Königs und waren ihm eine große Hilfe. Wie du weißt, haben wir

Damietta erobert. Aber der König wollte unbedingt Al-Mansura angreifen, obwohl Guillaume de Sonnac ihn zur Zurückhaltung mahnte. Aber der König ist starrköpfig, er hat das Gelübde abgelegt, das Heilige Land zurückzuerobern, und wollte um jeden Preis bis Jerusalem vorstoßen.«

»Du hast schlechte Nachrichten, ich ahnte es.«

»So ist es. Der König wollte Al-Mansura erobern, er wollte die Sarazenen einkreisen und sie aus einem Hinterhalt angreifen. Aber Robert de Artois, Ludwigs Bruder, beging einen Fehler, indem er zunächst ein kleines Feldlager überfiel. So wurden die Ajjubiden aufmerksam. Es kam zu einer blutigen Schlacht.«

Robert de Saint-Remy rieb sich mit dem Handrücken über die Augen, als könnte er so die Erinnerung an die Toten wegwischen, die ihn verfolgte. Er sah wieder die vom Blut der Sarazenen und Kreuzritter rot gefärbte Erde, die Kameraden, die verbissen kämpften, ohne Unterlass bohrten sich ihre Schwerter in die Eingeweide der Feinde. Er spürte immer noch die Müdigkeit in den Knochen und das Grauen in der Seele.

»Viele unserer Brüder sind umgekommen. Der Großmeister wurde verletzt, aber wir konnten ihn herausholen.«

André de Saint-Remy schwieg, als er im Gesicht seines Bruders sah, wie dieser von der leidvollen Erinnerung überwältigt wurde.

»Zusammen mit Ritter Yves de Payens und Beltrán de Aragon haben wir den von einem Pfeil verwundeten Guillaume de Sonnac vom Schlachtfeld geholt und sind so schnell davongesritten, wie wir konnten. Aber alle Anstrengung war umsonst, er ist beim Rückzug am Fieber gestorben.«

»Und der König?«

»Wir haben die Schlacht gewonnen. Die Verluste waren riesig, Tausende von Männern lagen tot oder verletzt am Boden, aber Ludwig sagte, Gott sei mit ihm, und er werde siegen. So stachelte er die Soldaten an, und er hatte Recht, wir haben gewonnen,

aber nie war ein Sieg so teuer bezahlt. Die christlichen Truppen zogen ab Richtung Damietta, aber der König erkrankte an der Ruhr, und die Soldaten waren hungrig und erschöpft. Ich weiß nicht, wie es geschah, aber das Heer musste zuletzt kapitulieren, und Ludwig wurde gefangen genommen.«

Drückendes Schweigen machte sich in dem Raum breit, die beiden Brüder hingen reglos ihren Gedanken nach.

Durch das Fenster hörte man die Stimmen der Tempelritter, die sich im Hof der Festung körperlich ertüchtigten, dazu die knarrenden Räder der Wagen und das eintönige Hämmern des Schmiedes.

Endlich brach André de Saint-Remy das Schweigen.

»Sag mir, wer ist zum neuen Großmeister gewählt worden?«

»Unser Großmeister ist jetzt Renaud de Vichiers, Praeceptor aus Frankreich, Marschall des Ordens. Du kennst ihn.«

»Ja. Renaud de Vichiers ist ein umsichtiger und frommer Mann.«

»Er hat befohlen, mit den Sarazenen über Ludwigs Freilassung zu verhandeln. Die Adeligen des Königs haben ebenfalls Botschafter entsandt. Als ich mich auf den Weg hierher machte, waren die Verhandlungen ins Stocken geraten, aber der Großmeister vertraut darauf, dass der König freikommt.«

»Was verlangen sie?«

»Ludwig muss furchtbar leiden, obwohl man ihn gut behandelt und die sarazenischen Ärzte sich um ihn kümmern. Sie wollen, dass die christlichen Truppen Damietta zurückgeben.«

»Und sind Ludwigs Adelige dazu bereit?«

»Sie werden tun, was der König sagt. Nur er kann kapitulieren. Renaud de Vichiers hat dem König eine Botschaft geschickt, das Angebot anzunehmen. Unsere Spione sagen, die Sarazenen würden sich auf nichts anderes einlassen.«

»Was für Befehle hast du für mich vom Großmeister?«

»Ich habe ein versiegeltes Dokument und mündliche Botschaften.«

»So sprich.«

»Wir müssen das Mandyllion in unseren Besitz bringen. Der Großmeister sagt, es sei die einzige Reliquie, deren Echtheit bestätigt ist. Wenn du es hast, sollst du es zu unserer Festung in Saint Jean d'Acre bringen. Niemand darf wissen, dass es in unserem Besitz ist. Du musst es kaufen und alles tun, was du für notwendig erachtest, nur darf niemand erfahren, dass es für den Templerorden ist. Für das Mandyllion würden die christlichen Könige töten. Der Papst würde es für sich fordern. Wir haben ihm viele der Reliquien geschenkt, die du Balduin während der letzten Jahre abgekauft hast, andere sind im Besitz von Ludwig von Frankreich, verkauft oder verschenkt von seinem Neffen.

Wir wissen, dass Ludwig das Mandyllion haben will. Nach dem Sieg von Damietta hat er ein Gefolge mit einer Botschaft an den Kaiser und Schriftstücke mit Befehlen nach Frankreich geschickt.«

»Ja, ich weiß, vor ein paar Tagen ist der Comte de Dijon hierher gekommen und hat dem Kaiser einen Brief übergeben. Ludwig fordert von seinem Neffen das Mandyllion. Dafür sichert er ihm seine Unterstützung zu.«

Robert de Saint-Remy übergab seinem Bruder mehrere versiegelte Schriftrollen, und dieser legte sie auf den Tisch.

»Sag mir, André, weißt du etwas von unseren Eltern?«

André de Saint-Remys Mundwinkel zuckten, er schaute auf den Boden, schluckte, und dann antwortete er seinem Bruder.

»Unsere Mutter ist tot. Unsere Schwester Casilda auch. Sie starb bei der Geburt ihres fünften Kindes. Vater ist alt, aber den letzten Winter hat er noch erlebt. Er sitzt stundenlang im großen Salon, er kann sich kaum noch bewegen, seine Füße sind stark angeschwollen. Unser ältester Bruder Umberto verwaltet das Erbe, das Herzogtum blüht und gedeiht, und Gott hat ihm vier

gesunde Kinder geschenkt. Es ist so lange her, dass wir Saint-Remy verlassen haben ...«

»Aber ich denke immer noch an die Pappelallee, die zum Schloss führt, an den Geruch von frisch gebackenem Brot und an unsere Mutter, wie sie uns Lieder vorsingt.«

»Robert, wir haben uns dafür entschieden, Templer zu werden, wir können und dürfen uns keinen wehmütigen Erinnerungen hingeben.«

»Ach, Bruderherz! Du warst immer zu streng zu dir.«

»Sag mal, wie kommst du eigentlich zu einem sarazenischen Schildknappen?«

»Ich habe gelernt, die Sarazenen zu respektieren. Es gibt weise Männer unter ihnen, Ritterlichkeit und Ehre. Ich muss dir gestehen, dass ich sogar den einen oder anderen Freund in ihren Reihen habe. Wie auch nicht, wenn wir in ein und demselben Land leben und Umgang mit ihnen haben. Der Großmeister wollte, dass wir ihre Sprache lernen und einige von uns sich mit ihren Sitten vertraut machen, damit wir uns in ihrem Gebiet niederlassen können, um zu spionieren, zu beobachten und erfolgreich die Missionen zum Ruhme des Templerordens auszuführen. Meine ohnehin braune Haut ist von der Sonne des Orients noch dunkler geworden, und mein schwarzes Haar trägt auch dazu bei, dass ich nicht auffalle. Und was ihre Sprache angeht, ist es mir nicht schwer gefallen, sie verstehen und schreiben zu lernen: Ich hatte einen guten Lehrmeister, den Knappen, der mich begleitet. Du weißt, dass ich sehr früh in den Orden eingetreten bin. Guillaume de Sonnac befahl damals, dass wir, die Jüngsten, von den Sarazenen lernen sollten, bis wir nicht mehr von ihnen zu unterscheiden seien.

Aber du hast mich nach Ali, meinem Knappen, gefragt. Er ist nicht der einzige Muselmane, der Kontakt zu den Templern hat. Sein Dorf wurde von Kreuzrittern zerstört. Er hat mit ein paar anderen Kindern überlebt. Guillaume de Sonnac hat sie mehrere

Tagesritte von Acre entfernt aufgegriffen. Ali, der Jüngste, war erschöpft und delirierte im Fieber. Der Großmeister hat sie in unsere Festung gebracht, dort haben sie sich erholt, und dort sind sie auch geblieben.«

»Und haben sie sich euch gegenüber immer loyal verhalten?«

»Guillaume de Sonnac hat ihnen erlaubt, zu Allah zu beten und sie als Boten eingesetzt. Sie haben uns nie verraten.«

»Und Renaud de Vichiers?«

»Ich weiß es nicht. Er hat uns jedenfalls nicht verboten, in Begleitung von Ali und Said zu reisen.«

»Gut, ruh dich aus, und schick mir François de Charney, den Bruder, mit dem du gereist bist.«

»Das werde ich tun.«

Als André de Saint-Remy allein war, entfaltete er die Schriftrollen und las die Befehle Renaud de Vichiers, des neuen Großmeisters des Templerordens.

Der purpur verkleidete Raum sah aus wie ein kleiner Thronsaal. Die weich gepolsterten Stühle, der Tisch aus Edelmholz, das Kruzifix aus reinem Gold und andere Gegenstände aus ziselierendem Silber zeigten an, in welchem Reichtum ihr Besitzer lebte.

Auf einem Tischchen standen Kristallkaraffen mit edlen Weinen und ein großes Tablett mit Leckereien aus der Küche eines nahe gelegenen Klosters.

Der Bischof hörte Pascal de Molesmes gleichmütig an. Seit einer Stunde überhäufte der französische Adelige ihn mit Argumenten, um ihn dazu zu bringen, dem Kaiser das Mandyion auszuhändigen. Er schätzte Balduin, er wusste, er hatte ein gutes Herz, auch wenn seine Herrschaft bisher eine Abfolge von lauter Unzulänglichkeiten gewesen war.

Pascal de Molesmes unterbrach sein Plädoyer, als er merkte,

dass der Bischof in Gedanken versunken war und ihm nicht mehr zuhörte. Die plötzliche Stille holte den Bischof in die Wirklichkeit zurück.

»Ich habe Euch angehört, und ich verstehe Eure Argumentation, aber der König von Frankreich kann das Schicksal von Konstantinopel nicht davon abhängig machen, ob er das Mandyllion bekommt oder nicht.«

»Der überaus christliche König hat versprochen, dem Kaiser zu helfen. Wenn er das Tuch nicht erwerben kann, möchte er es wenigstens für eine Zeit als Leihgabe. Ludwig wünscht, dass seine Mutter, Doña Blanca von Kastilien, ebenfalls eine gute Christin, das wahre Antlitz von Jesus unserem Herrn sehen kann. Die Kirche würde das Eigentum an dem Mandyllion nicht verlieren und Geld einnehmen und dazu beitragen, Konstantinopel aus seiner Not zu befreien. Glaubt mir, Eure Interessen und die des Kaisers stimmen überein.«

»Das tun sie nicht. Der Kaiser braucht das Gold, um zu retten, was von seinem Reich noch übrig ist.«

»Konstantinopel siecht vor sich hin, das Reich ist mehr Phantasie als Wirklichkeit, und eines Tages werden die Christen seinen Verlust beweinen.«

»Monsieur de Molesmes, ich halte Euch für zu intelligent, um zu versuchen, mich davon zu überzeugen, dass nur das Mandyllion Konstantinopel retten kann. Was hat der König dafür geboten, es zu leihen, und wie viel, um es zu erwerben? Man braucht große Mengen Gold, um dieses Reich zu retten, und der König von Frankreich ist sehr vermögend, aber er wird nicht sein eigenes Reich ruinieren, sosehr er seinen Neffen schätzen mag oder das Mandyllion begehrt.«

»Wenn der Betrag beachtlich wäre, würdet Ihr dann einem Verkauf oder einer Leihgabe zustimmen?«

»Nein. Sagt dem Kaiser, dass ich es ihm nicht geben werde. Papst Innozenz würde mich exkommunizieren. Er will das Man-

dylion schon lange, und ich habe ihn immer abgewiesen und die Gefahren der Reise angeführt. Der Kaiser müsste die Erlaubnis des Papstes einholen, und Ihr wisst, dass er einen hohen Preis verlangen würde, und selbst wenn der gute König Ludwig ihn bezahlen könnte, würde das Geld in die Tasche der Kirche fließen und nicht in die des Neffen.«

Pascal de Molesmes beschloss, seine letzte Karte auszuspielen.

»Ich möchte Euch daran erinnern, Hochwürden, dass das Mandylion nicht Euch gehört. Die Truppen des Kaisers Romanos Lekapenos haben es nach Konstantinopel gebracht, und das Reich hat nie auf sein Eigentumsrecht verzichtet. Die Kirche bewahrt das Tuch lediglich auf. Balduin bittet Euch, es ihm freiwillig zu überlassen, und er wird sich Euch und der Kirche gegenüber großzügig zeigen.«

De Molesmes' Worte trafen den Bischof.

»Wollt Ihr mich bedrohen, Monsieur de Molesmes? Der Kaiser bedroht die Kirche?«

»Balduin ist, wie Ihr wisst, ein großer Anhänger der Kirche. Er würde sie mit seinem Leben verteidigen, wenn es notwendig wäre. Das Mandylion ist Eigentum des Reichs, und der Kaiser verlangt es zurück. Erfüllt Eure Pflicht.«

»Meine Pflicht ist es, das Antlitz Christi zu verteidigen und es der Christenheit zu erhalten.«

»Ihr habt Euch auch nicht dagegen gewehrt, dass die Dornenkrone aus dem Pantokrator-Kloster an den König verkauft wurde.«

»Ich weiß, dass Ihr intelligent seid, Monsieur de Molesmes. Glaubt Ihr wirklich, dass das die Dornenkrone Jesu war?«

»Ihr nicht?«

In den Augen des Bischofs funkelte Wut. Die Spannung zwischen beiden hatte ihren Höhepunkt erreicht.

»Monsieur de Molesmes, Eure Gründe haben mich nicht überzeugt, sagt das dem Kaiser.«

Pascal de Molesmes neigte das Haupt. Das Duell war für den Moment beendet, aber beiden war klar, dass Sieger und Besiegter noch nicht feststanden.

Der Adelige verließ das Gemach mit trockener Kehle, ohne einen Tropfen von dem Wein aus Rhodos probiert zu haben, den der Bischof ihm angeboten hatte. Er bedauerte das, denn es war einer seiner Lieblingsweine.

Am Eingang zum Bischofspalast warteten seine Diener mit seinem Pferd, einem pechschwarzen Hengst, der sein treuester Begleiter in dem turbulenten Konstantinopel war.

Sollte er Balduin raten, mit seinen Soldaten vor dem Bischofspalast aufzumarschieren, um die Herausgabe des Mandyllion zu erzwingen? Sie hatten keine andere Wahl. Innozenz würde es nicht wagen, Balduin zu exkommunizieren, vor allen Dingen nicht, wenn er erführe, dass das Tuch für den allerchristlichsten König bestimmt war. Sie würden es Ludwig zu einem hohen Preis vermieten, so könnte das Reich einen Teil seiner verlorenen Kraft wieder zurückgewinnen.

Es ging eine sanfte Brise, und Pascal de Molesmes entschloss sich zu einem Spazierritt am Ufer des Bosporus, bevor er in den Kaiserpalast zurückkehrte. Hin und wieder verschaffte es ihm Erleichterung, den bedrückenden Mauern des Palastes zu entfliehen, in denen in allen Winkeln Intrigen, Verrat und Tod drohten, wo man nie recht wissen konnte, wer ein Freund war und wer einem übel wollte. Die Damen und Herren am Hofe verstanden sich vortrefflich auf die raffinierte Kunst der Verstellung. Er vertraute nur Balduin, zu dem er im Verlauf der Jahre eine freundschaftliche Beziehung aufgebaut hatte, so wie früher zu König Ludwig.

Es war schon viele Winter her, dass der französische König ihn an Balduins Hof geschickt hatte, um das Gold zu übergeben,

das er seinem Neffen für die wertvollen Reliquien schuldete, die dieser ihm zusammen mit der Grafschaft Namur verkauft hatte.

Ludwig hatte ihn beauftragt, am Hof Balduins zu bleiben und ihn über alles zu informieren, was in Konstantinopel vor sich ging. In einem von de Molesmes selbst übergebenen Brief empfahl Ludwig von Frankreich seinem Neffen, dem treuen Christen Pascal de Molesmes zu vertrauen, der, so hieß es in dem Brief, nur dazu gekommen war, um für sein Wohlergehen zu sorgen.

Balduin und er waren sich auf Anhieb sympathisch gewesen, und da war er, seit nunmehr fünfzehn Jahren, der Berater und mittlerweile auch der Freund des Kaisers. De Molesmes schätzte Balduins Bemühungen, die Würde des Reichs zu bewahren und Konstantinopel zu halten, ohne dem Druck der Bulgaren oder der Bedrohung durch die Sarazenen nachzugeben.

Wenn er nicht König Ludwig und Balduin gegenüber zur Treue verpflichtet gewesen wäre, wäre er schon vor Jahren in den Templerorden eingetreten, um im Heiligen Land zu kämpfen. Aber das Schicksal hatte ihn in das Herz des Hofes von Konstantinopel entsandt, wo er ebenso vielen Gefahren ausweichen musste wie auf dem Schlachtfeld.

Die Sonne ging bereits unter, als er vor dem Haus der Templer stand. Er schätzte André de Saint-Remy, den Ordensoberen. Ein nüchterner Ehrenmann, der das Kreuz und das Schwert zur Richtschnur seines Lebens gemacht hatte. Sie waren beide französische Adelige und beide hatten ihre Lebensaufgabe in Konstantinopel gefunden.

De Molesmes verspürte den Wunsch, mit seinem Landsmann zu sprechen, aber es wurde allmählich dunkel, und die Ritter waren jetzt beim Gebet, sodass sein Besuch ungelegen käme. Es war besser, bis zum nächsten Tag zu warten und Saint-Remy eine Botschaft zu schicken, um ein Treffen zu vereinbaren.

Balduin II. von Courtenay schlug mit der Faust an die Wand. Zum Glück dämpfte der Wandteppich den Schlag.

Pascal de Molesmes hatte ihm in allen Einzelheiten von dem Gespräch mit dem Bischof und dessen Weigerung, das Mandylyon herauszugeben, erzählt.

Der Kaiser wusste, dass der Bischof kaum im Guten auf seine Bitte eingehen würde, aber er hatte in seinen Gebeten Gott den Herrn angefleht, in der Hoffnung, er werde dieses Wunder bewerkstelligen, um das Reich zu retten.

De Molesmes fühlte sich von dem Wutausbruch des Kaisers peinlich berührt und sah ihn vorwurfsvoll an.

»Schau mich nicht so an! Ich bin der unglücklichste Mensch auf Erden!«

»Herr, beruhigt Euch, der Bischof hat keine andere Wahl als Euch das Mandylyon zu übergeben.«

»Was? Willst du etwa, dass ich es ihm mit Gewalt entreiße? Das wäre ein Skandal. Meine Untertanen würden es mir nie verzeihen, dass ich ihnen das wundertätige Tuch wegnehme, der Papst würde mich exkommunizieren, und du sagst, ich soll mich beruhigen, so als gäbe es eine Lösung, obwohl du weißt, dass es keine gibt.«

»Könige müssen unbeliebte Entscheidungen treffen, wenn es darum geht, das Reich zu retten. Ihr seid in dieser Situation. Beklagt Euch nicht länger, handelt.«

Der Kaiser setzte sich auf den Königsstuhl. Er sah müde aus. Die Regentschaft war kein Honigschlecken gewesen, und jetzt verlangte das Reich auch noch von ihm, dass er sich gegen die Kirche stellte.

»Denk über eine andere Lösung nach.«

»Seht Ihr einen anderen Ausweg?«

»Du bist mein Berater, denk nach! Denk nach!«

»Herr, das Mandyllion gehört Euch, fordert zurück, was Euch gehört, für das Wohl des Reiches. Das ist mein Rat.«

»Zieh dich zurück.«

De Molesmes verließ den Salon und ging zur Kanzlei. Dort traf er zu seiner Überraschung Bartolomé dos Capelos.

Er begrüßte den Templer erfreut und fragte ihn nach dem Befinden seines Oberen und der anderen Brüder, die er kannte. Nach ein paar Minuten höflichen Geplänkels fragte er ihn, was ihn in den Palast führe.

»Mein Ordensoberer, André de Saint-Remy, ersucht um ein Treffen mit dem Kaiser.«

Der ernste Ton des portugiesischen Templers ließ de Molesmes aufhorchen.

»Was geht da vor, mein guter Freund? Eine schlechte Nachricht?«

Dos Capelos hatte Anweisung, kein Wort zu viel zu sagen und keine Information über den prekären Zustand von Ludwig von Frankreich weiterzugeben, über den man im Palast bestimmt noch nichts wusste, denn als der Comte de Dijon Damietta verlassen hatte, war die Stadt noch in französischer Hand und das Heer auf dem Vormarsch gewesen.

Er antwortete ausweichend.

»André de Saint-Remy hat sich schon lange nicht mehr mit dem Kaiser getroffen, und in den letzten Monaten ist viel passiert. Das Treffen ist in beiderseitigem Interesse.«

De Molesmes war klar, dass der Templer ihm nicht mehr sagen würde, aber er ahnte, dass es um etwas Wichtiges gehen musste.

»Ich werde Euer Ersuchen weiterleiten. Sobald der Kaiser Tag und Stunde festgelegt hat, werde ich zu Eurem Sitz kommen, um Euch die Nachricht zu überbringen, und die Gelegenheit nutzen, ein wenig mit Eurem Oberen zu plaudern.«

»Ich bitte Euch, die Audienz so rasch wie möglich zu erwirken.«

»Das werde ich tun. Ihr wisst, dass ich ein Anhänger der Templer bin. Gott sei mit Euch.«

»Gott schütze Euch.«

Pascal de Molesmes dachte nach. Das ernste Gesicht des Tempplers verriet, dass man im Orden etwas wusste, das von so vitaler Bedeutung war, dass man es nur dem Kaiser persönlich sagen wollte, und wer weiß, für welche Gegenleistung.

Die Templer waren die Einzigen, die in den stürmischen Zeiten, die sie gerade durchlebten, über Geld und Informationen verfügten. Und diese beiden Güter verliehen ihnen eine besondere Macht, größer als die jedes Königs und sogar des Papstes.

Balduin hatte dem Templerorden ein paar Reliquien verkauft und war dafür großzügig bezahlt worden. Die Beziehung zwischen Balduin und Saint-Remy war von gegenseitigem Respekt geprägt. Der Ordensobere teilte Balduins Leid über die Lage des immer weiter schwindenden Reiches. Bei mehr als einer Gelegenheit hatte der Templerorden ihm Geld gegeben, das er nicht zurückzahlen konnte. Als Bürgschaft hatte er Reliquien hinterlegt, die dann in den Besitz der Templer übergegangen waren. Andere Wertgegenstände würden erst wieder in den Palast zurückkehren, wenn der Kaiser seine Schulden beglichen hatte, und das war eher unwahrscheinlich.

Er schob die Gedanken beiseite und machte sich daran, Balduins Besuch beim Bischof vorzubereiten. Er musste mit gut bewaffneten Soldaten in Rüstung erscheinen. So vielen, dass es ausreichte, den Bischofspalast und die Blanchernenkirche, wo sich das Mandyion befand, zu umstellen.

Niemand durfte wissen, was sie vorhatten, um das Volk nicht in Aufruhr zu versetzen, vor allem aber den Bischof nicht, der Balduin für einen guten Christen hielt, der niemals die Hand gegen den kirchlichen Willen erheben würde.

Er wusste, auch der Kaiser dachte über diese Möglichkeit nach, und er würde in seiner Verzweiflung einsehen, dass er keine andere Wahl hatte, als König Ludwig das Mandylion zu übergeben.

Er ließ den Comte de Dijon rufen, um mit ihm die Einzelheiten der Übergabe des Grabtuchs zu besprechen. Der französische König hatte ihm genaue Anweisungen gegeben, was zu tun war, wenn sein Neffe ihm das Grabtuch aushändigte, und wie die Zahlung zu erfolgen hatte.

Robert de Dijon war damals etwa dreißig Jahre alt. Er war von mittlerer, kräftiger Statur, und mit seiner Hakennase und den blauen Augen hatte der französische Adelige das Interesse der Damen an Balduins Hof geweckt.

Der Diener, den de Molesmes geschickt hatte, konnte ihn nur schwer finden. Er musste andere Diener des Palastes bestechen, bis er ihn schließlich in den Gemächern von Donna Maria antraf, einer Cousine des Kaisers, die seit kurzem Witwe war.

Als der Comte de Dijon in der Kanzlei erschien, hatte er noch den Parfumeruch der illustren Dame an sich.

»Sagt, de Molesmes, warum so große Eile?«

»Comte, ich muss wissen, was König Ludwig für Anweisungen gegeben hat, damit ich versuchen kann, ihnen nachzukommen.«

»Ihr wisst, dass der König wünscht, der Kaiser möge ihm das Mandylion überlassen.«

»Verzeiht, reden wir nicht lange drum herum. Wie viel ist Ludwig bereit, für das Grabtuch Christi zu zahlen?«

»Der Kaiser gedenkt also, seinem Onkel die Bitte zu erfüllen?«

»Comte, gestattet, dass ich die Fragen stelle.«

»Bevor ich sie beantworte, muss ich wissen, ob Balduin eine Entscheidung getroffen hat.«

De Molesmes stand mit zwei Schritten vor dem französischen Adeligen und sah ihn taxierend an. Er wollte wissen, wen er da vor sich hatte. Der andere ließ sich nicht beeindrucken und hielt dem Blick des kaiserlichen Beraters stand.

»Der Kaiser denkt über das Angebot seines Onkels nach. Aber er muss wissen, wie viel der französische König für das Mandylion zu zahlen bereit ist, wo es hinkommen soll und wer die Sicherheit der Reliquie garantiert. Ohne diese und andere Details zu kennen, kann der Kaiser kaum eine Entscheidung treffen.«

»Meine Anweisungen lauten: Ich soll die Antwort des Kaisers abwarten, und wenn Balduin bereit ist, Ludwig das Tuch zu übergeben, soll ich selbst es nach Frankreich zu seiner Mutter bringen, die darüber wachen wird, bis der König von dem Kreuzzug zurückkehrt. Ludwig will seinem Neffen zwei Säcke Gold vom Gewicht zweier Männer geben, dazu die Grafschaft Namur, und er will ihm Ländereien in Frankreich schenken, aus denen er eine ansehnliche jährliche Pacht beziehen kann. Will der Kaiser das Grabtuch aber nur für eine bestimmte Zeit verpfänden, wird er ihm ebenfalls zwei Säcke Gold geben, die Balduin zur gegebenen Zeit zurückgeben muss, um das Mandylion wiederzubekommen. Sollte er zu dem von beiden Seiten für die Rückgabe vereinbarten Zeitpunkt das Gold nicht zurückgeben, geht die Reliquie in den Besitz des französischen Königs über.«

»Ludwig gewinnt immer«, sagte de Molesmes verärgert.

»Es ist ein gerechter Handel.«

»Nein, das ist es nicht. Ihr wisst so gut wie ich, dass das Mandylion die einzig echte Reliquie der Christenheit ist.«

»Das Angebot des Königs ist großzügig. Mit zwei Säcken Gold kann Balduin seine vielen Schulden begleichen.«

»Das reicht nicht aus.«

»Ihr wisst so gut wie ich, dass zwei Säcke Gold, jeder von dem

Gewicht eines Mannes, viele Probleme des Reiches lösen werden. Das Angebot ist mehr als großzügig, für den Fall, dass der Kaiser Ludwig das Mandyllion für immer überlässt: Dann bekommt er einen Pachtzins bis ans Ende seines Lebens. Wenn er die Reliquie hingegen nur vermietet ... Nun, ich weiß nicht, ob es ihm je möglich sein wird, seinem Onkel die zwei Säcke Gold zurückzuzahlen.«

»Doch, das wisst Ihr genau. Ihr wisst so gut wie ich, dass er das Mandyllion kaum je zurückholen kann. Habt Ihr die beiden Goldsäcke denn dabei?«

»Ich habe ein von Ludwig unterzeichnetes Dokument, in dem er sich zu der Zahlung verpflichtet. Und ich habe etwas Gold als Vorschuss dabei.«

»Welche Sicherheit könnt Ihr uns geben, dass die Reliquie heil in Frankreich ankommt?«

»Wie Ihr wisst, reise ich mit einer großen Eskorte. Ich bin bereit, so viele Männer aufzunehmen, wie Ihr für notwendig erachtet, um uns zu einem sicheren Hafen zu geleiten. Ich setze mein Leben und meine Ehre ein, um das Mandyllion nach Frankreich zu bringen. Wenn der Kaiser das Angebot annimmt, werden wir König Ludwig eine Botschaft schicken.«

»Wie viel Gold habt Ihr?«

»Zwanzig Pfund.«

»Ich werde Euch rufen lassen, wenn der Kaiser seine Entscheidung getroffen hat.«

»Ich werde warten. Ich gestehe, es macht mir nichts aus, noch ein paar Tage in Konstantinopel zu bleiben.«

Die beiden Männer neigten die Köpfe und gingen auseinander.

François de Charney übte sich mit den anderen Tempelrittern im Bogenschießen. André de Saint-Remy beobachtete ihn vom Fenster des Kapitelsaales aus. Aufgrund seines Äußeren hätte

man ihn genau wie seinen Bruder Robert für einen Muselmanen halten können. Beide hatten stets betont, dass das notwendig sei, damit sie sich möglichst ungehindert im Feindesland bewegen konnten. Sie vertrauten zudem auf ihre sarazenischen Knappen, die sie fast wie Gleichgestellte behandelten.

Im Lauf so vieler Jahre im Orient hatte der Templerorden sich verändert. Die Tempelritter hatten die Werte ihrer Feinde schätzen gelernt, sie hatten sich nicht nur darauf beschränkt, sie zu bekämpfen.

Guillaume de Sonnac war ein umsichtiger Mann, und er hatte sogleich Roberts und François' Eignung zum Spion entdeckt, und so hatten sie diese Aufgabe übernommen.

Beide sprachen fließend arabisch, und wenn sie mit ihren Knappen redeten, verhielten sie sich genau wie diese. Mit ihrer sonnengebräunten Haut und der Kleidung adeliger Sarazenen konnte man in ihnen nur schwer die christlichen Ritter erkennen, die sie in Wahrheit waren.

Sie hatten ihm von ihren unzähligen Abenteuern im Heiligen Land erzählt, vom Zauber der Wüste, wo sie gelernt hatten, zu überleben, von den Texten der griechischen Philosophen der Antike, die dank der sarazenischen Weisen gerettet wurden, von der Kunst ihrer Medizin.

Die jungen Männer konnten ihre Bewunderung für die Feinde nicht verbergen, und das hätte André de Saint-Remy Sorgen bereitet, wenn er sich nicht mit eigenen Augen von der Ergebenheit und der Ehrenverpflichtung der beiden gegenüber dem Templerorden hätte überzeugen können.

Sie würden in Konstantinopel bleiben, bis der Ordensobere ihnen das Mandylion übergeben würde, damit sie es nach Acre brächten. André de Saint-Remy hatte Bedenken geäußert, sie mit der wertvollen Reliquie allein loszuschicken, aber sie hatten ihm versichert, nur so würde sie heil an ihrem Ziel ankommen, in der Festung von Saint Jean d'Acre, wo ein Großteil der

Schätze des Templerordens aufbewahrt wurde. Dazu musste Saint-Remy das Grabtuch Christi natürlich erst einmal haben, und das erforderte Geduld und Diplomatie und insbesondere Klugheit, aber über all das verfügte der Ordensobere von Konstantinopel.

Balduin hatte sein festlichstes Gewand angezogen. De Molesmes hatte ihm geraten, niemanden über den Besuch beim Bischof zu informieren.

Pascal de Molesmes hatte persönlich die Soldaten ausgewählt, die sie begleiten sollten und auch die, die die Blanchernenkirche umstellen sollten.

Der Plan war einfach. Am späten Abend würde der Kaiser im Bischofspalast erscheinen. Er würde den Bischof höflich bitten, ihm das Mandyllion zu übergeben. Wenn er es nicht freiwillig tat, würden die Soldaten in die Kirche einmarschieren und es mit Gewalt holen.

De Molesmes hatte Balduin überzeugt, er solle sich von dem Bischof nicht einschüchtern lassen und ihn notfalls bedrohen. Zu diesem Zweck würde sie der Riese Vlad begleiten, ein Mann aus dem Norden, der nicht viel Verstand hatte und ohne zu murren alles tat, was Balduin ihm befahl.

Es war dunkel in der Stadt, und nur die Lichter verrieten, dass die Häuser und Paläste bewohnt waren.

Das Klopfen hallte durch den Palast, wo der Bischof gerade ein Glas zypriotischen Wein trank und eine geheime Botschaft von Papst Innozenz las. Ein Diener öffnete die Tür und bekam einen riesigen Schreck, als plötzlich der Kaiser vor ihm stand.

Er schrie auf, und die Wache des Bischofs eilte zur Tür. De Molesmes befahl ihnen, vor dem Kaiser niederzuknien.

Sie betraten festen Schrittes den Palast. Balduin sah man seine Angst an, aber die Entschlossenheit seines Beraters hinderte ihn daran davonzulaufen.

Der Bischof öffnete, alarmiert vom Lärm auf der Treppe, die Tür und war sprachlos, als Balduin, Pascal de Molesmes und eine Gruppe Soldaten vor ihm standen.

»Was soll das? Was macht Ihr hier?«, rief der Bischof.

»Ist das der Empfang für den Kaiser?«, unterbrach ihn de Molesmes.

»Beruhigt Euch, Hochwürden. Ich bin gekommen, um Euch zu besuchen. Ich bedaure, Euch meinen Besuch nicht zeitig genug angekündigt zu haben, aber die Staatsgeschäfte haben mich daran gehindert.«

Balduins Lächeln konnte den Bischof nicht beruhigen, der mitten im Raum stand und nicht wusste, was er tun sollte.

»Gestattet Ihr, dass wir uns setzen?«, fragte der Kaiser.

»Bitte, bitte, Euer Besuch kommt so unerwartet. Ich werde meine Diener rufen, damit sie Euch bewirten, wie es sich gehört. Ich werde mehr Kerzen anzünden lassen und ...«

»Nein«, unterbrach ihn de Molesmes. »Das ist nicht nötig. Der Kaiser beehrt Euch mit seiner Anwesenheit, hört ihn an.«

Der Bischof, der immer noch stand, wusste nicht, ob er die Anweisung befolgen sollte, während die Diener, angelockt von dem Lärm, schüchtern in der Tür standen und auf den Befehl von Hochwürden warteten.

Pascal de Molesmes ging zur Tür und sagte, sie sollten sich in ihre Gemächer zurückziehen, es handele sich um einen Freundschaftsbesuch des Kaisers, und angesichts der späten Stunde benötige man ihre Dienste nicht mehr, ein Glas Wein könnten sie sich selbst einschenken.

Der Kaiser nahm in einem bequemen Sessel Platz und seufzte. Pascal de Molesmes hatte ihn überzeugt, er brauchte das Mandyllion, um Konstantinopel zu retten.

Als er sich von dem ersten Schreck erholt hatte, sagte der Bischof bissig: »Was ist so wichtig, dass Ihr den Hausfrieden um diese Uhrzeit stört? Braucht Eure Seele Rat, oder geht es um eine Angelegenheit des Hofes?«

»Mein guter Hirte, ich bin als Sohn der Kirche zu Euch gekommen, um Euch an Problemen des Reiches teilhaben zu lassen. Ihr kümmert Euch um die Seelen, aber zu den Seelen gehören auch Körper, und ich will mit Euch über die irdischen Probleme sprechen, denn wenn das Reich leidet, leiden auch die Menschen.«

Balduin seufzte und suchte in Pascal de Molesmes Gesicht nach Zustimmung; kaum merklich bedeutete dieser ihm fortzufahren.

»Ihr kennt die Nöte von Konstantinopel so gut wie ich. Es ist kein Geheimnis, dass die kaiserlichen Truhen fast leer sind und dass die Belagerung durch unsere Nachbarn uns geschwächt hat. Seit Monaten haben weder die Soldaten den ganzen Sold erhalten, noch haben die Beamten des Palastes und die Botschafter ihr Geld bekommen. Ich bedaure zutiefst, der Kirche nichts spenden zu können, deren treuester Sohn ich bin.«

An diesem Punkt hielt Balduin inne, er fürchtete, der Bischof könnte aus der Haut fahren. Aber der hörte ihm angespannt zu und dachte über die Antwort nach, die er dem Kaiser geben würde.

»Auch wenn ich nicht auf dem Beichtstuhl sitze«, fuhr Balduin fort, »teile ich Euch meine Sorgen mit. Ich muss das Reich retten, und die einzige Lösung ist, dem König von Frankreich das Mandyllion zu verkaufen. Ludwig ist bereit, mir genügend Gold zu geben, um die Schulden begleichen zu können. Wenn ich ihm das Mandyllion übergebe, werde ich Konstantinopel

retten. Deshalb, bitte ich Euch, Hochwürden, als Euer Kaiser, mir das Grabtuch Christi zu übergeben. Es wird in christliche Hände kommen.«

Der Bischof sah ihn streng an und räusperte sich, bevor er sprach.

»Herr, Ihr kommt als Kaiser, um von mir die Herausgabe einer heiligen Reliquie der Kirche zu verlangen. Ihr sagt, Ihr wollt Konstantinopel damit retten, aber für wie lange? Ich kann Euch nicht geben, was mir nicht gehört, das Mandyllion gehört der Kirche, und folglich der gesamten Christenheit. Es wäre ein Sakrileg, wenn ich es Euch zum Verkauf geben würde. Die Gläubigen von Konstantinopel werden das nicht zulassen, sie beten das wundertätige Antlitz Christi an. Vermischt Eure irdischen Dinge nicht mit denen Gottes und Eure Interessen nicht mit denen der Christenheit. Versteht, dass ich Euch das Grabtuch nicht geben kann. Die Gläubigen werden mir nie erlauben, dass Ihr die Reliquie verkauft, so wohl behütet sie auch bei dem guten König Ludwig sein mag.«

»Ich will keine Haarspalterei betreiben, Hochwürden, aber ich bitte Euch nicht, mir das Mandyllion zu übergeben, ich befehle es Euch.«

Balduin war froh, dass er den letzten Satz so bestimmt hervorgebracht hatte, und heischte wieder nach Zustimmung in den Augen von de Molesmes.

»Ich schulde Euch Respekt als Kaiser, und Ihr müsst mir als Eurem Hirten gehorchen«, antwortete der Bischof.

»Euer Bischöfliche Gnaden, ich werde nicht zulassen, dass das, was vom Reich noch übrig ist, ausblutet, nur weil Ihr die geschätzte Reliquie behalten wollt. Als Christ bedaure ich es, mich von dem Mandyllion trennen zu müssen, aber jetzt ist es meine Pflicht als Kaiser zu handeln. Ich bitte Euch, mir die Reliquie zu übergeben ... freiwillig.«

Beunruhigt sprang der Bischof auf und schrie: »Ihr wagt es, mir zu drohen? Ihr sollt wissen, ich werde Euch exkommunizieren, wenn Ihr Euch gegen die Kirche erhebt!«

»Wollt Ihr auch den König von Frankreich exkommunizieren, weil er das Mandylion kauft?«, erwiderte der Kaiser.

»Ich werde Euch das Grabtuch nicht übergeben. Es gehört der Kirche, und nur der Papst kann über die heiligste aller Reliquien verfügen ...«

»Nein, es gehört nicht der Kirche, das wisst Ihr genau. Es gehörte dem Kaiser Romanos Lekapenos, der es aus Edessa gerettet und nach Konstantinopel gebracht hat. Es gehört dem Reich, es gehört dem Kaiser. Die Kirche war lediglich die treue Hüterin, jetzt wird sich das Reich darum kümmern.«

»Stellt Euch der Entscheidung des Papstes, wir werden ihm schreiben, Ihr werdet ihm Eure Gründe darlegen, und ich werde mich seiner Entscheidung beugen.«

Balduin zögerte. Er wusste, dass der Bischof Zeit gewinnen wollte, aber wie konnte er sich einem Vorschlag verweigern, der nur gerecht war?

Pascal de Molesmes baute sich vor dem Bischof auf und sah ihn aufgebracht an.

»Ich glaube, Hochwürden, Ihr habt den Kaiser nicht richtig verstanden.«

»Monsieur de Molesmes, ich bitte Euch, mischt Euch nicht ein!«, brüllte der Bischof.

»Ihr wollt mir den Mund verbieten? Mit welcher Autorität? Ich bin wie Ihr Untertan von Kaiser Balduin, und es ist meine Pflicht, die Interessen des Reichs zu schützen. Gebt das Mandylion zurück, das Euch nicht gehört, und wir gehen in Frieden auseinander.«

»Wie könnt Ihr es wagen, so mit mir zu sprechen! Herr, befiehlt Eurem Sekretär zu schweigen!«

»Beruhigt Euch, beide«, griff Balduin ein, der sich von seinem anfänglichen Zweifel wieder erholt hatte. »Bischöfliche Gnaden, Monsieur de Molesmes hat es richtig gesagt, wir sind gekommen zu holen, was mir gehört. Ich gebe Euch noch eine Minute. Dann werde ich das Mandylion mit Gewalt beschlagnahmen lassen.«

Der Bischof eilte zur Tür und rief nach seiner Wache. Der Trupp kam sofort angelaufen.

Mutig geworden durch die Anwesenheit der Soldaten, versuchte der Bischof, seine ungebetenen Gäste loszuwerden.

»Wenn Ihr auch nur eine Faser des Grabtuchs berührt, werde ich dem Papst schreiben und ihn bitten, Euch zu exkommunizieren. Verschwindet!«, donnerte er.

Überrascht von dieser unerwarteten Reaktion rührte Balduin sich nicht von der Stelle, aber Pascal de Molesmes, ging voller Wut zur Tür, in der immer noch der Bischof stand.

»Soldaten!«, rief er.

Und ein paar Sekunden später kamen die kaiserlichen Soldaten die Treppe herauf und postierten sich zum Erstaunen der Wache des Prälaten im Zimmer.

»Wollt Ihr den Kaiser herausfordern? In diesem Falle werde ich Euch wegen Verrats festnehmen lassen, und Ihr wisst, dass darauf die Todesstrafe steht«, rief de Molesmes.

Dem Bischof lief ein eisiger Schauer über den Rücken. Er wartete verzweifelt darauf, dass seine Soldaten eingriffen, aber die rührten sich nicht vom Fleck.

Pascal de Molesmes wandte sich an den verdutzten Balduin.

»Herr, ich bitte Euch, den Befehl zu geben, dass Euer Hochwürden mich zur Blanchernenkirche begleitet und mir das Mandylion übergibt. Ich werde es dann für Euch in den Palast bringen.«

Balduin erhob sich und schritt seine kaiserliche Würde präsentierend auf den Bischof zu.

»Monsieur de Molesmes vertritt mich. Ihr werdet ihn begleiten und ihm das Mandyllion übergeben. Wenn Ihr dem Befehl nicht nachkommt, wird Euch mein treuer Diener Vlad persönlich in den Kerker des Palastes bringen, aus dem Ihr nie mehr herauskommen werdet ... Ich würde Euch lieber am nächsten Sonntag die Messe lesen sehen ...«

Mehr sagte er nicht. Ohne den Bischof anzusehen, verließ er umgeben von seinen Soldaten mit dem Gefühl das Zimmer, sich wie ein wahrer Kaiser verhalten zu haben.

Vlad, der Riese, stellte sich vor den Bischof, bereit, den Befehl auszuführen. Dieser begriff, dass es keinen Sinn hatte, Widerstand zu leisten, aber sein verletzter Stolz bäumte sich noch einmal auf.

»Ich werde Euch das Mandyllion übergeben und den Papst informieren.«

Umgeben von Soldaten und unter dem aufmerksamen Blick Vlags gingen sie in die Blanchernenkirche. Dort befand sich die heilige Reliquie in einer Vitrine.

Der Bischof öffnete sie mit dem Schlüssel, den er um den Hals trug, und mit Tränen in den Augen holte er das Grabtuch heraus und übergab es de Molesmes.

»Ihr begeht ein Sakrileg. Gott wird Euch bestrafen!«

»Sagt, was für eine Strafe bekommt Ihr, weil Ihr so viele Reliquien ohne Erlaubnis des Papstes zu Eurem eigenen Nutzen verkauft habt?«

»Wie könnt Ihr mich einer solchen Untat bezichtigen?«

»Ihr seid der Bischof von Konstantinopel, und Ihr solltet wissen, dass nichts, was hier vorgeht, dem Palast verborgen bleibt.«

Der Sekretär nahm vorsichtig das Grabtuch aus den Händen

des Bischofs, der auf die Knie fiel und bitterlich zu weinen begann.

»Ich rate Euch, Hochwürden, Euch zu beruhigen und Euren Verstand einzusetzen, davon habt Ihr ja genug. Vermeidet einen Konflikt zwischen dem Reich und Rom, der keinem nützt. Ihr stellt Euch nicht nur gegen Balduin, sondern auch gegen den französischen König. Denkt nach, bevor Ihr handelt.«

Der Kaiser ging nervös im Zimmer auf und ab und wartete auf de Molesmes. Er war durcheinander. Er wusste nicht, ob er Schmerz empfinden sollte, weil er sich gegen den Bischof gestellt hatte, oder ob er sich freuen sollte, weil er seine kaiserliche Macht durchgesetzt hatte.

Ein Rotwein aus Zypern versüßte ihm das Warten. Er hatte seine Frau und seine Diener weggeschickt und den Wachen den Befehl gegeben, nur dem Sekretär Zutritt zu seinen Gemächern zu gewähren.

Plötzlich hörte er eilige Schritte, und sofort öffnete er die Tür. Es war de Molesmes. Eskortiert von Vlad, mit dem gefalteten Mandyllion in den Händen, betrat der Sekretär mit zufriedener Miene das Zimmer.

»Musstest du Gewalt anwenden?«, fragte Balduin ängstlich.

»Nein, Herr. Das war nicht notwendig. Hochwürden ist zur Vernunft gekommen und hat mir die Reliquie bereitwillig übergeben.«

»Bereitwillig? Wohl kaum. Er wird an den Papst schreiben, und dann wird Innozenz mich womöglich exkommunizieren.«

»Das wird Euer Onkel, der König von Frankreich, nicht zulassen. Glaubt Ihr, Innozenz würde sich mit Ludwig anlegen? Er würde es nicht wagen, Ludwig das Mandyllion streitig zu machen. Vergesst nicht, dass das Grabtuch für ihn ist, und

vergesst nicht, dass es im Moment Euch gehört und nicht der Kirche: Ihr könnt Euer Gewissen beruhigen.«

De Molesmes übergab Balduin das Grabtuch, und dieser verstaute es ehrfurchtsvoll in einer reich geschmückten Truhe neben seinem Bett. Dann sagte er zu Vlad, er solle sich nicht von der Truhe wegbewegen und sie notfalls mit seinem Leben verteidigen.

Der gesamte Hof erschien in Santa Sofia. Es gab keinen Adeligen, der nicht von dem Disput zwischen dem Kaiser und dem Bischof wusste, die Nachricht war sogar bis ins einfache Volk vorgedrungen.

Am Freitag waren die Gläubigen in die Blanchernenkirche gekommen, wo sie die leere Vitrine gesehen hatten. Zorn hatte sich unter ihnen breit gemacht, aber sie waren so verzagt wegen der elenden Lage des Reichs, dass niemand wagte, gegen den Kaiser aufzubegehren.

In Konstantinopel bildeten die Wetten einen festen Bestandteil des Alltagslebens. Alles war für die Bewohner Anlass zum Wetten. Sogar der Konflikt zwischen dem Kaiser und dem Bischof. Als der Streit um das Mandyion bekannt wurde, erreichten die Wetten astronomische Höhen. Einige wetteten, dass der Bischof die nächste Messe halten werde, andere, dass er eben das nicht tun werde und dass diese Kränkung einer Kriegserklärung des Papstes an Balduin gleichkommen werde.

Abwartend strich sich der venezianische Botschafter über den Bart, und der von Genua hatte ständig die Tür im Blick. Beiden käme es für ihre Staaten sehr gelegen, wenn der Papst den Kaiser exkommunizierte, aber würde Innozenz wagen, den König von Frankreich zu beleidigen?

Balduin kam in kaiserlichem Prunk in die Basilika. In Purpur gekleidet, begleitet von seiner Ehefrau und den treuesten Adeligen, setzte er sich auf den mit Silber und Gold verzierten

Thron in der Mitte der Kirche, Pascal de Molesmes an seiner Seite. Dann ließ er den Blick über seine Untertanen schweifen. Sein Gesicht zeigte nicht die Spur von Besorgnis.

Die Minuten zogen sich in die Länge, aber da erschien Hochwürden, der Bischof von Konstantinopel. Im Bischofsgewand schritt er feierlich zum Altar. Ein Raunen ging durch die Kirche, während der Kaiser ungerührt auf seinem Thron verharrte.

Die Messe verlief ohne Zwischenfälle. Die Predigt des Bischofs war ein Aufruf zur Eintracht unter den Menschen und zur Vergebung. Der Kaiser nahm vom Bischof die Hostie entgegen, ebenso die Kaiserin und ihre Kinder, selbst der Sekretär ging zur Kommunion. Der Hof verstand die Botschaft: Die Kirche würde sich nicht gegen den König von Frankreich stellen. Als die Zeremonie vorüber war, feierte der Kaiser ein üppiges Festmahl mit Wein aus Athen. Es war ein kräftiger Wein mit einem starken Piniengeschmack. Balduin war ausgezeichneter Stimmung.

Der Comte de Dijon kam auf den Sekretär zu.

»Und, Monsieur de Molesmes, ist der Kaiser vielleicht schon zu einer Entscheidung gekommen?«

»Mein lieber Comte, in der Tat wird der Kaiser Euch in Kürze eine Antwort geben.«

»Sagt, warum muss ich noch warten?«

»Wir müssen noch einige Details klären.«

»Was für Details?«

»Seid nicht ungeduldig. Genießt das Fest und kommt morgen gegen zehn zu mir.«

»Könntet Ihr es einrichten, dass der Kaiser mich empfängt?«

»Bevor der Kaiser Euch empfängt, müssen wir beide uns unterhalten, ich bin sicher, dass wir zu einer Einigung kommen, die Euren und meinen König zufrieden stellt.«

»Ich erinnere Euch daran, dass Ihr Franzose seid wie ich und damit Ludwig verpflichtet.«

»Ach, mein guter König Ludwig! Als er mich nach Konstantinopel schickte, bat er mich inständig, seinem Neffen zu dienen wie ihm selbst.«

Die Antwort gab dem Comte de Dijon zu verstehen, dass de Molesmes in erster Linie Balduin treu war.

»Um zehn werde ich mich mit Euch treffen.«

»Ich erwarte Euch.«

Mit einer Neigung des Kopfes verabschiedete der Comte sich und suchte nach Maria, Balduins Cousine, die ihm seinen Aufenthalt in Konstantinopel bislang so angenehm gemacht hatte.

André de Saint-Remy kam aus der Kapelle, gefolgt von einer Gruppe Ritter. Sie gingen ins Refektorium, wo sie Brot und Wein zu sich nahmen.

Der Ordensobere war ein asketischer Mann, der sich von den Eitelkeiten des dekadenten Konstantinopel nicht hatte anstecken lassen. Er hatte verhindert, dass Gier und Bequemlichkeit in der Festung Einzug hielten. Es war noch nicht hell. Bevor sie an die Arbeit gingen, nahmen die Ritter ein Stück in Wein getunktes Brot zu sich. Nach diesem frugalen Mahl gingen die Tempelbrüder Bartolomé dos Capelos, Guy de Beaujeau und Roger Parker in Saint-Remys Arbeitszimmer.

Obwohl er erst wenige Minuten zuvor eingetroffen war, wartete der Ordensobere schon voller Ungeduld.

»Der Sekretär hat mir immer noch keine Nachricht geschickt, wann der Kaiser mich empfangen kann. Ich vermute, die letzten Ereignisse haben ihn auf Trab gehalten. Das Mandy lion befindet sich in einer Truhe neben Balduins Bett, und heute wird de Molesmes anfangen, mit dem Comte de Dijon über den Preis zu

verhandeln. Am Hof weiß man noch nichts über das Schicksal des französischen Königs, aber wir müssen davon ausgehen, dass bald ein Bote aus Damietta kommen und die schlechte Nachricht verkünden wird. Wir können nicht mehr länger auf eine Nachricht des Sekretärs warten. Wir gehen jetzt gleich in den Palast und bitten um Audienz beim Kaiser, um ihm mitzuteilen, dass sein ehrwürdiger Onkel ein Gefangener der Sarazenen ist. Ihr werdet mich begleiten und mit niemandem darüber sprechen, was ich dem Kaiser mitteilen werde.«

Die drei Ritter nickten und folgten ihrem Oberen auf den Hof, wo die Knechte schon die Rüstungen bereithielten. Drei Diener zu Pferd und drei Esel mit schweren Säcken schlossen sich ihnen an.

Die Sonne war gerade aufgegangen, als sie im Palast eintrafen. Die Diener des Palastes waren überrascht, als sie den Ordensoberen sahen. Irgendetwas Wichtiges musste da vorgehen, dass er um diese Uhrzeit im Palast auftauchte.

Der Sekretär war gerade mit Lesen beschäftigt, als ein Diener in sein Zimmer stürzte, um ihm von der Anwesenheit Saint-Remys und seiner Ritter und von ihrem Anliegen zu berichten.

Er eilte ihnen entgegen.

»Mein guter Freund, ich hatte Euch nicht erwartet ...«

»Ich muss dringend den Kaiser sprechen«, antwortete Saint-Remy kurz angebunden.

»Sagt mir, was liegt an?«

Der Templer dachte nach.

»Ich habe wichtige Neuigkeiten für den Kaiser, ich muss unter vier Augen mit ihm sprechen.«

De Molesmes begriff, dass er aus dem verschwiegenen Templer nicht mehr herausholen würde. Er könnte versuchen, ihm etwas zu entlocken, indem er behauptete, Balduin könne ihn nicht empfangen, ohne dass er, sein Berater, sich davon über-

zeugt habe, dass die Angelegenheit wirklich dringlich war. Aber diese Taktik würde bei Saint-Remy nicht funktionieren: Wenn er ihn zu lange warten ließe, würde er wortlos wieder verschwinden.

»Wartet hier, ich werde den Kaiser informieren, dass Ihr ihn dringend sprechen wollt.«

Die drei Templer warteten schweigend. Sie wussten, dass unsichtbare Augen sie beobachteten, die Lippen lesen konnten. In dem Moment erschien der Comte de Dijon zu seinem Treffen mit dem Sekretär.

»Meine Herren ...«

Sie neigten den Kopf. Die Templer schenkten dem überraschten Comte kaum Aufmerksamkeit. Nach einer halben Stunde kam der Sekretär zurück.

Er verzog das Gesicht, als er den Comte de Dijon sah, obwohl der Termin mit dem Repräsentanten des französischen Königs außerordentlich wichtig war.

»Der Kaiser wird Euch in seinen Privatgemächern empfangen. Und Ihr, Comte, müsst auf mich warten, denn ich muss dort bleiben, falls der Kaiser mich braucht.«

Balduin wartete in dem Saal neben dem Thronsaal. Er war beunruhigt wegen des unerwarteten Besuchs. Er ahnte, dass die Templer schlechte Nachrichten hatten.

»Sagt, meine Herren, was ist so eilig, dass es nicht warten kann, bis ich Euch zu einer Audienz empfangen, wie es sich gehört?«

André de Saint-Remy kam sogleich zum Thema.

»Herr, Ihr müsst wissen, dass Euer Onkel, Ludwig von Frankreich, in Al-Mansura gefangen gehalten wird. Über die Bedingungen zu seiner Freilassung wird verhandelt. Die Lage ist ernst. Ich hielt es für angebracht, dass Ihr informiert seid.«

Das Gesicht des Kaisers wurde blass, als würde das Blut aus

seinem Körper schwinden. Ein paar Sekunden lang war er sprachlos. Sein Herz pochte, und seine Unterlippe zitterte wie damals, als er noch ein kleiner Junge war und alle Kraft zusammennehmen musste, um die Tränen zurückzuhalten, damit sein Vater ihn nicht strafte, weil er Schwäche zeigte.

Der Templer merkte, was in dem Kaiser vorging, und sprach weiter, damit er sich ein wenig fangen konnte.

»Ich weiß, wie viel Euer Onkel Euch bedeutet. Ich versichere Euch, dass wir alles tun werden, um seine Freilassung zu erreichen.«

Balduin brachte die Worte nur stammelnd hervor.

»Wann habt Ihr das erfahren? Wer hat es Euch gesagt?«

Saint-Remy ließ die Fragen unbeantwortet.

»Herr, ich weiß um die Probleme des Reichs, und ich bin gekommen, Euch unsere Hilfe anzubieten.«

»Hilfe? Sprecht ...«

»Ihr wollt König Ludwig das Mandylion verkaufen. Er hat den Comte de Dijon geschickt, um mit Euch den Miet- oder Kaufvertrag auszuhandeln. Ich weiß, dass das Grabtuch in Eurem Besitz ist, und wenn der Vertrag geschlossen ist, wird der Comte es nach Frankreich bringen, um es Doña Blanca zu übergeben. Euch bedrängen die Genueser Bankiers, und der Botschafter von Venedig hat seiner Herrschaft geschrieben, dass der Rest des Reichs bald billig zu haben ist. Wenn Ihr nicht einen Teil der Schulden begleicht, werdet Ihr zum Kaiser des Nichts. Euer Reich ist fast nur noch ein Phantasiegebilde.«

Saint-Remys harte Worte trafen Balduin, der verzweifelt die in den weiten Ärmeln der Purpurtunika verborgenen Hände rang. Er hatte sich noch nie so allein gefühlt. Er suchte nach seinem Sekretär, aber die Templer hatten allein mit ihm sprechen wollen.

»Was schlägt Ihr vor?«, fragte Balduin.

»Der Templerorden ist bereit, Euch das Mandyllion abzukaufen. Ihr könnt noch heute genügend Gold bekommen, um die dringlichsten Schulden zu begleichen. Genua und Venedig werden Euch in Ruhe lassen – es sei denn, Ihr verschuldet Euch wieder. Wir fordern Stillschweigen. Ihr müsst bei Eurer Ehre schwören, dass Ihr niemandem, wirklich niemandem, nicht einmal Eurem Sekretär, verrätet, dass Ihr das Mandyllion an den Templerorden verkauft habt. Niemand darf das je erfahren.«

»Warum wollt Ihr, dass ich schweige?«

»Ihr wisst, dass wir gerne mit Diskretion vorgehen. Wenn niemand weiß, wo das Mandyllion ist, wird es keinen Zwist und keine Auseinandersetzungen unter Christen geben. Das Schweigen ist ein Teil des Preises. Wir vertrauen auf Euch, auf Euer Wort als Ehrenmann und Kaiser, aber in dem Verkaufsvertrag wird stehen, dass Ihr in der Schuld des Templerordens steht, wenn Ihr die Vertragsbedingungen öffentlich macht. Und wir fordern die sofortige Begleichung Eurer Schulden beim Templerorden.«

Der Kaiser konnte kaum atmen, so sehr krampfte sich sein Magen zusammen.

»Woher weiß ich, dass Ludwig wirklich gefangen gehalten wird?«

»Ihr wisst, dass wir Ehrenmänner sind, die zu Trug nicht fähig sind.«

»Wann kann ich das Gold haben?«

»Sofort.«

Saint-Remy wusste, dass die Versuchung für Balduin zu groß war. Wenn er ja sagte, könnte er sich seiner größten Nöte entledigen und mit den Venezianern und Genuesern reinen Tisch machen.

»Niemand am Hof wird glauben, dass das Geld vom Himmel gefallen ist.«

»Sagt Ihnen die Wahrheit, sagt, es ist von den Templern, aber sagt Ihnen nicht wofür. Sollen sie glauben, dass es ein Darlehen ist.«

»Und wenn ich nein sage?«

»Das ist Euer gutes Recht.«

Sie schwiegen. Balduin dachte darüber nach, ob seine Entscheidung richtig war. Saint-Remy war gelassen, er wusste, dass der Kaiser auf seinen Vorschlag eingehen würde, er kannte sich mit den Seelen der Menschen aus. Der Kaiser sah den Templer an und sagte leise:

»Also gut.«

Bartolomé dos Capelos gab dem Oberen ein Dokument und dieser reichte es dem Kaiser.

»Das ist der Vertrag. Lest ihn, es sind die Bedingungen, die ich erwähnt habe. Unterzeichnet ihn, und dann werden unsere Diener das Gold dort deponieren, wo Ihr es haben wollt.«

»So sicher wart Ihr Euch, dass ich darauf eingehen würde?«, klagte Balduin.

Saint-Remy sah den Kaiser schweigend an. Dieser nahm eine Gänsefeder, unterzeichnete den Vertrag und drückte das kaiserliche Siegel darauf.

»Wartet hier, ich werde das Mandylyon holen.«

Der Kaiser verließ den Saal durch eine hinter einem Wandteppich verborgene Tür. Minuten später kam er zurück und übergab ihnen das gefaltete Tuch.

Die Templer falteten es auf, um sich zu vergewissern, dass es das echte Mandylyon war, dann falteten sie es wieder zusammen.

Auf ein Zeichen von Saint-Remy verließen Roger Parker, der schottische Ritter, und der Portugiese dos Capelos den Saal und gingen zum Eingang des Palastes, wo die Diener warteten.

Pascal de Molesmes, der im Vorzimmer wartete, beobachtete, wie die Ritter und ihre Diener schwere Säcke anschleppten. Er

wusste, dass er nicht zu fragen brauchte, was sie da trugen, und er war verwundert, dass der Kaiser ihn nicht gerufen hatte. Er war drauf und dran, in den Saal zu gehen, aber er wollte Balduins Zorn nicht erregen, es war klüger zu warten.

Zwei Stunden später, als alle Goldsäcke in dem geheimen Raum verstaubt waren, verabschiedete Balduin sich von den Templern.

Er würde das Versprechen halten, Schweigen zu bewahren, nicht nur weil er sein Wort als Kaiser gegeben hatte, sondern weil er André de Saint-Remy fürchtete. Der Ordensobere war ein frommer Mann, ganz der Sache des Herrn ergeben, aber in seinem Blick sah man den Menschen dahinter. Ein Mensch, dem die Hand nicht zitterte, wenn es darum ging, das zu verteidigen, woran er glaubte, oder wozu er sich verpflichtet hatte.

Als Pascal de Molesmes den Saal betrat, fand er Balduin nachdenklich vor, aber ruhig, so als wäre eine große Last von ihm genommen worden.

Balduin berichtete ihm über die missliche Lage seines Onkels und dass er angesichts der Umstände ein weiteres Darlehen bei den Templern aufgenommen habe. Er werde die Schulden begleichen und warten, dass König Ludwig freikam.

Der Sekretär hörte ihm beunruhigt zu, er hatte das Gefühl, dass Balduin ihm etwas verschwiege, aber er sagte nichts.

»Was werdet Ihr mit dem Mandylion tun?«

»Nichts. Ich werde es an einem geheimen Ort aufbewahren und auf Ludwigs Freilassung warten. Dann werde ich entscheiden, was ich mache. Vielleicht war das eine Warnung unseres Herrn, um zu verhindern, dass wir sein heiliges Abbild verkaufen. Ruft die Botschafter, und sagt ihnen, wir werden ihnen geben, was wir ihren Städten schulden. Und sagt dem Comte de Dijon Bescheid. Ich werde ihm mitteilen, welches Schicksal der französische König erlitten hat.«

André de Saint-Remy breitete das Grabtuch vorsichtig aus und sah den Leib des Gekreuzigten in seiner ganzen Größe. Die Ritter fielen auf die Knie und beteten unter der Leitung ihres Oberen.

Sie hatten das Grabtuch nie ganz gesehen. In der Vitrine in der Blanchernenkirche konnte man nur das Gesicht von Jesus sehen, es sah aus wie ein gemaltes Porträt. Aber jetzt sahen sie Jesus' ganze Gestalt mit den Spuren der Folterqualen, die er erlitten hatte. Sie beteten und merkten nicht, wie die Stunden vergingen, es wurde schon Abend, als Saint-Remy sich erhob, das Grabtuch zusammenfaltete und es mit in sein Zimmer nahm. Minuten später ließ er seinen Bruder Robert und den jungen Ritter François de Charney rufen.

»Macht euch so schnell wie möglich für die Abreise bereit.«

»Wenn Ihr es erlaubt, können wir uns in ein paar Stunden im Schutz der nächtlichen Dunkelheit auf den Weg machen.«

»Ist das nicht gefährlich?«, fragte Saint-Remy.

»Nein, es ist besser, wenn wir die Festung verlassen, wenn niemand uns sehen kann und die Augen der Spione vom Schlaf geschlossen sind. Wir werden niemandem sagen, dass wir fortgehen«, sagte de Charney.

»Ich werde das Mandyllion so verpacken, dass es auf der Reise keinen Schaden nimmt. Kommt es kurz vor eurer Abreise holen, ihr werdet dann auch einen Brief von mir und noch andere Dokumente für Großmeister Renaud de Vichiers mitbekommen. Weicht auf keinen Fall von eurem Weg nach Saint Jean d'Acre ab. Ich schlage euch vor, noch Brüder mitzunehmen, vielleicht Guy de Beaujeau, Bartolomé dos Capelos ...«

»Bruder«, unterbrach ihn Robert, »ich bitte dich, lass uns allein gehen. Das ist sicherer. Wir fallen nicht auf, wir können auf die Hilfe unserer Knappen zählen. Wenn wir in Begleitung von Brüdern reisen, wissen die Spione sofort, dass wir etwas mit uns führen.«

»Ihr habt den größten Schatz der Christenheit bei euch ...«

»... für den wir mit unserem Leben haften«, fügte de Charney hinzu.

»Dann sei es so, wie ihr sagt. Lasst mich jetzt allein, ich muss den Brief verfassen. Und betet. Betet zu Gott, dass er euch zu eurem Ziel führen möge. Der Erfolg der Mission liegt in Seiner Hand.«

Es war stockfinster. Nicht ein Stern war am Himmel zu sehen. Robert de Saint-Remy und François de Charney schlichen aus ihren Zimmern zu André de Saint-Remy. Es herrschte nächtliche Stille, und die Ritter schliefen. Nur an den Mauern hielten einige Ritter zusammen mit in ihrem Dienst stehenden Soldaten Wache.

Robert de Saint-Remy klopfte leise an die Tür seines Bruders und Oberen. Der betete vor einem Kreuz in einer Ecke des Zimmers.

Als er die Anwesenheit der beiden Ritter bemerkte, erhob er sich und reichte Robert einen Sack mittlerer Größe.

»Da drin, in einer Holzschatulle, ist das Mandylion. Hier habt ihr die Dokumente für den Großmeister und Gold für die Reise. Gott sei mit euch.«

Die beiden Brüder umarmten sich. Sie wussten nicht, ob sie sich wiedersehen würden.

De Charney und Robert de Saint-Remy legten ihre Sarazenerkleidung an und gingen zu den Pferdeställen, wo die Knapen die ungeduldigen Pferde beruhigten. Sie nannten den Wächtern am Tor die Losung und verließen die sichere Festung, um sich auf den Weg nach Saint Jean d'Acre zu machen.

Mendibj ging über den engen Gefängnishof und genoss die Sonnenstrahlen, die den Morgen erhellten, ohne übermäßige Hitze zu verbreiten.

Er hatte genug gehört, um auf der Hut zu sein. Die Nervosität der Psychologin und der Sozialarbeiterin sagten ihm, dass da etwas im Busch war.

Er hatte die medizinische Untersuchung über sich ergehen lassen, und er war auch noch einmal von der Psychologin begutachtet worden. Sogar der Gefängnisdirektor hatte an einer dieser ermüdenden Sitzungen teilgenommen, bei denen die Ärztin verzweifelt versucht hatte, ihn durch irgendwelche lächerlichen Reize zu einer Reaktion zu bringen. Am Ende hatte der Sicherheitsausschuss seiner Freilassung zugestimmt. Es fehlte nur noch die Unterschrift des Richters, höchstens noch sieben Tage, dann war er frei.

Er wusste, was er zu tun hatte. Er würde ziellos durch die Stadt streifen und darauf achten, ob ihm jemand folgte. Dann würde er ein paar Tage lang zum Carrara-Park gehen und Arslan von weitem beobachten, aber er würde das Zettelchen so lange bei sich behalten, bis er sicher war, dass niemand ihm eine Falle zu stellen versuchte.

Er fürchtete um sein Leben. Dieser Polizist, der ihn besucht hatte, war ein Eisenfresser. Er hatte ihm gedroht, alle Hebel in Bewegung zu setzen, damit er den Rest seines Lebens im Gefängnis bleiben müsste, und jetzt kam er plötzlich einfach frei. Die Polizei hat was vor, dachte er. Vielleicht soll ich sie zu meinen Kontakten führen. Ja, das wird es sein, ich bin der Lockvogel. Ich muss vorsichtig sein.

Der Stumme lief auf und ab und merkte nicht, dass er unauffällig von zwei jungen Männern beobachtet wurde. Groß, kräftig und mit brutalen Gesichtern, Ergebnis der Erfahrungen im Gefängnis, gingen die Brüder Bajerau leise die Einzelheiten des geplanten Mordes durch.

Währenddessen unterhielt sich Marco Valoni im Büro des Gefängnisdirektors mit diesem und mit dem Chef des Wachpersonals.

»Es ist unwahrscheinlich, dass etwas passiert, aber wir sollten auf Nummer sicher gehen. Der Stumme darf in den letzten Tagen nicht aus den Augen gelassen werden«, insistierte Marco.

»Ach was, der Stumme interessiert doch keinen, es ist, als ob er gar nicht existierte, er spricht nicht, er hat keine Freunde, er hat nie zu jemandem hier Kontakt gesucht. Niemand wird ihm etwas tun, das kann ich Ihnen versichern«, sagte der Chef des Wachpersonals.

»Wir dürfen kein Risiko eingehen, das müssen Sie verstehen. Wir wissen nicht, mit wem wir es zu tun haben. Es kann ein armer Tropf sein, vielleicht aber auch nicht. Wir haben wenig Lärm gemacht, aber genug, dass irgendjemandem zu Ohren gekommen ist, dass er freikommt. Jemand muss mir für seine Sicherheit hier garantieren.«

»Aber, Marco«, sagte der Gefängnisdirektor, »Abrechnungen und Tötungsdelikte unter Gefangenen oder Ähnliches hat es in diesem Gefängnis noch nie gegeben, ich kann Ihre Sorgen wirklich nicht nachvollziehen.«

»Ich mache mir aber Sorgen. Signor Genari, Sie als Chef des Wachpersonals, wissen doch sicherlich, wer hier die Anführer sind. Ich will die Leute sprechen.«

Genari hob abwehrend die Arme. Dieser Polizist war nicht davon zu überzeugen, dass er seine Nase nicht in die interne Struktur des Gefängnisses zu stecken hatte. Und ausgerechnet

er, Genari, sollte ihm sagen, wer das Sagen hatte, als könnte er das, ohne Kopf und Kragen zu riskieren.

Marco spürte Genaris Vorbehalte und versuchte, seine Bitte anders zu formulieren.

»Also, Genari, es muss hier doch jemanden geben, vor dem die anderen Gefangenen Respekt haben. Bringen Sie ihn mir her.«

Der Gefängnisdirektor rutschte nervös auf dem Schreibtischstuhl herum, während Genari trotzig schwieg. Am Ende griff er zugunsten von Marco ein.

»Genari, Sie kennen dieses Gefängnis wie kein anderer, es muss doch so jemanden geben, wie Signor Valoni sagt, schaffen Sie ihn her.«

Genari stand auf. Er wusste, dass er den Bogen nicht überspannen durfte, um keinen Verdacht bei seinem Vorgesetzten und diesem neugierigen Polizisten aus Rom zu erwecken. Sein Gefängnis funktionierte wunderbar, es gab ein paar ungeschriebene Regeln, und jetzt wollte dieser Valoni wissen, wer die Fäden zog.

Er schickte einen Angestellten, um den Anführer zu holen, Frasquello. Um diese Zeit würde er gerade seinen Söhnen per Handy Anweisungen geben. Er war wegen Drogenschmuggels im Gefängnis gelandet, nachdem ihn jemand verpiffen hatte.

Frasquello betrat mit finsterer Miene das kleine Büro des Chefs des Wachpersonals.

»Was wollen Sie? Warum stören Sie mich?«

»Da ist ein Polizist, der unbedingt mit Ihnen sprechen will.«

»Ich rede nicht mit Polizisten.«

»Mit dem werden Sie reden müssen, sonst stellt der uns das ganze Gefängnis auf den Kopf.«

»Ich habe nichts davon, mit dem Mann zu reden. Wenn Sie ein Problem haben, lösen Sie es. Aber lassen Sie mich in Ruhe.«

»Nein, das werde ich nicht!«, schrie Genari. »Sie werden jetzt mit mir zu diesem Polizisten gehen und mit ihm sprechen. Je schneller die Angelegenheit vom Tisch ist, umso früher wird er gehen und uns in Ruhe lassen.«

»Was will der Bulle? Warum will er ausgerechnet mit mir sprechen? Ich kenne keinen Bullen und will auch keinen kennen lernen. Lassen Sie mich in Frieden.«

Der Anführer wollte das Büro verlassen, aber noch bevor er die Tür öffnen konnte, hatte sich Genari schon auf ihn gestürzt und seinen Arm auf den Rücken gedreht.

»Lassen Sie mich los! Sind Sie verrückt geworden? Sie sind ein toter Mann!«

In dem Moment ging die Tür auf. Marco Valoni sah die beiden Männer an, die sichtlich erzürnt waren.

»Lassen Sie ihn los!«, befahl er Genari.

Der Angesprochene ließ Frasquello's Arm los, der reglos dastand und den Neuankömmling musterte.

»Ich wollte lieber in Ihr Büro kommen. Der Gefängnisdirektor bekam gerade einen Telefonanruf, und da habe ich gesagt, ich würde zu Ihnen gehen, um ihn nicht zu stören. Offensichtlich bin ich im richtigen Moment gekommen, denn Sie scheinen unseren Mann gefunden zu haben.« Er befahl Frasquello, sich zu setzen.

Der Anführer rührte sich nicht von der Stelle. Genari wurde nervös und sah ihn hasserfüllt an.

»Setzen Sie sich!«, wiederholte Valoni wütend.

»Ich weiß nicht, wer Sie sind, aber ich kenne meine Rechte, und niemand kann mich zwingen, mit einem Polizisten zu reden. Ich werde meinen Anwalt anrufen.«

»Sie werden niemanden anrufen. Sie werden mir zuhören und tun, was ich sage, sonst werde ich Sie in ein anderes Gefängnis

verlegen lassen, wo Sie Ihren guten Freund Genari nicht mehr haben, der es nicht so genau nimmt.«

»Sie können mir nicht drohen.«

»Das war keine Drohung.«

»Es reicht! Was wollen Sie?«

»Da Sie langsam Vernunft annehmen, werde ich es Ihnen offen sagen: Ich will, dass einem Mann, der in diesem Gefängnis sitzt, nichts zustößt.«

»Ach ja? Und wie soll ich das machen?«

»Keine Ahnung, ist mir egal.«

»Angenommen, ich mache es, was habe ich davon?«

»Ein paar Annehmlichkeiten.«

»Ha, ha, ha ... Darum kümmert sich schon mein Freund Genari. Was glauben Sie, mit wem Sie es zu tun haben?«

»Gut, ich werde mir Ihre Akte anschauen und sehen, ob man eine Strafverkürzung erreichen kann, weil Sie mit der Justiz zusammengearbeitet haben.«

»Es reicht nicht, dass Sie sich das anschauen, ich will Garantien.«

»Nein. Ich werde Ihnen nichts garantieren. Ich werde mit dem Gefängnisdirektor sprechen und dem Sicherheitsausschuss empfehlen, Ihr Verhalten, Ihren psychischen Zustand und die Möglichkeit Ihrer Wiedereingliederung in die Gesellschaft zu überprüfen. Mehr nicht.«

»Das ist keine Verhandlungsbasis.«

»Wenn das keine Verhandlungsbasis ist, werden Sie bald auf ein paar von den Privilegien, an die Sie durch Genari gewöhnt sind, verzichten müssen. Ich werde Ihre Zelle von oben bis unten durchsuchen lassen, und dann wird strikt nach Vorschrift vorgegangen. Im Notfall wird Genari versetzt.«

»Sagen Sie mir, um wen es geht.«

»Werden Sie tun, worum ich Sie gebeten habe?«

»Sagen Sie mir, um wen es geht.«

»Um einen Stummen, einen jungen Mann, der ...«

Marco wurde von Frasquello's Lachen unterbrochen.

»Ich soll diesen armen Teufel schützen? Niemand schert sich um ihn, er stört niemanden. Er ist ein Niemand.«

»Ich will, dass ihm in den nächsten Tagen nichts zustößt.«

»Wer könnte ihm etwas antun?«

»Ich weiß es nicht, aber Sie werden es verhindern.«

»Warum interessiert er Sie?«

»Das geht Sie nichts an. Tun Sie einfach, worum ich Sie gebeten habe, und genießen Sie weiter die Ferien auf Staatskosten.«

»Einverstanden. Ich spiele das Kindermädchen.«

Marco verließ erleichtert das Büro. Dieser Anführer war ein intelligenter Mann. Er würde tun, worum er ihn gebeten hatte.

Jetzt kam der zweite Teil: Er musste an die Turnschuhe des Stummen heran, das einzige Paar Schuhe, das er besaß, und das Mikrofon einbauen. Der Direktor hatte ihm versprochen, wenn er am Abend in seine Zelle zurückkehre, werde einer der Wächter die Schuhe wegnehmen, er wisse noch nicht, unter welchem Vorwand, aber ihm werde schon etwas einfallen.

John hatte Larry Smith nach Turin geschickt, einen Experten, der, wie er sagte, fähig war, einen Sender in einem Fingernagel unterzubringen. Nun, man würde ja sehen, ob er so gut war wie sein Ruf.

Der Herzog von Valant hatte bei dem Sekretär des Kaisers um Audienz ersucht. Zur verabredeten Stunde erschien er mit einem vornehm gekleideten jungen Kaufmann.

»Sagt mir, Herzog«, fragte der Sekretär, »was habt Ihr so Dringliches mit dem Kaiser zu besprechen?«

»Herr Sekretär, ich bitte Euch, diesen Herrn anzuhören, der mich mit seiner Freundschaft ehrt. Er ist ein angesehener Kaufmann aus Edessa.«

Pascal de Molesmes hörte aus Höflichkeit gegenüber dem Herzog gelangweilt den jungen Händler an. Der legte ihm ohne Umschweife den Grund seiner Reise dar.

»Ich weiß von den finanziellen Schwierigkeiten des Reichs und ich möchte dem Kaiser ein Angebot unterbreiten.«

»Ihr wollt dem Kaiser ein Angebot unterbreiten?«, rief der Sekretär irritiert und zugleich amüsiert aus. »Und was soll das für ein Angebot sein?«

»Ich vertrete eine Gruppe von vornehmen Händlern aus Edessa. Wie Ihr wisst, hat vor langer Zeit ein Kaiser von Byzanz mit Waffengewalt meiner Stadt ihre wertvollste Reliquie geraubt: das Mandylion. Wir sind friedfertige, anständige Menschen, und wir möchten unserer Gemeinschaft gerne das zurückgeben, was ihr einst gehört hat. Ich bin nicht gekommen, um Euch zu bitten, dass Ihr es uns einfach so zurückgebt, jetzt wo es in den Händen des Kaisers ist, von dem jeder weiß, dass er den Bischof gezwungen hat, es ihm auszuhändigen. Nein, wenn Balduin das Mandylion hat, wollen wir es ihm abkaufen. Wir werden jeden Preis zahlen.«

»Von was für einer Gemeinschaft sprecht Ihr? Edessa ist in muselmanischer Hand, oder?«

»Wir sind Christen und die gegenwärtigen Herrscher Edessas lassen uns gewähren. Wir zahlen hohe Steuern und entfalten friedlich unsere Aktivitäten. Wir können nicht klagen. Aber das Mandyllion gehört uns, und es muss in unsere Stadt zurückkehren.«

»Und wie viel seid Ihr bereit zu zahlen?«

»Zehn Sack Gold von dem Gewicht eines Mannes.«

Der Sekretär zeigte keine Regung, obwohl ihn der Betrag beeindruckt hatte. Das Reich hatte schon wieder Schulden, und Balduin suchte verzweifelt nach Darlehen, obwohl sein Onkel, der gute König Ludwig, ihn nicht im Stich ließ.

»Ich werde dem Kaiser Euer Angebot vortragen und Euch rufen lassen, sobald ich eine Antwort habe.«

Balduin hörte betrübt seinem Sekretär zu. Er hatte geschworen, niemandem etwas von dem Verkauf des Mandyllion an die Templer zu sagen. Sein Leben hing davon ab.

»Ihr müsst diesem Händler sagen, dass ich sein Angebot ablehne.«

»Herr, denkt darüber nach!«

»Nein, das kann ich nicht. Bitte mich nie mehr, das Mandyllion zu verkaufen. Nie mehr, hörst du!«

Pascal de Molesmes verließ niedergeschlagen den Thronsaal. Er spürte, dass es Balduin unangenehm war, wenn die Sprache auf das Mandyllion kam. Seit zwei langen Monaten war das Grabtuch nun in den Händen des Kaisers, und er hatte es niemandem gezeigt, nicht einmal ihm, seinem Sekretär.

Es ging das Gerücht um, dass das großzügig von dem Ordensoberen der Templer von Konstantinopel, André de Saint-Remy, zur Verfügung gestellte Gold die Gegenleistung für das Mandyllion war. Aber Balduin hatte den Gerüchten immer wider-

sprochen und geschworen, das heilige Grabtuch befände sich an einem sicheren Ort.

Als König Ludwig freikam und nach Frankreich zurückkehrte, entsandte er erneut den Comte de Dijon mit einem noch großzügigeren Angebot für das Mandyllion, aber zur Überraschung des Hofes von Konstantinopel zeigte der Kaiser sich unbeugsam und versicherte, er werde seinem Onkel die Reliquie nicht verkaufen. Und jetzt lehnte er schon wieder ein beachtliches Angebot ab. Da wurde in Pascal de Molesmes der Verdacht allmählich zur Gewissheit: Balduin besaß das Mandyllion nicht mehr, er hatte es an die Templer verkauft.

Noch am selben Nachmittag ließ er den Herzog von Valant und seinen jungen Schützling rufen, um sie von der negativen Antwort des Kaisers in Kenntnis zu setzen. De Molesmes staunte nicht schlecht, als der Händler aus Edessa sagte, er sei bereit, das Angebot zu verdoppeln. Aber de Molesmes wollte keine falschen Hoffnungen nähren.

»Dann stimmt es also, was man sich am Hof erzählt?«, fragte der Herzog.

»Und was erzählt man sich am Hof, guter Freund?«

»Dass der Kaiser das Mandyllion nicht mehr hat, dass er es den Templern als Pfand für das Gold überlassen hat, um Venedig und Genua auszubezahlen. Nur so lässt sich erklären, warum er das großzügige Angebot der Händler von Edessa ausschlägt.«

»Ich kümmere mich nicht um die Gerüchte und die Ränke am Hof, und ich rate Euch, nicht alles zu glauben, was geredet wird. Ich habe Euch das Wort des Kaisers übermittelt, mehr ist nicht zu sagen.«

Pascal de Molesmes verabschiedete die Besucher und dachte dasselbe wie diese: Das Mandyllion musste bei den Templern sein.

Die Festung des Templerordens erhob sich stolz auf einer felsigen Klippe am Meeresrand. Von hier aus überblickte man ein weites Gebiet, eine der letzten christlichen Bastionen im Heiligen Land.

Robert de Saint-Remy rieb sich die Augen, als hätte er eine Fata Morgana vor sich. In wenigen Minuten sähen sie sich von Rittern umgeben, die sie bestimmt schon seit Stunden beobachteten.

Ali, sein Knappe, hatte sich wieder einmal als erfahrener Führer und treuer Freund erwiesen. Er verdankte ihm sein Leben, er hatte ihn gerettet, als sie von einem Trupp Ajjubiden überfallen wurden. Er hatte unermüdlich an seiner Seite gekämpft und nicht zugelassen, dass eine auf sein Herz gerichtete Lanze ihr Ziel erreichte. Er hatte sich dazwischengeworfen und den Stoß des tödlichen Eisens abgefangen. Keiner der Ajjubiden hatte den Angriff überlebt. Ali hatte mehrere Tage mit dem Tod gerungen, und Robert de Saint-Remy war nicht von seiner Seite gewichen.

Saids Arznei hatte ihn ins Leben zurückgeholt. Said hatte von den Ärzten der Templer wie auch von muselmanischen Ärzten gelernt. Er hatte die Lanze aus Alis Seite gezogen, die Wunde sorgfältig gesäubert und sie mit einem Pflaster aus Kräutern bedeckt, die er immer bei sich trug, und dann hatte er ihm einen übel riechenden Trunk verabreicht, der ihn in wohltuenden Schlaf versetzte.

Wenn Robert Said fragte, ob Ali überleben werde, hatte er immer die gleiche Antwort: »Das weiß nur Allah.« Nach sieben Tagen war Ali aus dem todesähnlichen Schlaf erwacht. Ein Lungenflügel schmerzte, und das Atmen war ihm eine Qual, aber Said sagte, er werde überleben, und alle waren wieder guten Mutes.

Ali hatte noch einmal sieben Tage gebraucht, um aufzustehen, und weitere sieben, um wieder auf seinem zahmen Hengst reiten zu können. Kurz vor dem Tor der Festung wurden sie plötzlich

von einer Staubwolke eingehüllt. Ein Dutzend Tempelritter zu Pferd standen vor ihnen, und der Kommandant befahl ihnen anzuhalten.

Als sie sich zu erkennen gaben, wurden sie bis zur Festung eskortiert und sofort zum Großmeister gebracht.

Renaud de Vichiers empfing sie herzlich. Trotz ihrer Müdigkeit berichteten sie ihm ausführlich von der Reise und übergaben die Botschaft und die Dokumente, die André de Saint-Remy ihnen mitgegeben hatte – vor allem aber die Schatulle mit dem Mandyllion.

Der Großmeister sagte, sie sollten sich zur Ruhe begeben, und gab Anweisung, Ali von seinen Diensten zu entbinden, bis er vollständig genesen sei.

Als er allein war, holte Renaud de Vichiers mit zitternder Hand die Schatulle mit dem Mandyllion hervor. Er war wie betäubt, gleich würde er das Antlitz Christi erblicken.

Er breitete das Leintuch aus und betete auf Knien, um Gott zu danken, dass er sein wahres Antlitz sehen durfte.

Am Abend des zweiten Tages nach der Ankunft von Robert de Saint-Remy und François de Charney rief der Großmeister die Ritter im Kapitelsaal zusammen. Dort war auf einem langen Tisch das Mandyllion ausgebreitet. Einer nach dem anderen gingen sie an dem Grabtuch vorbei, und einige der hartgesottenen Ritter konnten die Tränen nicht zurückhalten. Nach dem Gebet erklärte Renaud de Vichiers den Ordensrittern, das heilige Tuch werde, geschützt vor neugierigen Blicken, in einer Vitrine aufbewahrt werden. Es war der wertvollste Schatz der Templer, und sie würden ihn mit ihrem Leben verteidigen. Danach mussten sie alle schwören: Keiner von ihnen würde jemals verraten, wo das Mandyllion war. Dass sie es besaßen, war eines der großen Geheimnisse des Templerordens.

Marco hatte sie zum Essen eingeladen. Minerva, Pietro und Antonino waren am Morgen mit der ersten Maschine aus Rom gekommen.

Pietro zeigte sich Sofia gegenüber abweisend, fast feindselig. Das war ihr unangenehm, aber sie hatte keine andere Wahl: Solange sie beim Dezernat für Kunstdelikte war, musste sie mit Pietro zusammenarbeiten. Das bestärkte ihren Entschluss, die Abteilung zu verlassen, sobald der Fall abgeschlossen war.

Sie waren gerade mit dem Mittagessen fertig, als Sofias Handy klingelte.

»Ja ...?«

Als sie die Stimme am anderen Ende erkannte, wurde sie rot. Und als sie aufstand und den Gastraum verließ, erregte das erst recht die Aufmerksamkeit ihrer Kollegen. Als sie zurückkehrte, fragte niemand nach, aber es war offenkundig, dass Pietro geladen war.

»Marco, es war D'Alaqua, er hat mich für morgen mit Doktor Bolard und dem wissenschaftlichen Komitee zum Essen eingeladen; eine Art Abschiedssessen.«

»Du hast ja gesagt, oder?«, fragte Marco.

»Nein«, antwortete sie ein wenig verwirrt.

»Das war schlecht, ich habe dir doch gesagt, du sollst dich an sie ranhängen.«

»Wenn ich mich recht erinnere, haben wir morgen Generalprobe mit dem Team, und ich soll doch die Koordination übernehmen.«

»Du hast Recht, aber es wäre eine gute Gelegenheit, dieses Komitee wieder zu treffen, vor allem Bolard.«

»Wie dem auch sei, ich werde mit D’Alaqua übermorgen zu Mittag essen.«

Sie sahen sie erstaunt an. Marco musste lächeln.

»Ah! Und wie kommt das?«

»Er hat mich noch mal für einen Tag später eingeladen, nur dass dann das wissenschaftliche Komitee nicht mehr da ist.«

Minerva sah, wie Pietro die Fingerknöchel gegen den Tisch presste. Auch Antonino fühlte sich unwohl wegen des Gesprächs und wegen Pietros Anspannung. Sie baten Marco, die Rechnung kommen zu lassen und lenkten das Gespräch auf die Details des Einsatzes am nächsten Tag.

Mit Jackett und Jeans, ohne Make-up, das Haar zu einem Pferdeschwanz gebunden, fühlte Sofia sich plötzlich falsch angezogen für das Mittagessen mit D’Alaqua.

Sie sah nicht hässlich aus, denn das war sie nun wirklich nicht, und das Jackett und die Jeans waren von Versace, aber sie hatte D’Alaqua zeigen wollen, dass es sich um ein schlichtes Arbeitsessen handelte und nichts weiter.

Das Auto fuhr aus Turin heraus und bog nach wenigen Kilometern auf eine Straße ab, die zu einem im Wald versteckten beeindruckenden Renaissance-Palazzo führte.

Das Tor ging auf, ohne dass der Chauffeur von D’Alaqua irgendeinen Knopf gedrückt hatte und ohne dass jemand gekommen war, um festzustellen, wer sie waren. Vermutlich hatten sie überall Überwachungskameras installiert.

Am Eingang erwartete Umberto D’Alaqua sie in einem eleganten dunkelgrauen Seidenanzug.

Sofia konnte ihre Überraschung nicht verbergen, als sie den Palazzo betrat. Es war eine Art Museum.

»Ich habe Sie in mein Haus eingeladen, weil ich wusste, dass Sie gerne ein paar meiner Bilder anschauen würden.«

Nach dem Essen gingen sie länger als eine Stunde durch die Räume mit beeindruckenden, geschickt platzierten Kunstwerken.

Sie unterhielten sich über Kunst, Politik, Literatur. Für Sofia verging die Zeit so schnell, dass sie überrascht war, als D'Alaqua sich entschuldigte, er müsse zum Flughafen, weil er um sieben nach Paris fliegen wolle.

»Verzeihen Sie, ich habe Sie aufgehalten.«

»Keineswegs. Es ist sechs, und wenn ich nicht heute Abend in Paris sein müsste, würde ich Sie gerne zum Abendessen einladen. Ich komme in zehn Tagen zurück. Wenn Sie noch in Turin sind, würde ich mich freuen, Sie wiederzusehen.«

»Ich weiß nicht, vielleicht sind wir dann schon durch oder kurz davor.«

»Durch?«

»Mit den Ermittlungen zu dem Brand in der Kathedrale.«

»Ah! Und wie läuft's?«

»Gut. Wir sind in der Endphase.«

»Könnten Sie nicht etwas deutlicher werden?«

»Nun ...«

»Machen Sie sich keine Gedanken, ich verstehe das. Wenn alles restlos geklärt ist, können Sie mir ja berichten.«

Sofia war erleichtert. Marco hatte ihr verboten, irgendetwas preiszugeben, und auch wenn sie seinen Verdacht nicht teilte, war sie nicht fähig, sich über seine Anordnungen hinwegzusetzen.

Zwei Autos warteten vor dem Eingang. Eines würde Sofia ins *Hotel Alexandra* bringen und das andere D'Alaqua zum Flughafen, wo sein Privatjet wartete. Sie verabschiedeten sich mit einem Händedruck.

»Warum wollen sie ihn töten?«

»Keine Ahnung. Sie planen es seit Tagen. Sie versuchen einen Aufseher zu bestechen, damit er ihnen die Tür zur Zelle des Stummen auflässt. Sie wollen morgen Nacht eindringen und ihm die Kehle durchschneiden und dann in ihre Zelle zurückkehren. Niemand würde etwas mitbekommen, Stumme schreien nicht.«

»Wird der Aufseher darauf eingehen?«

»Kann sein. Sie sagen, sie haben viel Geld, ich glaube, sie wollen ihm fünfzigtausend Euro bieten.«

»Wer weiß noch davon?«

»Zwei weitere Kumpane, sie vertrauen uns, sie sind Türken wie wir.«

»Geh.«

»Wirst du mir die Information bezahlen?«

»Ja.«

Frasquello dachte nach. Warum wollten die Brüder Bajeraï den Stummen umbringen? Sicher ein Auftragsmord, aber von wem?

Er rief seine beiden Stellvertreter, sie hatten lebenslänglich wegen Mordes. Er sprach eine halbe Stunde mit ihnen. Dann bat er einen Aufseher, Genari zu rufen.

Der Chef des Wachpersonals kam nach Mitternacht in Frasquellos Zelle. Der schaute gerade fern und beachtete ihn gar nicht.

»Sei leise, und setz dich. Sag deinem Freund, dem Bullen, er hatte Recht. Sie wollen den Stummen umbringen.«

»Wer?«

»Die Bajeraï-Brüder.«

»Und warum?«, fragte Genari erstaunt.

»Was weiß ich! Ist mir auch egal. Ich habe meinen Teil erfüllt, jetzt soll er seinen erfüllen.«

»Kannst du es verhindern?«

»Verschwinde.«

Genari eilte in sein Büro und rief Marco Valoni auf dem Handy an.

Marco las. Er war müde. Sie hatten einen Probelauf mit dem Verfolgungsteam gemacht. Dann hatte er noch einmal die unterirdischen Gänge inspiziert und stundenlang Wände abgeklopft, ob er irgendwo das charakteristische Geräusch eines Hohlraums vernahm. Major Colombaria hatte Marco geduldig begleitet und ihn erneut zu überzeugen versucht, dass dort unten nichts war, was er nicht schon gesehen hatte.

»Signor Valoni, ich bin's, Genari.«

Marco sah auf die Uhr, es war schon nach Mitternacht.

»Sie hatten Recht, jemand will den Stummen töten.«

»Erzählen Sie mir alles.«

»Frasquello hat herausgefunden, dass zwei Brüder, Türken, die Bajeraï, den Stummen kaltmachen wollen. Anscheinend haben sie Geld dafür bekommen. Morgen soll das Ganze über die Bühne gehen. Sie sollten den Stummen so schnell wie möglich aus dem Gefängnis herausholen.«

»Nein, das können wir nicht. Er wird sofort Verdacht schöpfen, und dann ist die ganze Operation im Eimer. Wird Frasquello seinen Teil erfüllen?«

»Ja, er ist dabei. Er hat mich gebeten, Sie daran zu erinnern, dass Sie nun Ihren Teil erfüllen sollen.«

»Das werde ich. Sind Sie im Gefängnis?«

»Ja.«

»Gut. Dann werde ich den Direktor aufwecken. Ich bin in einer Stunde da. Ich will alle Informationen über diese Brüder, die Sie haben.«

»Es sind Türken, keine schlechten Kerle, sie haben im Streit einen umgelegt, aber sie sind keine Mörder, na ja, keine professionellen, meine ich.«

»In einer Stunde können Sie mir das alles genauer erzählen.«

Marco weckte den Gefängnisdirektor und bat ihn, in sein Büro im Gefängnis zu kommen. Dann rief er Minerva an.

»Hast du schon geschlafen?«

»Ich habe gelesen. Was ist?«

»Zieh dich an, ich erwarte dich in fünfzehn Minuten in der Eingangshalle. Ich will, dass du zum Hauptquartier der Carabinieri gehst, dich an den Computer setzt und mir alle Informationen über ein paar schräge Vögel verschaffst. Ich werde ins Gefängnis gehen und dir von dort aus mitteilen, was sie über sie wissen.«

»Was ist denn los?«

»Meine Ahnung hat mich nicht getrogen: Zwei Typen wollen den Stummen umbringen.«

»Mein Gott!«

»In fünfzehn Minuten hier unten. Beeil dich.«

Als Marco ins Gefängnis kam, wartete der Gefängnisdirektor schon in seinem Büro auf ihn. Er gähnte, und man sah ihm an, dass er müde war.

»Ich will den Bericht über die Bajeraï.«

»Die Brüder Bajeraï? Was haben sie denn getan? Vertrauen Sie auf das, was dieser Frasquello gesagt hat? Und, Genari: Wenn das hier vorbei ist, müssen Sie mir mal Ihre Beziehung zu Frasquello erläutern!«

Der Direktor suchte den Bericht heraus und gab ihn Marco. Der hatte keine Zeit, sich großartig hinzusetzen, und überflog die Seiten. Als er fertig war, rief er Minerva an.

»Ich schlaf gleich ein.«

»Dann rappele dich jetzt auf, und such mir alles über diese Türkenfamilie. Ich will alles über sie und ihre Angehörigen

wissen. Frag bei Interpol und der türkischen Polizei nach, in drei Stunden will ich einen vollständigen Bericht.«

»In drei Stunden? Vergiss es. Gib mir Zeit bis morgen.«

»Um sieben.«

»Okay, fünf Stunden, immerhin etwas.«

Der Frühstücksraum des Hotels öffnete um Punkt sieben. Minerva ging hinein, sicher, Marco dort anzutreffen. Ihre Augen waren von dem Schlafmangel und den vielen Stunden am PC ganz rot. Ihr Chef las die Zeitung und trank Kaffee. Er sah nicht gut aus, auch ihm sah man die schlaflose Nacht an.

Minerva legte zwei Mappen auf den Tisch und ließ sich auf den Stuhl fallen.

»Uff, ich bin total fertig!«

»Kann ich mir vorstellen. Hast du etwas Interessantes herausgefunden?«

»Kommt darauf an, was du unter interessant verstehst.«

»Schieß los, dann weißt du's.«

»Die Bajera-Brüder sind die Söhne türkischer Einwanderer. Ihre Eltern sind erst nach Deutschland und von dort aus nach Turin gegangen. Sie hatten Arbeit in Frankfurt, aber die Mutter konnte sich mit der deutschen Mentalität nicht anfreunden, und so haben sie ihr Glück hier versucht, weil sie hier Verwandte hatten. Die Kinder sind Italiener. Der Vater arbeitete bei Fiat und die Mutter als Putzfrau. Die Jungen sind in die Schule gegangen und waren nicht besser und nicht schlechter als andere Kinder. Der Ältere war fleißiger und schlauer. Seine Zeugnisse sind gut. Nach der Hauptschule hat er bei Fiat angefangen wie sein Vater, und der Jüngere wurde als Chauffeur bei einem hohen Tier der Regionalregierung angestellt, einem gewissen Regio. Der hat ihn genommen, weil die Mutter bei ihm Putzfrau war. Der Ältere hat es nicht lange bei Fiat ausgehalten, das

Arbeiterdasein war nichts für ihn, und so hat er einen Stand auf dem Markt gemietet und Gemüse verkauft. Es ging ihnen gut, es gab keinen Ärger, weder politisch noch mit der Steuer. Nichts. Der Vater ist pensioniert, die Mutter auch, sie leben von der Rente und ihren Ersparnissen. Sie haben keine Besitztümer außer dem Haus, das sie unter großen Anstrengungen vor fünfzehn Jahren gekauft haben. Vor ein paar Jahren waren die Bajerai-Brüder mit ihren Freundinnen an einem Samstagabend in einer Diskothek. Ein paar Betrunkene haben anzügliche Bemerkungen gemacht, und einer hat wohl der Freundin des Älteren einen Klaps auf den Po gegeben. Im Polizeibericht steht, die Brüder hätten ihre Messer gezogen und seien auf die Betrunkenen losgegangen. Ein Kerl wurde getötet und der andere so schwer verletzt, dass er seinen Arm nicht mehr benutzen kann. Man hat sie zu lebenslänglich verurteilt. Ihre Freundinnen haben nicht gewartet. Sie haben inzwischen geheiratet.«

»Was weißt du von ihrer Familie in der Türkei?«

»Arme Leute. Sie kommen aus Urfa, in der Nähe der Grenze zum Irak. Über Interpol hat die türkische Polizei uns eine E-Mail geschickt, mit allem, was sie über die Familie Bajerai haben, und das ist sehr wenig und uninteressant. Der Vater hat einen jüngeren Bruder in Urfa, er steht kurz vor der Pensionierung. Er arbeitet auf den Ölfeldern. Ah! Sie haben auch noch eine Schwester, die mit einem Lehrer verheiratet ist, sie haben acht Kinder. Es sind gutmütige Leute, sie haben nie Probleme gemacht, die Türken haben sich gewundert, dass wir nach ihnen gefragt haben. Vielleicht haben wir der armen Familie jetzt Ärger gemacht, du weißt doch, wie sie sich da anstellen.«

»Noch etwas?«

»Ja, in Turin lebt ein Cousin der Mutter, ein gewisser Amin, anscheinend ein mustergültiger Staatsbürger. Absolut verlässlich, er arbeitet seit Jahren für eine Werbeagentur. Er ist mit einer Italienerin verheiratet, einer Angestellten in einem Modegeschäft. Sie haben zwei Töchter. Die Ältere geht auf die

Universität, die Kleine beendet gerade die Schule, und sie gehen jeden Sonntag in die Kirche.«

»In die Kirche?«

»Ja, in die Kirche, das sollte dich nicht wundern, wir sind in Italien.«

»Ja, aber ist dieser Cousin nicht Muslim?«

»Tja, das weiß ich nicht. Ich denke ja, aber er ist mit einer Italienerin verheiratet, kirchliche Trauung, also muss er konvertiert sein, auch wenn in seiner Akte nichts dergleichen vermerkt ist.«

»Finde das heraus. Und finde auch heraus, ob die Bajeraï in die Moschee gingen.«

»Welche Moschee?«

»Stimmt, wir sind ja in Italien. Jedenfalls muss irgendwer wissen, ob sie gute Muslime waren. Hast du Einblick in ihre Konten gehabt?«

»Ja, nichts Besonderes. Der Cousin verdient ein annehmbares Gehalt, seine Frau auch. Es reicht für ein schönes Leben, auch wenn sie noch die Raten für die Wohnung abzahlen. Es gab keinen auffälligen Geldeingang. Sie sind eine sehr eng verbundene Familie, und sie besuchen die Inhaftierten häufig und bringen ihnen Essen, Süßigkeiten, Tabak, Bücher, Kleidung, kurzum, sie versuchen, ihnen das Leben im Gefängnis angenehmer zu machen.«

»Ja, ich weiß. Ich habe hier eine Kopie der Besucherliste. Dieser Amin war diesen Monat zweimal da, obwohl er normalerweise nur einmal im Monat kommt.«

»Gut, aber es ist ja nichts Verdächtiges, wenn er einmal öfter da war.«

»Wir müssen alles untersuchen, auch wenn es noch so unbedeutend scheint.«

»Schon gut. Schon gut. Aber wir sollten uns nicht verzetteln, Marco.«

»Weißt du, was mir komisch vorkommt? Dass er in die Kirche geht und kirchlich geheiratet hat. Ein Muslim legt nicht einfach so seine Religion ab.«

»Willst du jetzt auch alle Italiener untersuchen, die mit der Kirche nichts am Hut haben? Ich habe da eine Freundin, die ist zum Judentum übergetreten, weil sie sich während eines Sommers im Kibbuz in einen Israeli verliebt hat. Die Mutter des Jungen war orthodoxe Jüdin und sie hätte nie zugelassen, dass ihr Sohn eine Heidin heiratet. So ist sie konvertiert und geht jetzt jeden Samstag in die Synagoge. Sie glaubt an nichts, aber sie geht trotzdem hin.«

»Gut, das ist die Geschichte von deiner Freundin. Aber wir haben hier zwei Türken, die den Stummen töten wollen.«

»Ja, aber sie wollen ihn töten, und nicht der Cousin. Mach nicht ihn zum Verdächtigen, nur weil er in die Kirche geht.«

Pietro kam herein, eine Minute später auch Antonino und Giuseppe. Sofia war die Letzte.

Minerva setzte sie ins Bild, was sie in den letzten Stunden getan hatten, und auf Marcos Anweisung bekamen alle eine Kopie des Berichts zu lesen.

»Und?«, fragte Marco, als alle zu Ende gelesen hatten.

»Es sind keine Mörder. Wenn man ihnen den Auftrag erteilt hat, dann stehen sie in irgendeiner Beziehung zu dem Stummen, oder jemand, der den Stummen kennt, hat großes Vertrauen zu ihnen«, argumentierte Pietro.

»Im Gefängnis gibt es Männer, die hätten ihn kaltgemacht, ohne mit der Wimper zu zucken, aber entweder gehört der, der den Auftrag erteilt hat, nicht zum Milieu, oder, wie Pietro sagt, er hat aus uns unbekannten Gründen besonderes Vertrauen in diese beiden Brüder, die den Akten nach keineswegs außer-

gewöhnlich sind. Sie standen nie in Beziehung zur Unterwelt, sie haben jemanden umgebracht, okay, aber bei einer Messerstecherei unter Betrunkenen.«

»Gut, Giuseppe, sag mir was, was ich nicht schon weiß«, drängte ihn Marco.

»Ich glaube, dass sowohl Giuseppe als auch Pietro etwas Wichtiges gesagt haben«, warf Antonino ein. »Da ist irgendwo ein Bindeglied, das wir finden müssen, jemand, der den Stummen tot sehen will, weil er weiß, dass er uns zu ihm führen kann. Und das heißt, dass es irgendwo ein Loch gibt: Jemand weiß etwas von der Operation Trojanisches Pferd. Sie hätten den Stummen schon längst erledigen können, aber sie wollen es ausgerechnet jetzt tun.«

Einige Sekunden lang herrschte nachdenkliches Schweigen. Antoninos Argumente schienen ins Schwarze getroffen zu haben.

»Aber wer weiß von der Operation?«, fragte Sofia.

»Zu viele Leute«, antwortete Marco. »Und Antonino hat Recht, sie wollen ihn jetzt töten, um zu verhindern, dass er uns zu ihnen bringt. Also kennen sie unsere Schritte im Voraus. Minerva, Antonino, sucht mir weitere Informationen über die Familie Bajeraï, sie müssen mit jemandem in Verbindung stehen, der unseren Mann töten lassen will. Geht alles noch einmal durch, auch das unbedeutendste Detail. Ich gehe wieder ins Gefängnis.«

»Warum sprechen wir nicht mit den Eltern und dem Cousin der Bajeraï?«, fragte Pietro.

»Wenn wir das tun, wirbeln wir zu viel Staub auf. Nein, wir dürfen uns nicht noch mehr aus dem Fenster lehnen. Wir können den Stummen auch nicht aus dem Gefängnis holen, er würde Verdacht schöpfen und uns nicht zu der Organisation führen. Wir müssen dafür sorgen, dass er am Leben bleibt, und ihn von den Bajeraï fern halten«, antwortete Marco.

»Und wer kümmert sich darum?«, fragte Sofia.

»Ein Drogenboss, ein gewisser Frasquello. Ich habe mit ihm ausgemacht, dass der Sicherheitsausschuss sich seiner Akte annimmt. Los, an die Arbeit.«

Am Empfang trafen sie auf Ana Jiménez. Sie zog ihren Koffer Richtung Tür.

»Das muss aber wichtig sein ... das ganze Team«, scherzte sie.

»Sie reisen ab?«

»Ja, ich reise nach London und von dort nach Frankreich.«

»Dienstlich?«

»Ja, dienstlich. Vielleicht rufe ich sie an, Dottoressa, kann sein, dass ich Ihren Rat brauche.«

Der Portier sagte ihr Bescheid, dass das Taxi da war, und so verabschiedete sie sich lächelnd.

»Dieses Mädchen macht mich nervös«, gestand Marco.

»Du hast sie nie gemocht.«

»Nein, du irrst dich, ich mag sie, aber es gefällt mir nicht, dass sie sich in unsere Arbeit einmischt. Wozu fährt sie nach London? Und dann nach Frankreich. Entweder sie weiß etwas, was uns entgangen ist, oder sie will eine ihrer verrückten Theorien beweisen.«

»Sie ist alles andere als dumm, und vielleicht sind ihre Theorien gar nicht so verrückt«, antwortete Sofia. »Schliemann hat man auch für übergeschnappt gehalten, und er hat Troja gefunden.«

»Das hat dem Mädchen noch gefehlt, dass du die Rolle ihrer Verteidigerin übernimmst. Es ärgert mich, dass sie nach London reist, weil ich nicht weiß, was zum Teufel sie da zu suchen hat, aber es ist klar, dass es mit dem Grabtuch zu tun hat. Ich werde Santiago anrufen.«

Der Aufseher hatte das Angebot angenommen. Es war eine Menge Geld, nur um die Zellentüren von dem Stummen und den Bajerai aufzulassen. Da war doch nichts dabei, er tat ja nichts Böses, er würde nur vergessen abzuschließen.

Im Gefängnis war es ruhig. Die Gefangenen waren seit zwei Stunden eingeschlossen. Die Flure waren nur spärlich beleuchtet, und die Aufseher schliefen.

Die Bajerai versuchten, die Tür ihrer Zelle aufzustoßen, und stellten fest, dass sie offen war. Der Kerl hatte also Wort gehalten. Geduckt gingen sie ganz nah an der Wand entlang zum anderen Ende des Flures, wo die Zelle des Stummen lag. Wenn alles gut ging, wären sie in zehn Minuten wieder in ihrer Zelle, und keiner würde etwas mitbekommen.

Sie waren ungefähr auf der Hälfte des Flures angelangt, als der Jüngere, der hinter seinem Bruder ging, eine Hand an seinem Hals spürte. Er konnte nicht schreien, er bekam einen Schlag auf den Kopf und verlor das Bewusstsein. Der Ältere drehte sich zu spät um. Ein Faustschlag traf seine Nase, und sie fing an zu bluten, auch er konnte nicht schreien, eine eiserne Hand drückte ihm den Hals zu und nahm ihm den Atem. Er spürte, wie das Leben aus ihm wich.

Die beiden Brüder wachten in ihrer Zelle auf dem Boden liegend auf, während der verdutzte Aufseher den Alarm betätigte. Sie freuten sich, dass sie noch am Leben waren, als man sie auf die Krankenstation brachte, aber jemand hatte sie verraten.

Der Arzt entschied, dass sie zur Beobachtung dableiben mussten. Sie hatten brutale Schläge auf den Kopf bekommen, und ihre Gesichter waren blutverschmiert und die Augen angeschwollen. Sie klagten über Schmerzen, und die Krankenschwester spritzte ihnen ein Beruhigungsmittel, das sie erneut in Schlaf versetzte.

Als Marco im Büro des Direktors ankam, berichtete dieser ihm besorgt, was passiert war. Er musste den Justizbehörden und den Carabinieri Bericht erstatten.

Marco beruhigte ihn und bat darum, Frasquello sehen zu dürfen.

»Ich habe meinen Teil erfüllt«, warf dieser ihm an den Kopf, kaum dass er das Büro betreten hatte.

»Ja, und ich werde meinen erfüllen. Was ist passiert?«

»Keine Fragen. Die Sache ist so gelaufen, wie Sie wollten. Der Stumme ist noch am Leben und die Türken auch, was wollen Sie mehr? Niemand hat Schaden genommen. Schön, man musste die beiden Burschen stoppen, aber es ist ihnen nichts Ernstes passiert.«

»Ich will, dass Sie weiter ein Auge auf sie haben. Sie könnten es noch mal versuchen.«

»Die beiden? Das glaube ich kaum.«

»Sie oder andere. Seien Sie wachsam.«

»Wann werden Sie mit dem Sicherheitsausschuss sprechen?«

»Sobald das hier beendet ist.«

»Und wann wird das sein?«

»Ich hoffe, in drei oder vier Tagen, nicht mehr.«

»Gut. Dann halt dich an die Abmachung, Bulle, sonst wirst du dafür zahlen.«

»Seien Sie nicht dumm, und hören Sie auf mir zu drohen.«

»Denk an die Abmachung.«

Frasquello verließ das Büro und schlug unter dem erstaunten Blick des Direktors die Tür hinter sich zu.

»Aber Marco, glauben Sie wirklich, dass der Sicherheitsausschuss auf Ihre Empfehlung reagieren wird?«

»Er hat sich kooperativ gezeigt. Das müssen sie berücksichtigen, das ist alles, was ich verlange. Sagen Sie, wann können

wir die Turnschuhe des Stummen haben? Mein Mann kann nicht ewig in Turin bleiben, wir müssen diesen Sender einbauen.«

»Mir ist keine brauchbare Entschuldigung eingefallen, ich ...«

»Sagen Sie, sie müssten gereinigt werden, es sei üblich, dass die Gefangenen bei ihrer Freilassung so sauber wie möglich sind. Wenn er es nicht versteht, ist es auch egal, und wenn ja, ist das die plausibelste Erklärung, die mir einfällt. Eine andere gibt es nicht. Wenn Sie ihn also heute Abend einschließen, dann bringen Sie mir die Turnschuhe, sie müssen gewaschen sein, damit er sie sauber zurückbekommt, und dann machen wir uns an die Arbeit.«

Addaio arbeitete in seinem Büro, als das Handy klingelte. Er ging sofort dran. Er verzog das Gesicht, als er hörte, was passiert war. Rot vor Zorn legte er auf.

»Guner! Guner!«, rief er über den ganzen Flur, was für ihn eher ungewöhnlich war.

Sein Diener eilte zu ihm.

»Was ist los, Hirte?«

»Du musst sofort Bakkalbasi suchen. Ganz gleich, wo er ist. Ich muss ihn sofort sehen. In einer halben Stunde will ich alle Hirten hier haben. Kümmere dich darum.«

»Mache ich, aber sag mir, was passiert ist?«

»Eine Katastrophe. Und jetzt geh, und tu, worum ich dich gebeten habe.«

Als er allein war, presste er die Finger gegen die Schläfen. Der Kopf tat ihm weh. Seit Tagen hatte er quälende Kopfschmerzen. Er schlief schlecht und hatte keinen Appetit. Er hing nicht am Leben. Er war der furchtbaren Last, Addaio zu sein, müde.

Die Nachrichten hätten nicht schlechter sein können. Die Brüder Bajeraï waren aufgefliegen. Jemand im Gefängnis kannte ihren Plan und hatte ihn vereitelt. Vielleicht waren die Bajeraï Maulhelden oder aber der Stumme hatte einen Beschützer. Es könnten SIE sein, schon wieder SIE, oder dieser Polizist, der seine Nase in alles steckte. Anscheinend hatte er in den letzten Tagen das Büro des Gefängnisdirektors nicht verlassen. Er hatte etwas vor, aber was? Man hatte ihm gesagt, dass Marco Valoni ein paarmal mit einem Drogenboss zusammengetroffen war, einem gewissen Frasquello. Ja, das passte, bestimmt hatte Valoni diesen Mafioso beauftragt, sich um Mendibj zu kümmern, der Junge war schließlich seine einzige Spur. Ja, so war's.

Das hatte sein Gesprächspartner auch gemeint. Oder hatte er etwas anderes gesagt? Der Schmerz löschte seinen Verstand aus. Er nahm einen Schlüssel, öffnete eine Schublade, holte zwei Pillen heraus, nahm sie ein, und dann setzte er sich mit geschlossenen Augen hin und wartete, dass der Schmerz nachließ, mit etwas Glück war er weg, wenn die anderen Hirten kamen.

Guner klopfte leise an die Bürotür. Die Hirten warteten bereits im großen Saal auf Addaio. Als er das Zimmer betrat, lag Addaio mit dem Kopf auf dem Tisch, die Augen geschlossen. Ängstlich trat Guner näher und seufzte erleichtert: Addaio lebte. Er schüttelte ihn sanft, bis er wach war.

»Du bist eingeschlafen.«

»Ja ... Ich hatte Kopfschmerzen.«

»Du musst zum Arzt, diese Schmerzen bringen dich noch um. Du solltest deinen Kopf röntgen lassen.«

»Mach dir keine Sorgen, ich bin in Ordnung.«

»Nein, das bist du nicht. Die Hirten warten auf dich. Richte dich ein wenig her, bevor du herunterkommst.«

»Mache ich. Biete ihnen derweil eine Tasse Tee an.«

»Das habe ich schon getan.«

Minuten später traf Addaio auf den Rat der Gemeinschaft. Die um den schweren Mahagonitisch sitzenden sieben Hirten mit ihren schwarzen Messgewändern boten einen imposanten Anblick.

Addaio berichtete ihnen, was im Gefängnis von Turin passiert war, und die Mienen verfinsterten sich sorgenvoll.

»Ich möchte, dass du, mein lieber Bakkalbasi, nach Turin reist. Mendibj wird in zwei oder drei Tagen freikommen und versuchen, Kontakt zu uns aufzunehmen. Wir müssen das verhindern. Unsere Leute dürfen nicht noch mehr Fehler machen. Deswegen

ist es wichtig, dass du da bist und die Operation in ständigem Kontakt mit mir koordinierst. Ich habe das Gefühl, wir stehen kurz vor dem Abgrund.«

»Ich habe Nachrichten von Turgut.«

Alle Blicke wendeten sich dem älteren Hirten mit den lebendigen blauen Augen zu, der gerade gesprochen hatte.

»Er ist krank, hochgradig depressiv. Er leidet unter Verfolgungswahn. Er behauptet, er werde überwacht, man traue ihm im Bistum nicht mehr und die Polizisten aus Rom seien in Turin, um ihn festzunehmen. Wir müssen ihn da rausholen.«

»Nein, das können wir jetzt nicht, das wäre Wahnsinn«, antwortete Bakkalbasi.

»Ist Ismet bereit?«, fragte Addaio. »Ich habe angeordnet, dass er zu seinem Onkel geht. Das ist das Beste.«

»Seine Eltern haben zugestimmt, aber er weigert sich, er hat eine Freundin hier«, erläuterte Talat.

»Eine Freundin! Und weil er eine Freundin hat, bringt er die ganze Gemeinschaft in Gefahr? Ruft seine Eltern an. Er wird noch heute gemeinsam mit unserem Bruder Bakkalbasi nach Turin fliegen. Ismets Eltern sollen Turgut anrufen und ihm sagen, sie würden ihm ihren Sohn schicken, damit er sich um ihn kümmert, während er sich eine Zukunft in Italien aufbaut. Verliert keine Zeit.«

Addaios entschiedener Ton ließ keinen Widerspruch zu. Eine Stunde später verließen die Männern das herrschaftliche Haus. Jeder wusste, was er zu tun hatte.

Ana Jiménez klingelte. Das elegante viktorianische Haus im elegantesten Teil Londons wirkte wie die Residenz eines reichen Lords. Ein älterer Hausdiener öffnete.

»Guten Tag. Sie wünschen?«

»Ich möchte mit dem Leiter der Einrichtung sprechen.«

»Haben Sie einen Termin?«

»Ja. Ich bin Journalistin. Ich heiße Ana Jiménez, den Termin hat ein Kollege von der *Times* für mich vereinbart, Jerry Donalds.«

»Treten Sie ein, und warten Sie bitte einen Augenblick.«

Der Eingangsbereich des Hauses war geräumig, auf dem Holzboden lagen weiche Perserteppiche, und an den Wänden hingen Bilder mit religiösen Szenen.

Ana vertrieb sich die Zeit damit, die Bilder zu betrachten, und merkte gar nicht, dass ein alter Herr sie von der Türschwelle aus beobachtete.

»Guten Tag, Mrs. Jiménez.«

»Ah! Guten Tag. Entschuldigen Sie, ich hatte gar nicht bemerkt, dass ...«

»Kommen Sie in mein Büro. Sie sind also eine Freundin von Jerry Donalds.«

Ana lächelte und ließ die Frage unbeantwortet, denn eigentlich wusste sie gar nichts über diesen Donalds, der offensichtlich die verschlossensten Türen von ganz London öffnen konnte.

Jerry Donalds war ein Freund eines mit Ana befreundeten Diplomaten, der erst in London und jetzt in Brüssel bei der Europäischen Union war. Es war nicht leicht gewesen, ihn zu überreden, ihr zu helfen, aber am Ende hatte er den Kontakt zu

Jerry Donalds hergestellt, der sie sehr freundlich anhörte und wenige Stunden später anrief und ihr mitteilte, der berühmte Professor Anthony McGilles werde sie empfangen.

Der Professor ließ sich in einem Ledersessel nieder und forderte sie auf, sich auf das Sofa zu setzen. Gleich darauf, kam auch schon der Hausdiener mit dem Tee.

Ein paar Minuten beantwortete Ana die Fragen von McGilles, der sich für die politische Lage in Spanien interessierte. Schließlich kam er zum Thema.

»Also, Sie interessieren sich für die Templer.«

»Ja, ich war überrascht, dass es sie noch gibt und dass sie eine Internetadresse haben, eben diese hier.«

»Das hier ist ein Studienzentrum, nichts weiter. Und jetzt sagen Sie mir: Was wollen Sie wissen?«

»Nun, wenn die Templer heutzutage wirklich noch existieren, dann würde ich gerne wissen, was sie tun, welche Aufgabe sie haben ... Und dann würde ich Sie gerne zu ein paar historischen Ereignissen befragen, bei denen die Templer die Hauptakteure waren.«

»Also, Miss, die Templer, so wie Sie sie sich vorstellen – so wie sie waren – gibt es nicht mehr.«

»Dann ist die Information aus dem Internet falsch?«

»Nein. Der Beweis ist, dass Sie hier sind und mit mir sprechen. Ich will Sie nur warnen, dass Sie sich in Ihrer blühenden Phantasie keine Ritter mit Schwertern in der Hand vorstellen. Wir befinden uns im 21. Jahrhundert.«

»Ja, ich weiß.«

»Wir sind eine Organisation, die sich dem Studium widmet. Heute ist unsere Aufgabe intellektueller und gesellschaftlicher Natur.«

»Aber sind Sie die echten Erben des Templerordens?«

»Als Papst Clemens V. den Orden auflöste, verteilten sich die

Templer auf andere Orden. In Aragon wurden sie Teil des Ordens von Montesa; in Portugal schuf König Dionis einen neuen Orden, den Orden do Cristo; in Deutschland wurden sie Teil des Teutonischen Ordens und in Schottland hat sich der Orden nie aufgelöst. Die Kontinuität des Ordens in Schottland erklärt auch, warum der Geist des Templerordens bis in die heutige Zeit überlebt hat. Seit dem 15. Jahrhundert waren sie Teil der französischen Garde Escossaise, zum Schutz des Königs, und sie unterstützten die Jakobs-Dynastie in Schottland. Seit 1705 versteckt sich der Orden nicht mehr. In diesem Jahr wurden neue Statuten festgelegt und Louis-Philipp von Orléans zum Meister gewählt. Templer waren bei der Französischen Revolution dabei, bei Napoleons Herrschaft, bei der Unabhängigkeit Griechenlands, beim französischen Widerstand im Zweiten Weltkrieg ...«

»Aber wie? Über welche Organisation? Wie hießen sie?«

»Die Templer haben seither ein stilles Leben geführt und sich ganz der Reflexion und dem Studium gewidmet. Es haben immer nur einzelne an den Ereignissen teilgenommen, aber immer mit Kenntnis der Brüder. Es gibt verschiedene Organisationen, Clubs wenn Sie so wollen, in denen sich Gruppen von Rittern treffen. Diese Clubs sind legal und über verschiedene Länder verteilt. Es ist heute nicht mehr dieselbe Organisation wie damals im 12. oder 13. Jahrhundert.

Unsere Institution beschäftigt sich damit, die Geschichte und das Wirken von Einzelnen und von Gruppen des Templerordens von seiner Gründung bis heute zu studieren. Wir durchsuchen Archive, erforschen wie Historiker obskure Begebenheiten, suchen alte Dokumente. Ich sehe Enttäuschung in Ihrem Gesicht ...«

»Nein, es ist nur ...«

»Sie haben einen Ritter in Rüstung erwartet? Ich bedaure, Sie enttäuschen zu müssen. Ich bin nur ein emeritierter Professor der Universität von Cambridge. Ich bin gläubig, und ich teile

mit anderen Rittern gewisse Prinzipien: die Liebe zur Wahrheit und zur Gerechtigkeit.«

Ana spürte, dass sich hinter den Worten von Anthony McGilles etwas verbarg. Es konnte nicht alles so klar, so einfach sein. Sie beschloss, ihr Glück zu versuchen.

»Da Sie so liebenswürdig sind, mich anzuhören, möchte ich Sie um etwas bitten, auch wenn ich Ihre Geduld strapaziere: Könnten Sie mir helfen, ein Ereignis zu verstehen, in das, so glaube ich, die Templer verwickelt waren?«

»Sehr gern. Wir können auf unser elektronisches Archiv zurückgreifen. Sagen Sie mir, um welches Ereignis es geht.«

»Ich möchte gerne wissen, ob die Templer das Grabtuch Christi zur Zeit von Balduin II. aus Konstantinopel geholt haben – damals ist es verschwunden und erst später in Frankreich wieder aufgetaucht.«

»Ah, das Grabtuch! Der Anlass für so viele Polemiken und Legenden ... Meine Meinung als Historiker ist, dass der Tempelerorden nichts mit seinem Verschwinden zu tun hatte.«

»Könnte ich das in den Archiven überprüfen?«

»Natürlich. Professor McFadden wird Ihnen behilflich sein.«

»Professor McFadden?«

»Bei ihm sind Sie in guten Händen. Ich muss jetzt zu einer Versammlung. Der Professor wird Ihnen alles geben, was Sie benötigen, Sie kommen ja schließlich auf Empfehlung unseres lieben Freundes Jerry Donalds.«

Professor McGilles betätigte ein kleines Silberglöckchen, und sofort war der Hausdiener zur Stelle.

»Richard, bringen Sie Miss Jiménez in die Bibliothek. Professor McFadden wird sich dort mit ihr treffen.«

»Ich danke Ihnen für Ihre Hilfe, Professor McGilles.«

»Ich hoffe, ich konnte Ihnen nützlich sein. Guten Tag.«

Guy de Beaujeu, Großmeister des Templerordens, bewahrte das Dokument sorgfältig in einer geheimen Schublade seines Arbeitstisches auf. Sein mageres Gesicht war von Sorge gezeichnet. Die Botschaft der Brüder aus Frankreich warnte ihn, dass man am Hofe Philipps nicht mehr so viele Freunde habe wie zu Zeiten des guten Königs Ludwig, Gott hab ihn selig.

Philipp IV. schuldete ihnen Gold, viel Gold, und je mehr er ihnen schuldete, desto stärker schien seine Abneigung zu werden. In Rom machten außerdem einige religiöse Orden keinen Hehl aus ihrem Neid auf die Macht der Templer.

Aber in diesem Frühjahr des Jahres 1291 hatte Guy de Beaujeu ein dringlicheres Problem als die Intrigen an den Höfen von Frankreich und Rom. François der Charney und Said waren mit schlechten Nachrichten von ihrem Streifzug in das Lager der Mamelucken zurückgekehrt.

Sie hatten einen Monat lang in dem Lager gelebt und den Soldaten zugehört, sie hatten mit ihnen das Brot, das Wasser und die Gebete zu Allah dem Barmherzigen geteilt. Sie hatten sich als ägyptische Händler ausgegeben, die das Heer mit Proviant versorgen wollten.

Die Mamelucken beherrschten Ägypten und Syrien, und sie hatten auch Nazareth in ihren Besitz gebracht, die Stadt, in der Jesus der Herr auf die Welt gekommen war. Außerdem wehte ihre Flagge im Hafen von Jaffa, wenige Meilen von Saint Jean d'Acre entfernt.

Ritter de Charney war eindeutig gewesen: In wenigen Tagen, höchstens zwei Wochen, würden sie Saint Jean d'Acre angreifen. Das sagten die Soldaten und die Offiziere, mit denen sie

sich im Lager verbrüdet hatten. Die mameluckischen Kommandanten hatten behauptet, sie würden bald reich sein, wenn sie erst einmal an die Schätze der Festung Saint-Jean d'Acre herangekommen wären, die wie so viele andere Enklaven fallen werde.

Der sanfte Märzwind war ein Vorbote der großen Hitze der nächsten Monate in diesem von christlichem Blut durchtränkten Heiligen Land. Seit zwei Tagen barg eine ausgewählte Gruppe von Rittern das Gold und die Schätze der Templer in Truhen. Der Großmeister hatte ihnen befohlen, sich sobald wie möglich nach Zypern und von da aus nach Frankreich einzuschiffen. Keiner wollte gehen, alle hatten sie Guy de Beaujeu gebeten, bleiben und mit ihm kämpfen zu dürfen. Aber der Großmeister hatte sich nicht umstimmen lassen: Das Überleben des Ordens hing zu einem guten Teil von ihnen ab, denn sie mussten den Schatz der Templer retten.

Am unglücklichsten war François de Charney. Er musste die Tränen zurückhalten, als de Beaujeu ihm eröffnete, er habe eine Mission fern von Acre zu erfüllen. Er bat seinen Oberen im Dienste des Kreuzes kämpfen zu dürfen, aber dieser hörte ihn nicht einmal an. Die Entscheidung war gefallen.

Der Großmeister ging die Treppen bis in die kalten Keller hinunter und inspizierte dort in einem bewachten Saal die Truhen, die auf die Reise nach Frankreich gehen sollten.

»Wir werden die Truhen auf drei Galeeren verteilen. Seid bereit, jederzeit an Bord zu gehen. Der Schatz hat mehr Aussichten seinen Zielort zu erreichen, wenn wir ihn aufteilen. Jeder von euch weiß, auf welches Schiff er geht ...«

»Ich noch nicht«, sagte François de Charney.

»Ihr werdet mich in den Kapitelsaal begleiten, dort werde ich mit Euch sprechen und Euch sagen, was Euer Bestimmungsort ist.«

Guy de Beaujeau sah de Charney an. Er war schon über sechzig, aber immer noch kräftig, das Gesicht von der Sonne ge- gerbt, einer der Veteranen des Templerordens. Er hatte viele Ge- fahren überlebt, und als Spion war er unvergleichlich, genau wie sein toter Freund Robert de Saint-Remy, dessen Herz bei der Verteidigung von Tripolis von einem sarazenischen Pfeil durch- bohrt wurde.

Der Großmeister konnte in de Charneys Blick die Angst ables- sen, die der Gedanke in ihm auslöste, das Land verlassen zu müssen, das sein Land war, sein Leben, in dem er oft unter dem freien Sternenhimmel schlief, mit den Karawanen auf der Suche nach Informationen herumzog und in sarazenischen Lagern untertauchte, von wo er stets zurückkehrte. Für François de Charney war es eine Katastrophe, nach Frankreich zurückkehren zu müssen.

»Ihr sollt wissen, de Charney, dass ich nur Euch mit dieser Mission betrauen kann. Als Ihr vor Jahren als junger Spund in den Orden eingetreten seid, habt Ihr zusammen mit Ritter de Saint-Remy aus Konstantinopel die einzige echte Reliquie von Jesus hierher gebracht, das Grabtuch. Dank dieses Grabtuchs kennen wir das Antlitz Jesu, und zu Ihm beten wir. Ihr seid in- zwischen in die Jahre gekommen, aber seid unbesorgt, ich weiß um Eure Stärke und Eure Tapferkeit, und deswegen vertraue ich Euch das Grabtuch an. Von allen Schätzen ist dies der wert- vollste, denn er trägt das Antlitz und das Blut des Herrn. Ihr werdet ihn retten. Aber Ihr werdet erst zum Lager der Mame- lucken zurückkehren. Wir müssen wissen, ob uns irgendein Hinterhalt auf dem Meer erwartet. Wenn Ihr diese Mission erfüllt habt, reist Ihr mit den Männern Eurer Wahl nach Zypern. Ihr könnt die Reiseroute selbst bestimmen, zu Schiff oder zu Pferd. Ich vertraue auf Eure Urteilskraft. Niemand darf wissen, was Ihr mit Euch führt, Ihr bestimmt, wie die Reliquie trans- portiert werden soll. Und jetzt bereitet Euch auf Eure Mission vor.«

Ritter de Charney mischte sich in Begleitung des treuen Knapen Said wieder unter die Mamelucken. Den Soldaten war die Anspannung vor der Schlacht anzumerken; um das Feuer sitzend, dachten sie wehmütig an ihre Familien, an die Söhne, die inzwischen schon Männer waren und an die sie sich kaum noch erinnerten.

Drei Tage hörte sich der Templer die Kommentare der Soldaten, Offiziere und Diener an. Da sagte Said zu ihm, ein alter Bekannter habe ihm erzählt, der Angriff solle in zwei Tagen stattfinden. Noch in derselben Nacht stahlen sie sich aus dem Lager. Sie kamen in Acre an, als die beeindruckende Festung im ersten Tageslicht golden schimmerte.

Guy de Beaujeu befahl den Rittern, sich auf den Angriff vorzubereiten. Panik machte sich unter vielen Christen breit, die kein Transportmittel fanden, um die Festung zu verlassen, deren Schicksal mehr als ungewiss war.

De Charney half seinen Ordensbrüdern, die tausendfach geübte Verteidigung vorzubereiten und den Streit zwischen einigen Christen zu schlichten, die sich gegenseitig getötet hätten, nur um fliehen zu können. Es gab keine Schiffe mehr, und die Leute waren verzweifelt.

Es war Nacht geworden, als der Großmeister de Charney rufen ließ.

»Ihr müsst Euch auf den Weg machen. Ich habe einen Fehler gemacht, als ich Euch in das sarazenische Lager schickte, denn jetzt sind alle Schiffe bereits ausgelaufen.«

François de Charney versuchte sich zu beherrschen und atmete tief durch, bevor er sprach.

»Ich wollte Euch um einen Gefallen bitten. Ich möchte nur in Begleitung von Said reisen.«

»Das ist gefährlich.«

»Aber niemand wird bei zwei Mamelucken Verdacht schöpfen.«

»Wie Ihr meint.«

Die beiden Männer umarmten sich. Es war das letzte Mal, dass sie sich auf Erden sahen; das Schicksal beider war besiegelt. Sie wussten beide, dass der Großmeister in der Festung Saint Jean d'Acre sterben würde.

De Charney suchte ein Leintuch von derselben Größe wie das Grabtuch. Er wollte nicht, dass es auf der Reise Schaden nahm, aber diesmal hielt er es nicht für klug, es in eine Schatulle zu stecken. Es würde nicht leicht sein, bis nach Konstantinopel durchzukommen, von wo aus er nach Frankreich reisen wollte, und je weniger Gepäck sie mit sich führten, desto besser.

Genau wie Said war er es gewohnt, im Freien zu übernachten und sich von dem zu ernähren, was sie unterwegs jagten, ob in den Wäldern oder in der Wüste. Sie brauchten nur zwei gute Pferde.

Er hatte Gewissensbisse, weil er die Kameraden ihrem Schicksal überließ. Er würde nie mehr zurückkehren, so viel war klar, und im lieblichen Frankreich an die trockene Wüstenluft und an die Fröhlichkeit in den Lagern der Sarazenen denken, unter denen er so viele Freunde hatte, schließlich war ein Mensch ein Mensch, ganz gleich, zu welchem Gott er betete. Er hatte in den Reihen der Feinde Ehre, Gerechtigkeit, Schmerz, Freude und Elend gesehen, genau wie in den eigenen. Die Sarazenen waren nicht anders, nur die Fahnen, unter denen sie kämpften.

Er würde Said bitten, ihn ein Stück des Weges zu begleiten, und dann allein Weiterreisen. Er konnte von seinem Freund nicht verlangen, sein Land zu verlassen. Er würde sich nicht an das Leben in Frankreich gewöhnen, so viele wunderbare Geschichten er ihm auch von seinem Dorf Lyrey in der Nähe von Troyes erzählt hatte. Dort hatte er auf den grünen Weiden des

Familienbesitzes reiten und die kleinen Schwerter benutzen gelernt, die sein Vater vom Schmied hatte anfertigen lassen, damit seine Söhne Ritter würden.

Said war alt geworden, genau wie er, und es war zu spät für ihn, ein völlig neues Leben anzufangen.

Er hatte das Tuch sorgfältig in das neue Leinen eingeschlagen und steckte es in einen Beutel, den er immer bei sich trug. Er ging zu Said und teilte ihm die Befehle mit. Er fragte ihn, ob er ihn ein Stück begleiten wolle, bevor sich ihre Wege für immer trennten. Said nickte. Er wusste, wenn er zurückkäme, würde es keinen Christen mehr in Acre geben. Er würde zu seinem Volk zurückkehren und nutzen, was ihm an Lebenszeit noch blieb.

Es regnete Feuer vom Himmel. Die brennenden Pfeile schossen über die Mauern und vernichteten, was ihnen in den Weg kam. Am 6. April im Jahre des Herrn 1291 hatten die Mamelucken mit der Belagerung von Saint Jean d'Acre begonnen. Sie quälten die Stadt, die von den Templern tapfer verteidigt wurde.

Guillaume de Beaujeau hatte die Ritter am ersten Tag der Belagerung beichten und die Kommunion empfangen lassen. Nur wenige von ihnen würden überleben, und so forderte er sie auf, ihre Seelen vor Gott ins Reine zu bringen.

Er wusste, dass François de Charney jetzt zu Pferd unterwegs war und sich von dem Land verabschiedete, das seine Heimat geworden war. Sein Herz hatte ihm geraten, diesen Ritter mit dem Heiligen Tuch loszuschicken. Der Junge, der es vor vierzig Jahren aus Konstantinopel gebracht hatte, würde jetzt sein treuer Hüter auf dem Weg in den Westen sein. *Inschallah!*

Wie viele Ritter waren noch übrig? Nur noch fünfzig Mann verteidigten die Mauern, die sie dem Feind nicht überlassen wollten, während die Zivilisten verzweifelt schreiend herumliefen. Des Menschen schlimmste Eigenschaften kamen ans Tageslicht, wo es nur noch darum ging, das eigene Leben zu

retten. Panik griff um sich. Ein Schiff war wenige Meter von der Küste entfernt untergegangen, weil es die Last der vielen Gerätschaften und Menschen, die dem sicheren Tod entkommen wollten, nicht tragen konnte.

In Acre, der befestigten Stadt, der Bastion des Templerordens, wurde Mann gegen Mann gekämpft. Die Templer verteidigten jede Handbreit Land mit ihrem Leben, erst wenn es erloschen war, konnte der Feind vorrücken.

Guy de Beaujeau kämpfte schon seit Stunden, er wusste nicht, wie viele Männer er getötet hatte und wie viele neben ihm umgekommen waren. Er hatte die Ritter aufgefordert, Acre zu verlassen, bevor es fiel. Vergeblich, weil alle in dem Wissen weiterkämpften, dass sie ihr Handeln vor Gott zu verantworten hatten.

Der Großmeister kämpfte gegen die wilden Sarazenen, er versuchte den Hieben mit dem Schild zu entgehen, aber, was war das? Plötzlich spürte er einen stechenden Schmerz in der Brust und ihm wurde schwarz vor Augen. *Inschallah!*

Jean de Perigod schleifte Guy de Beaujeaus leblosen Körper in den Schutz der Mauer. Die Nachricht war schnell herum: Der Großmeister war tot. Acre stand kurz vor der Kapitulation, aber Gott wollte nicht, dass es in dieser Nacht geschah.

Die Mamelucken kehrten in ihr Lager zurück, aus dem der Duft von gewürztem Lamm und Lieder kamen, die von Sieg sprachen. Die Ritter trafen sich erschöpft im Kapitelsaal. Sie mussten jetzt sofort einen neuen Großmeister wählen, sie konnten nicht warten. Sie waren müde, es war ihnen gleichgültig, wer ihr Führer wurde, wenn sie morgen, vielleicht übermorgen sterben würden. Aber sie beteten und meditierten und baten Gott, ihnen die Erleuchtung zu schicken. Thibaut de Gaudin wurde der Nachfolger des tapferen Guy de Beaujeau.

Noch vor Sonnenaufgang ließ Thibaut de Gaudin alle in die Messe gehen. Es war der 28. Mai 1291.

Die Schwerter schlugen ohne Unterlass gegeneinander, und die Pfeile suchten blind ihre Opfer. Vor Sonnenuntergang sollte über Acre das Banner der Feinde wehen. *Inschallah!* Die Festung glich einem Friedhof. Kaum ein Ritter war noch am Leben.

Sie wachte schreiend auf, als wäre sie mitten in der Schlacht gewesen. Aber sie war im Herzen von London, in einem Zimmer im Hotel Dorchester. Ana Jiménez spürte, wie ihr der Schweiß über den Rücken rann. Ihre Schläfen pochten, ihr Herz schlug unregelmäßig.

Sie stand auf und ging ins Bad. Der Schreck saß ihr in den Gliedern. Das Haar klebte an ihrem Kopf, und das Nachthemd war schweißnass. Sie zog es aus und ging unter die Dusche. Es war das zweite Mal, dass sie einen Alptraum mit einer Schlacht hatte. Wenn sie an Seelenwanderung geglaubt hätte, hätte sie geschworen, dass sie in Saint Jean d’Acre gewesen war und die letzten Templer hatte sterben sehen. Sie hätte das Gesicht und die Statur von Guy de Beaujeau und Thibaut de Gaudins Augenfarbe genau beschreiben können. Ihr Gefühl sagte ihr, dass sie tatsächlich dort gewesen war. Sie hatte diese Männer mit eigenen Augen gesehen.

Sie kam erfrischt aus der Dusche und zog ein langes T-Shirt an, bevor sie ins Bett zurückkehrte. Sie hatte kein anderes Nachthemd. Das Bett war klitschnass, also beschloss sie, den Computer anzumachen und noch ein Weilchen im Internet zu surfen.

Professor McFaddens Erklärungen und die Daten, die er ihr über die Geschichte der Templer zur Verfügung gestellt hatte, hatten sie tief berührt. Er hatte sie mit Details über den Fall von Saint Jean d’Acre – seiner Meinung nach einer der schwärzesten Tage in der Geschichte des Ordens – geradezu überschüttet.

Vielleicht hatte sie deswegen davon geträumt, wie neulich, als Sofia Galloni ihr von der Belagerung Edessas durch die byzantinischen Truppen berichtet hatte.

Morgen würde sie McFadden wiedersehen und versuchen, ihm noch mehr zu entlocken als diese so lebendigen Geschichten, die sie nicht mehr losließen und von denen sie Alpträume bekam.

Der Geruch des Meeres ließ ihn zuversichtlich in die Zukunft blicken. Er hatte die Tränen nicht mehr zurückhalten können, als er dem Orient für immer Adieu sagen musste. Die Brüder hatten sich in ihre Arbeit gestürzt, um ihn nicht weinen zu sehen. Er wurde alt, weil er so ohne jede Scham weinte. Auch als er sich von Said verabschiedete, hatte er geweint. Seit so vielen Jahren war es das erste Mal gewesen, dass sie sich umarmten, und beide hatten geweint, weil die Trennung war, als hätte man ihnen einen Teil aus ihrer Seele gerissen.

Für Said war die Stunde gekommen, zu seinem Volk zu gehen, während er, François de Charney, in eine Heimat zurückkehrte, die er kaum kannte und die er nicht als solche empfand. Sein Vaterland war der Templerorden und sein Haus der Orient. Nach Frankreich reiste die Hülle eines Mannes, der seine Seele am Fuße der Mauern von Saint Jean d'Acre zurückgelassen hatte.

Die Überfahrt verlief ohne besondere Vorkommnisse. Die Anweisungen von Guillaume de Beaujeu waren klar und deutlich gewesen: Er sollte das Grabtuch in die Festung der Templer in Marseille bringen und dort auf neue Anweisungen warten. Er hatte ihn schwören lassen, dass er die Reliquie nie aus den Augen lassen werde. Er würde sie mit seinem Leben verteidigen.

Trotz des Schmerzes in seinem Herzen machte ihm die Gesellschaft anderer Tempelritter, die, wie er, nach Frankreich zurückkehrten, die Reise leichter. Der Hafen von Marseille mit den vielen Schiffen und den zahllosen hin und her rennenden, und ohne Unterlass redenden Menschen war beeindruckend.

Als sie vom Schiff gingen, warteten schon ein paar Ritter auf sie, um sie zum Haus der Templer zu bringen. Keiner wusste

etwas von der Reliquie in der Obhut von de Charney. Beaujeau hatte ihm einen Brief für den Visitator und den Ordensoberen der Templer von Marseille mitgegeben. »Sie werden das Bestmögliche tun«, hatte er zu ihm gesagt.

Der Ordensobere, ein Adeliger mit harten Gesichtszügen, hinter denen de Charney aber bald einen gutmütigen Mann entdeckte, hörte ihn an, ohne ein Wort zu sagen. Dann bat er ihn, ihm die Reliquie zu übergeben.

Seit Jahren kannten die Templer das wahre Antlitz Christi, denn Renaud de Vichiers hatte das Bild von dem Grabtuch kopieren lassen, und es gab kein Ordenshaus, das nicht über ein Abbild davon verfügte. Aber Vichiers hatte zur Diskretion geraten: Das Bild wurde vor neugierigen Blicken geschützt, es wurde in geheimen Kapellen aufbewahrt, in denen sie sich zum Gebet versammelten. So wurde das Geheimnis bewahrt, dass der Templerorden die einzig echte Reliquie von Jesus besaß.

François de Charney öffnete seinen Beutel und holte das Leintuch hervor, in das er das Grabtuch gewickelt hatte. Er entfaltete es und ... Die beiden Männer fielen auf die Knie, so groß war das Wunder.

François Vezelay, der Ordensobere, und François de Charney dankten Gott, dass sie das Wunder erschauen durften.

Der Wärter kam in die Zelle, durchsuchte den Schrank und nahm die wenigen Sachen mit, die er fand. Mendibj beobachtete ihn schweigend.

»Sieht so aus, als kämst du bald raus, und da sie wollen, dass ihr das Gefängnis anständig verlasst, geht das jetzt zum Express-Wäscheservice. Ich weiß nicht, ob du mich verstehst, aber egal, ich nehme das jetzt mit. Ah! Und deine ekligen Turnschuhe stinken bestimmt wie die Pest, nachdem du sie zwei Jahre lang anhattest.«

Er ging auf das Bett zu und hob sie vom Boden auf. Mendibj wollte sich aufrichten, als wollte er protestieren, aber der Wärter legte den Zeigefinger warnend auf seine Brust.

»Ganz ruhig. Ich tue hier nur, was man mir sagt, und das geht jetzt in die Wäscherei. Morgen bekommst du alles zurück.«

Als er allein war, schloss er die Augen. Er wollte nicht, dass die Überwachungskameras erfassten, wie aufgeregt er war. Warum nur hatten sie seine Kleidung und vor allem die Turnschuhe mitgenommen?

Marco verabschiedete sich vom Gefängnisdirektor. Er war fast den ganzen Tag im Gefängnis gewesen. Er hatte die beiden Brüder befragt, trotz der Proteste des Arztes. Zwecklos. Sie wollten ihm nicht sagen, wohin sie wollten, als sie zusammengeschlagen wurden, und auch nicht, wer sie fertig gemacht hatte. Marco wusste, dass es Frasquellos Männer gewesen waren, aber er hätte gern erfahren, ob die beiden sie erkannt hatten.

Die jedoch klagten bloß, sie hätten Kopfschmerzen und er quäle sie mit seinen Fragen. Sie hätten nirgendwo hingewollt, die Zellentür sei offen gewesen, sie seien raus, und dann habe

sie jemand angegriffen. Kein Wort zu viel und keins zu wenig. Das war ihre Version der Geschichte, und niemand würde sie davon abbringen.

Der Direktor hatte Marco vorgeschlagen, er solle ihnen auf den Kopf zusagen, dass sie den Stummen töten wollten, aber Marco verwarf diesen Vorschlag. Er wollte die Drahtzieher nicht vorwarnen. Im Gefängnis gibt es Hunderte von wachsamen Augen. Wer weiß, wer das Verbindungsglied nach draußen war.

»Gute Nacht, Herr Direktor.«

»Gute Nacht, bis morgen.«

Die Frau verließ das Büro, ohne sich umzudrehen. Sie war in die private Toilette des Direktors gegangen, um die Handtücher zu wechseln. Sie war Teil des Gefängnisalltags, sie ging überall hin, ohne dass man ihr Beachtung schenkte.

Als Marco ins Hotel kam, warteten Antonino, Pietro und Giuseppe an der Bar auf ihn. Sofia war schlafen gegangen, und Minerva hatte versprochen herunterzukommen, wenn sie mit ihrer Familie telefoniert hatte.

»Drei Tage noch, dann ist der Stumme draußen. Was gibt es Neues?«

»Nichts Besonderes«, sagte Antonino. »Außer dass es in Turin anscheinend viele Einwanderer aus Urfa gibt.«

Marco runzelte die Stirn.

»Kannst du das mal näher erklären?«

»Minerva und ich haben geschuftet wie die Wilden. Du wolltest doch über die Bajerai-Familie Bescheid wissen. Wir haben Daten in den Computer eingegeben und dabei zum Beispiel herausgefunden, dass der alte Turgut, der Hausmeister der Kathedrale, aus Urfa stammt. Na ja, nicht er, sein Vater. Seine Geschichte ähnelt der von den Bajerai-Brüdern. Sein Vater kam hierher, um Arbeit zu suchen, er hat bei Fiat angefangen, eine

Italienerin geheiratet, und dann wurde Turgut geboren. Sie haben keine Beziehung zu den Bajerais, außer der Herkunft. Erinnert ihr euch an Tarik?«

»Wer ist Tarik?«, fragte Marco.

»Einer der Arbeiter, die in der Kathedrale waren, als es zu dem Brand kam. Er ist auch aus Urfa«, antwortete Giuseppe.

»Wie es aussieht, haben die Leute aus diesem Kaff ein Faible für Turin«, sagte Marco.

Minerva betrat die Bar. Sie sah müde aus. Marco hatte Gewissensbisse; er hatte sie in den letzten Tagen mit Arbeit überschüttet, aber sie war einfach die Beste am Computer, und Antonino hatte einen kühlen, analytischen Verstand. Er war sicher, dass die beiden ihre Arbeit gut machten.

»Nun, Marco, du kannst nicht behaupten, wir hätten unser Geld nicht redlich verdient«, rief Minerva aus.

»Ja, man hat mir schon von den vielen Leuten aus Urfa in Turin erzählt. Was habt ihr noch herausgefunden?«

»Dass sie keine praktizierenden Muslime sind, vielleicht sind sie sogar überhaupt keine Muslime. Alle besuchen die Messe«, erläuterte Minerva.

»Man darf nicht vergessen, dass Kemal Atatürk die Türkei zu einem weltlichen Land gemacht hat, also ist es nicht ungewöhnlich, dass sie keine praktizierenden Muslime sind. Komisch ist hingegen, dass sie so eifrig in die Messe gehen. Das spricht dafür, dass sie Christen sind«, sagte Antonino.

»Gibt es Christen in Urfa?«, fragte Marco.

»Soweit wir wissen, nicht, und nach Aussage der türkischen Behörden auch nicht«, antwortete Minerva.

Antonino räusperte sich, wie er das immer tat, bevor er sich über ein historisches Thema ausließ.

»In der Antike war Urfa eine christliche Stadt, keine geringere als Edessa. Die Byzantiner haben Edessa 944 belagert, um an

das Grabtuch zu kommen, das damals in den Händen einer kleinen Christengemeinde im ansonsten muslimischen Edessa war.«

»Ruft Sofia an«, sagte Marco.

»Warum?«, fragte Pietro.

»Wir werden eine Art Brainstorming machen. Sofia hat erst vor kurzem gesagt, dass der Schlüssel vielleicht in der Vergangenheit liegt. Und Ana Jiménez ist der gleichen Ansicht.«

»Jetzt fang nicht an zu spinnen.«

Marco ärgerte sich über Pietros Worte.

»Was zum Teufel bringt dich auf den Gedanken, dass ich anfange zu spinnen?«

»Es kommt mir einfach so vor: Sofia und Ana mit ihrer blühenden Phantasie glauben, dass die Brände in der Kathedrale mit der Vergangenheit zu tun haben. Entschuldige, aber meiner Meinung nach haben Frauen einen Hang zum Geheimnisvollen, zu irrationalen Erklärungen, zur Esoterik, zu ...«

»Was bildest du dir ein? Du bist ein Macho und ein Idiot!«, rief Minerva wütend aus.

»Beruhigt euch ...«, bat Marco. »Es ist doch lächerlich, wenn wir jetzt anfangen, miteinander zu streiten. Sag, was du zu sagen hast, Pietro.«

»Antonino sagt, Urfa ist das ehemalige Edessa. Na und? Wie viele Städte wurden auf anderen errichtet? Hier in Italien liegt die Geschichte unter jedem Stein, und wir fangen auch nicht an, wie die Verrückten in der Vergangenheit zu wühlen, wenn es einen Mord oder einen Brand gibt. Ich weiß, dass dieser Fall etwas Besonderes für dich ist, Marco, aber, mit Verlaub, du bist besessen und misst ihm viel zu große Bedeutung bei. Es gibt ein paar Leute türkischer Herkunft, die aus einer Stadt namens Urfa kommen. Und? Wie viele Italiener aus ein und demselben Dorf sind in den schwierigen Jahren nach Frankfurt gegangen, um in den Fabriken zu arbeiten? Und die deutsche Polizei hat wohl

kaum bei jedem von einem Italiener begangenen Verbrechen Julius Cäsar und seine Legionen in Verdacht gehabt. Ich will damit nur sagen, dass wir uns nicht von der Unvernunft leiten lassen sollten. Es gibt viel Schundliteratur mit esoterischen Geschichten über das Grabtuch, wir sollten uns davon nicht anstecken lassen.«

Marco dachte über Pietros hitziges Plädoyer nach. Was er sagte, klang durchaus logisch, vielleicht hatte er Recht. Aber Marco war ein alter Spürhund, er hatte eine gute Nase, und sein Instinkt riet ihm, nicht aufzugeben, so dumm sich das Ganze auch anhörte.

»Ich nehme das zur Kenntnis. Womöglich hast du Recht, aber da wir nichts zu verlieren haben, werden wir jeder Spur nachgehen. Minerva, bitte ruf Sofia. Wahrscheinlich ist sie noch wach. Was wissen wir sonst über Urfa?«

Antonino gab ihm einen kompletten Bericht über Urfa und Edessa. Er hatte vorausgesehen, dass Marco ihn darum bitten würde.

»Es ist allgemein bekannt, dass das Grabtuch in Edessa war«, sagte Pietro zynisch. »Sogar ich wusste das, ihr habt die Geschichte von diesem Grabtuch bis zum Überdruß erzählt.«

»Ja, das stimmt, aber das Neue ist, dass wir hier ein paar Leute haben, die aus Urfa kommen und in irgendeiner Beziehung zu dem Grabtuch stehen«, sagte Marco.

»Ach ja? Das musst du mir erklären?«, verlangte Pietro.

»Du bist ein viel zu guter Polizist, als dass ich dir das erklären müsste, aber wenn du unbedingt willst ... Turgut stammt aus Urfa, er ist der Hausmeister der Kathedrale, er war am Tag des Brandes da, wie bei allen anderen Vorfällen auch. Seltsamerweise hat er nie etwas gesehen. Wir haben einen Stummen, der versucht hat, in der Kirche zu stehlen. Es ist nur eigenartig, dass er nicht der einzige Stumme ist, der uns über den Weg gelaufen ist. Vor ein paar Monaten ist einer verbrannt, und in der Ge-

schichte des Grabtuchs gab es weitere Brände und weitere Stumme. Und zwei Brüder türkischer Herkunft, seltsamerweise wieder aus Urfa, wollten unseren Stummen töten. Warum? Ich will, dass ihr, du und Giuseppe, morgen zu dem Hausmeister geht. Sagt ihm, die Ermittlungen seien noch nicht abgeschlossen und ihr wolltet noch einmal mit ihm reden. Fragt ihn, ob er sich nicht doch an irgendein Detail erinnert.«

»Er wird sich furchtbar aufregen. Schon bei der ersten Befragung hat er fast angefangen zu heulen«, sagte Giuseppe.

»Genau deshalb. Er scheint mir das schwächste Glied zu sein. Ah! Wir müssen um richterliche Genehmigung bitten, die Telefone dieser sympathischen Freunde aus Urfa abhören zu dürfen.«

Minerva kam mit Sofia im Schlepptau zurück. Sie warfen Pietro einen unfreundlichen Blick zu und setzten sich. Als die Bar gegen drei Uhr geschlossen wurde, diskutierten Marco und sein Team immer noch. Sofia war auch der Ansicht, dass man die Spur nach Urfa verfolgen solle. Antonino und Minerva ebenso. Giuseppe war skeptisch, stellte aber die Argumente seiner Kollegen nicht in Frage, während Pietro seinen Missmut nicht verbergen konnte.

Sie gingen mit der Überzeugung schlafen, dass sie kurz vor dem Ziel waren.

Der alte Mann wachte auf. Das Brummen des Handys hatte ihn aus tiefem Schlaf gerissen. Es waren kaum zwei Stunden her, dass er zu Bett gegangen war. Der Herzog war ausgezeichneter Stimmung gewesen und hatte sie erst nach Mitternacht gehen lassen. Das Essen war hervorragend und die Unterhaltung amüsant gewesen, wie es sich für Herren ihres Alters und ihrer Stellung gehörte, wenn sie ohne Damenbegleitung waren.

Er ging nicht dran, als er auf dem Display die New Yorker Nummer sah. Er wusste, was er zu tun hatte. Er stand auf,

schlüpfte in seinen weichen Kaschmirmorgenmantel und ging in sein Büro. Dort schloss er die Tür ab und drückte einen verborgenen Knopf an seinem Schreibtisch. Minuten später telefonierte er über die abhörsichere Anlage.

Die Information war höchst beunruhigend: Das Dezernat für Kunstdelikte war nahe an der Gemeinschaft und an Addaio dran, auch wenn sie von der Existenz des Hirten noch nichts wussten.

Addaios Plan, Mendibj zu eliminieren, war gescheitert, und jetzt wurde dieser wirklich zum Trojanischen Pferd.

Aber das war noch nicht alles. Valonis Team hatte der Phantasie freien Lauf gelassen, und die Dottoressa Galloni war zu Thesen gelangt, die der Wahrheit sehr nahe kamen, auch wenn sie es selbst nicht ahnte. Und die überbordende, romanhafte Phantasie der Journalistin wurde ebenfalls langsam zu einer Gefahr für die Gemeinschaft.

Als er das Büro verließ, wurde es schon hell. Er kehrte in sein Zimmer zurück und bereitete sich vor. Auf ihn wartete ein langer Tag. In vier Stunden würde er an einer wichtigen Versammlung teilnehmen. Es würden alle teilnehmen, auch wenn ihm das improvisierte Treffen und die Tatsache, dass sie Leuten mit erfahrenerem Blick auffallen könnten, Bauchschmerzen bereiteten.

Es war schon spät am Abend, als Jacques de Molay, Großmeister des Templerordens, im Schein der Kerzen den Bericht von Ritter Pierre Berard aus Vienne las, der ihn über die Einzelheiten des Konzils informierte.

Das Gesicht des Großmeisters war von Falten gezeichnet. Das ständige Wachsein hatte Spuren hinterlassen. Sein Blick war müde.

Es waren schlechte Zeiten für die Templer.

Gegenüber von Villeneuve du Temple, der riesigen befestigten Anlage, erhob sich majestätisch der königliche Palast, in dem Philipp von Frankreich seinen großen Schlag gegen den Orden vorbereitete. Die Truhen des Reichs waren leer, und Philipp war einer der größten Schuldner des Ordens – es hieß, er bräuchte zehn Leben, um das Gold zurückzuzahlen, das er sich geliehen hatte.

Aber Philipp IV. hatte gar nicht die Absicht, seine Schulden zu zahlen. Er hatte ganz andere Pläne: Er wollte den Besitz des Ordens übernehmen, auch wenn er einen Teil des Vermögens mit der Kirche würde teilen müssen.

Er hatte die Johanniter auf seine Seite zu bringen versucht, in dem er ihnen Anwesen und Villen versprach, wenn sie ihn bei seinem niederträchtigen Feldzug gegen die Templer unterstützten. Und im Dunstkreis von Papst Clemens gab es viele einflussreiche Geistliche, die er bezahlte, damit sie beim Papst gegen die Templer intrigierten. Zuletzt hatte Philipp durch die erkaufte falsche Aussage von Esquieu de Floryan die Templer noch weiter in die Enge getrieben.

Der König war zwar von Jacques de Molay beeindruckt, er bewunderte ihn insgeheim für seine Tapferkeit, seine Redlich-

keit und seinen Edelmut: Der Großmeister besaß all die Tugenden, die er selbst nicht hatte, und er konnte seinen reinen Blick nicht ertragen. Aber gerade deswegen würde er nicht ruhen, bis er ihn auf dem Scheiterhaufen brennen sah.

Seit Philipp mit Papst Clemens in Poitiers gesprochen hatte, befanden sich die Schätze der Templer in der Obhut des französischen Königs. Jetzt wartete der Großmeister ungeduldig auf die Entscheidung des Konzils von Vienne. Philipp war persönlich aufgetaucht, um Clemens und das Kirchentribunal unter Druck zu setzen. Er wollte nicht nur verwalten, was ihm nicht gehörte, er wollte es vielmehr ganz für sich, und das Konzil von Vienne war für ihn die Gelegenheit, dem Templerorden den Todesstoß zu versetzen.

Als Jacques de Molay den Bericht zu Ende gelesen hatte, rieb er sich die geröteten Augen und holte einen Bogen Pergament. Eine Weile fuhr die spitze Feder über das Papier. Als er fertig war, rief er zwei der treuesten Ritter, Beltrán de Santillana und Geoffroy de Charney zu sich.

Beltrán de Santillana entstammte einer vornehmen Familie aus den kantabrischen Bergen, er war groß und stark, und er liebte das Schweigen und die Meditation. Er trat schon mit achtzehn Jahren in den Orden ein und kämpfte im Heiligen Land, noch bevor er das Ordensgelübde abgelegt hatte. Dort hatte er de Molay das Leben gerettet, indem er ihn mit seinem Körper schützte, als ein Sarazenenschwert ihm die Kehle durchzuschneiden drohte. Von dieser Heldentat behielt Santillana auf dem Brustkorb in der Nähe des Herzens eine lange Narbe zurück.

Geoffroy de Charney war Visitor des Ordens in der Normandie, ein energischer Templer, dessen Familie dem Orden schon zuvor Ritter geschenkt hatte wie seinen Onkel François de Charney. Jacques de Molay vertraute Geoffroy de Charney wie sich selbst. Sie hatten zusammen in Ägypten und an der Festung von Tortosa gekämpft.

Diese beiden also hatte der Großmeister für die heikelste Aufgabe ausgewählt.

Ritter Pierre Berard hatte ihm in seiner Botschaft mitgeteilt, dass Clemens kurz davor stand, Philipps Ansinnen nachzugeben. Die Tage des Ordens waren gezählt, das Konzil von Vienne würde das Verbot des Ordens beschließen. Eile war geboten, der Großmeister musste retten, was dem Orden noch geblieben war.

Beltrán de Santillana und Geoffroy de Charney betraten das Arbeitszimmer des Großmeisters. In der Ferne war das lärmende Pariser Volk zu hören. Jacques de Molay bat sie, Platz zu nehmen. Das Gespräch würde dauern, denn es gab viel zu bereden.

»Beltrán, Ihr müsst dringend nach Portugal reisen. Unser Bruder Pierre Berard hat mich informiert, dass der Papst uns bald den Prozess machen wird. Es ist noch zu früh, um sagen zu können, welches Schicksal dem Orden in anderen Ländern bevorsteht, aber in Frankreich ist es besiegelt. Ich hatte zuerst daran gedacht, Euch nach Schottland zu schicken, da der König Robert Bruce exkommuniziert ist und die Anordnungen des Papstes ihm nichts anhaben können. Aber ich vertraue auf den guten König Dionis von Portugal, der mir garantiert hat, den Orden zu schützen. König Philipp hat uns vieles genommen. Aber es sind nicht das Gold oder die Ländereien, die mir Sorgen bereiten, sondern es ist unser großer Schatz, der wahre Schatz des Templerordens: das Grabtuch Christi. Seit Jahren haben die christlichen Könige den Verdacht, dass es sich in unserem Besitz befindet, und sie wollen es zurück, weil sie glauben, das Tuch habe magische Kräfte und mache den, der es besitzt, unverwundbar.

Wir haben das Geheimnis immer bewahren können und so muss es auch bleiben. Philipp spielt mit der Idee, hier einzudringen und alles bis in den letzten Winkel zu durchsuchen. Er hat seinen Ratgebern anvertraut, wenn er das Grabtuch findet, werde er seine Macht verdoppeln und seine Herrschaft als christlicher König über die ganze Welt ausdehnen können. Er ist

blind vor Ehrgeiz, und wir alle wissen, wie viel Böswilligkeit in seiner Seele wohnt.

Wir müssen unseren Schatz retten. Deshalb, Beltrán, werdet Ihr den Guadiana überqueren und zu unserer Komturei in Castro Marim reisen. Dort übergebt Ihr das Grabtuch dem Oberen, unserem Bruder José Sa Beiro. Ihr werdet eine Botschaft mit Euch führen, in der ich Anweisung gebe, was zum Schutz des Tuches zu tun ist.

Nur Ihr, José Sa Beiro, Geoffroy de Charney und ich werden wissen, wo das Grabtuch ist, und nur Sa Beiro wird in der Stunde seines Todes seinen Nachfolger in das Geheimnis einweihen. Ihr bleibt in Portugal und passt auf die Reliquie auf. Falls nötig, lasse ich Euch weitere Anweisungen zukommen. Während Eurer Reise nach Spanien kommt Ihr an verschiedenen Ordenshäusern und Komtureien der Templer vorbei. Ihr werdet ein Dokument für alle Oberen und Priore mitnehmen, in dem ich Anweisung gebe, wie sie sich zu verhalten haben, wenn das Unglück über den Orden hereinbricht.«

»Wann soll ich abreisen?«

»Sobald Ihr bereit seid.«

Geoffroy de Charney konnte seine Enttäuschung nicht verhehlen, als er den Großmeister fragte:

»Sagt, was ist meine Mission?«

»Ihr werdet zu Eurem Familiensitz nach Lirey reisen und dort das Leintuch deponieren, in das Euer Onkel einst die heilige Reliquie eingewickelt hatte. Ich denke, es sollte in Frankreich bleiben, aber an einem sicheren Ort. Beide Tücher sind heilig, auch wenn nur das erste den Körper unseres Herrn eingehüllt hat.

Ich zähle auf den Edelmut der Familie de Charney, und ich weiß, dass Euer Bruder und Euer alter Vater dieses Tuch aufbe-

wahren und schützen werden, bis der Orden es zurückfordert.

Euer Onkel François de Charney hat zweimal die Wüste im Land der Ungläubigen durchquert, um dem Templerorden das Heilige Tuch zu bringen. Und jetzt braucht der Orden wieder den Dienst Eurer christlichen und tapferen Familie.«

Sie waren viele Tage geritten, als sie schließlich den Bidasoa sahen. Beltrán de Santillana, die vier Ritter, die ihn begleiteten und ihre Knappen gaben den Pferden die Sporen. Sie wollten so schnell wie möglich Spanien erreichen und der Bedrohung durch König Philipp entkommen.

Sie wussten, dass ihnen womöglich die Häscher des Königs auf den Fersen waren, und so hatten sie kaum Ruhepausen eingelegt. Philipp hatte überall Augen und Ohren, und es wäre nicht ungewöhnlich, wenn jemand seinen Spionen zugeflüstert hätte, dass eine Gruppe von Männern die Festung Villeneuve du Temple verlassen hatte.

Jacques de Molay hatte sie gebeten, weder den Umhang noch das Abzeichen der Templer zu tragen, damit sie unerkannt blieben. Zumindest bis sie weit genug von Paris entfernt waren.

Sie hatten die Kleidung nicht gewechselt, das würden sie erst ein paar Meilen hinter der Grenze tun. Dann würden sie sich wieder als Templer zu erkennen geben, denn sie waren stolz darauf, zu diesem Orden zu gehören und die heilige Mission zu erfüllen, seinen wertvollsten Schatz zu retten.

Beltrán de Santillana genoss es, die Landschaft seines Vaterlandes wiederzusehen und mit den Bauern und den Brüdern der Ordenshäuser und Komtureien Spanisch zu sprechen.

Nach dreißig Tagen kamen sie in die Nähe der Stadt Jerez, wo die Templer eine Komturei hatten. Beltrán de Santillana sagte seinen Begleitern, sie würden hier ein paar Tage ausruhen, bevor sie die letzte Etappe der Reise in Angriff nähmen.

Jetzt, wo er in Spanien war, dachte er wehmütig an die vergangenen Zeiten zurück, als er noch nicht wusste, was das Leben ihm bringen würde. Damals hatte er nur davon geträumt, ein Krieger zu werden, der das Heilige Grab befreit, um es der Christenheit zurückzugeben.

Sein Vater hatte ihn gedrängt, in den Templerorden einzutreten und Gotteskrieger zu werden.

Die ersten Jahre waren schwierig gewesen, denn es gefiel ihm zwar, mit Schwert und Bogen zu kämpfen, aber seine sinnenfrohe Natur war nicht für die Keuschheit gemacht. Es waren harte Jahre der Buße und des Opfers, bis er lernte, seinen Körper zu beherrschen und ihn mit seiner Seele in Einklang zu bringen, um würdig zu sein, das Ordensgelübde abzulegen.

Er war schon fünfzig und an der Schwelle zum Alter, aber auf dieser Reise, die ihn von Norden nach Süden durch Spanien führte, fühlte er sich wieder jung.

In der Ferne erhob sich die imposante Festung der Templer von Jerez. Als sie dort eintrafen, kümmerte sich ein Knappe um ihre Pferde, während ein anderer sie zum Oberen der Komturei führte.

Beltrán de Santillana erklärte diesem die Situation in Frankreich und übergab ihm ein versiegeltes Dokument von Jacques de Molay. Mit keinem Wort jedoch erwähnte er seine eigentliche Mission.

Einige Tage darauf reisten sie weiter und erreichten schließlich nach Überquerung des Guadiana das portugiesische Castro Marim.

José Sa Beiro, der Ordensobere der Templer von Castro Marim, war ein gebildeter Mann, der Medizin, Astronomie und Mathematik studiert hatte und dank seiner Kenntnis der arabischen Sprache die Klassiker lesen konnte, denn die Araber

hatten das Wissen von Aristoteles, Thales von Milet, Archimedes und vielen anderen übersetzt und bewahrt.

Sa Beiro nahm sie herzlich auf. Aber er wollte erst mit ihnen sprechen, wenn sie sich ein wenig erfrischt, gegessen und getrunken und sich in ihren kargen Zimmern eingerichtet hatten.

Beltrán de Santillana betrat das Arbeitszimmer von Sa Beiro, wo durch ein großes Fenster eine Brise vom Fluss hereinwehte. Als er seinen Bericht beendet hatte, bat der Obere ihn, ihm die Reliquie zu zeigen. Santillana breitete sie vor ihm aus und beide waren überwältigt von der Deutlichkeit, mit der man die Gestalt Christi, die Spuren seines Leidens, darauf erkennen konnte.

José Sa Beiro strich sanft über das Tuch, er wusste, welch ein Privileg es war, es berühren zu dürfen. Dann las er den Brief von Jacques de Molay. Als er fertig war, sagte er zu Beltrán de Santillana:

»Ritter, wir werden die Reliquie mit unserem Leben verteidigen. Der Großmeister rät mir, niemandem zu sagen, dass sie sich in unserer Komturei befindet. Wir sollen abwarten, was in Frankreich passiert und welche Auswirkungen das Konzil von Vienne hat. Jacques de Molay befiehlt, sofort einen Ritter als Spion nach Paris zu schicken. Er soll verkleidet sein, sich weder dem Ordenshaus noch einem Tempelritter nähern, sondern nur Augen und Ohren offen halten, und wenn er weiß, was mit dem Orden geschehen wird, sofort zurückkehren. Dann wird entschieden, ob das Grabtuch in Castro Marim bleibt oder an einen anderen sicheren Ort gebracht wird. So machen wir es. Ich werde einen Ritter auswählen, der die Mission erfüllen kann.«

Er hatte das Dorf Troyes hinter sich gelassen. Nur noch ein paar Meilen, dann war er in Lirey.

Geoffroy de Charney war allein in Begleitung seines Knappen unterwegs, und er hatte sich den ganzen Weg über verfolgt gefühlt, bestimmt von Philipps Spionen.

Er trug das Leintuch in seinem Beutel, wie einst sein Onkel François de Charney. Der Templer war bewegt vom Anblick der Felder seiner Kindheit und brannte darauf, seinen älteren Bruder in die Arme schließen zu können.

Das Wiedersehen mit der Familie war aufwühlend. Sein Bruder Paul empfing ihn herzlich und voller Respekt. Sein Vater, dem Tod näher als dem Leben, hatte den Templerorden immer bewundert und ihn unterstützt, wann immer man ihn darum gebeten hatte. Die Familie war stolz, dass zwei der ihren, François und Geoffroy, das Gelübde abgelegt hatten, und sie hatten dem Orden ewige Treue geschworen.

Ein paar Tage konnte Geoffroy bei seiner Familie zur Ruhe kommen. Er spielte mit seinem Neffen, der seinen Namen trug und eines Tages den Familiensitz erben würde. Er war mutig und aufmerksam, folgte seinem Onkel auf Schritt und Tritt und wollte unbedingt kämpfen lernen.

»Wenn ich groß bin, werde ich Tempelritter«, sagte er.

Und Geoffroy schnürte es die Kehle zu, wenn er daran dachte, dass der Tempelorden keine Zukunft hatte.

Am Tag seiner Abreise verabschiedete sich der kleine Geoffroy unter Tränen von seinem Onkel. Er hatte ihn gebeten, ihn mitzunehmen, um im Heiligen Land zu kämpfen. Er hatte sich durch nichts trösten lassen. Der unschuldige kleine Mann wusste nicht, dass sein Onkel die schlimmste aller Schlachten gegen einen Mann kämpfen musste, dem jede Vorstellung von Ehre fremd war. Der Feind hieß König Philipp von Frankreich.

Der Großmeister betete in seinem Zimmer, als ein Diener ihm de Charneys Rückkehr ankündigte. Er ging sofort zu ihm.

Jacques de Molay berichtete seinem Freund von den letzten Neuigkeiten. Der König bezichtigte die Templer des Heidentums und der Sodomie, in wenigen Tagen würden sie verhaftet,

und sie mussten sich auf das Schlimmste gefasst machen: Vor dem Tod drohten ihnen Verleumdung und Folter.

Man klagte sie an, den Teufel anzubeten und einen Götzen namens Baphomet. Die Festung von Villeneuve du Temple war kein heiliger, uneinnehmbarer Ort mehr. Die Soldaten des Königs hatten alles beschlagnahmt, doch zu Philipps Erbitterung war von dem großen Tempelerschatz nichts zu finden gewesen. Er konnte ja nicht wissen, dass Jacques de Molay seit Monaten alles Gold auf verschiedene Komtureien verteilt hatte und dass der größte Teil des Schatzes sich mittlerweile in Schottland befand, wohin de Molay auch die geheimen Dokumente hatte überführen lassen. In Villeneuve war fast nichts mehr, und das hatte den König noch mehr gegen die Templer aufgebracht.

Am Tag nach Geoffroy de Charneys Rückkehr erschien ein Gesandter von Philipp, der Comte de Champagne, in der Festung der Templer und wollte den Großmeister sprechen. Jacques de Molay empfing ihn ruhig und selbstsicher.

»Ich komme im Namen des Königs.«

»Davon gehe ich aus. Deswegen sah ich mich gezwungen, Euch zu empfangen.«

Der Großmeister blieb stehen und bot auch seinem Gegenüber keinen Platz an. Der Comte de Champagne war eingeschüchtert von der Würde de Molays.

»Eure Majestät will Euch einen Handel anbieten: Euer Leben für das Grabtuch Christi. Der König ist sich sicher, dass die Reliquie im Besitz des Templerordens ist, das glaubte schon der heilige König Ludwig. Im königlichen Archiv gibt es dementsprechende Dokumente, Berichte von unserem Botschafter in Konstantinopel, vertrauliche Mitteilungen von Balduin an seinen Onkel, vielfache Berichte unserer Spione. Wir wissen, dass Ihr das Grabtuch versteckt haltet.«

Jacques de Molay hörte sich die Rede ungerührt an. Im Stillen dankte er Gott, dass er dafür gesorgt hatte, dass die Reliquie

rechtzeitig an einen sicheren Ort kam, sie müsste jetzt schon in Castro Marim unter dem Schutz des guten José Sa Beiro sein. Als der Comte geendet hatte, antwortete der Großmeister ihm barsch:

»Ich versichere Euch, dass ich die Reliquie nicht habe, von der Ihr sprecht, aber seid gewiss, dass, selbst wenn es so wäre, ich sie nicht gegen mein Leben eintauschen würde. Der König sollte nicht von sich auf andere schließen.«

Der Comte de Champagne errötete, als er die an Philipp gerichtete Beleidigung vernahm.

»Monsieur de Molay, der König zeigt Euch seine Großherzigkeit und will Euch das Leben schenken, da Ihr etwas habt, das der Krone, Frankreich und der gesamten Christenheit gehört.«

»Gehört? Erklärt mir, wieso es König Philipp gehören soll.«

Der Comte de Champagne konnte seinen Zorn kaum noch zügeln.

»Ihr wisst genauso gut wie ich, dass der heilige König Ludwig einst große Mengen Gold an seinen Neffen Kaiser Balduin geschickt und dieser ihm dafür Reliquien überlassen hat. Und Ihr wisst ebenso, dass der Comte de Dijon an Balduins Hof war, um über den Verkauf des dort Mandylion genannten Tuchs zu verhandeln, und dass der Kaiser damals zugestimmt hat.«

»Der Handel unter Königen geht mich nichts an. Mein Leben gehört Gott, der König kann es mir nehmen, aber es gehört Gott. Geht und sagt Philipp, dass ich die Reliquie nicht habe und dass, selbst wenn ich sie hätte, ich sie für nichts eintauschen würde. Ehrlosigkeit ist mir fremd.«

Stunden später wurden Jacques de Molay, Geoffroy de Charney und die in Villeneuve du Temple noch verbliebenen Templer verhaftet und in die Kerker des Palastes gebracht.

Philipp von Frankreich, bekannt als Philipp der Schöne, befahl den Henkern, die Tempelritter grausam zu foltern, insbesondere den Großmeister, dem sie entlocken sollten, wo sich die heilige Reliquie mit dem Antlitz Christi verbarg.

Die Schreie der Gefolterten prallten an den dicken Kerkermauern ab. Wie viele Tage waren seit ihrer Verhaftung vergangen? Die Templer hatten jegliches Zeitgefühl verloren, einige beichteten Verbrechen, die sie nicht begangen hatten, in der Hoffnung, der Henker würde sie von der Streckbank nehmen und aufhören, ihre Füße mit glühendem Eisen zu verbrennen und ihnen die Haut vom Körper zu ziehen und diesen dann mit Essig zu besprengen. Aber alles war vergebens, die Henker machten unerbittlich weiter.

Ein paar Tage später kam ein verhüllter Mann in die Verliese und beobachtete von einem dunklen Winkel aus das Leiden der Ritter, die einst ihr Schwert und ihre Seele eingesetzt hatten, um das Kreuz zu verteidigen. Es war König Philipp, krank vor Gier und Grausamkeit, der sich an den Qualen der Gefolterten ergötzte. Er gab dem Henker Zeichen, bloß nicht nachzulassen.

Eines Abends bat der Verhüllte, Jacques de Molay zu ihm zu bringen. Der Großmeister konnte kaum noch sehen, aber er ahnte, wer sich hinter der Maske verbarg. Er blieb standhaft, und auf seinen Lippen zeichnete sich ein Lächeln ab, als der König ihn aufforderte zu sagen, wo das Grabtuch Christi ist.

Philipp begriff, dass es vergeblich war, die Folter fortzusetzen. Dieser Mann würde sterben, ohne dass ein Wort über seine Lippen kam. Es blieb ihm nur noch die öffentliche Hinrichtung, die Welt sollte wissen, dass der Templerorden auf alle Ewigkeit geächtet war.

Am 18. März im Jahre des Herrn 1314 wurde das Todesurteil gegen den Großmeister und die Templer unterzeichnet, die die endlose Folter überlebt hatten.

Und der 19. März war ein Festtag für Paris, denn der König hatte einen Scheiterhaufen errichten lassen, auf dem Jacques de Molay und die Seinen brennen sollten. Adelige und das gemeine Volk würden dem Spektakel beiwohnen, und auch der König würde es sich nicht entgehen lassen.

Bei Sonnenaufgang füllte sich der Platz mit Neugierigen, die sich prügeln, um einen Platz zu ergattern, von dem aus man das letzte Leiden der einst so stolzen Ritter gut verfolgen konnte.

Jacques de Molay und Geoffroy de Charney wurden auf demselben Wagen gebracht. Sie wussten, in wenigen Minuten würden sie verbrennen und danach allen Schmerzen für immer entronnen sein.

Der Hof hatte sich herausgeputzt, der König scherzte mit den Damen. Er, Philipp, hatte den Templerorden bezwungen. Seine Heldentat würde in die Geschichte der Niedertracht eingehen.

Das Feuer erfasste die geschundenen Leiber der Templer. Jacques de Molay blickte dem König fest ins Auge, und dieser und das versammelte Volk von Paris konnten hören, wie de Molay seine Unschuld beteuerte und den König von Frankreich und Papst Clemens dem Gericht Gottes unterstellte.

Philipp lief ein eisiger Schauer über den Rücken. Er zitterte vor Angst und musste sich in Erinnerung rufen, dass er der König war und dass ihm nichts passieren konnte, weil er mit Zustimmung des Papstes und der höchsten kirchlichen Würdenträger handelte.

Nein, Gott konnte nicht auf Seiten der Templer sein, dieser Ketzer, die Baphomet huldigten, Sodomie trieben und, wie alle Welt wusste, mit den Sarazenen kungelten. Er, Philipp, erfüllte nur die Gebote der Kirche, und er ging auch an den Feiertagen immer in die Messe.

Ja, er, Philipp, König von Frankreich, lebte nach den Regeln der Kirche, aber lebte er auch nach den Gesetzen Gottes?

»Sind Sie fertig?«

»Huch, haben Sie mich erschreckt! Ich las gerade etwas über die Exekution von Jacques de Molay. Da stehen einem ja die Haare zu Berge. Ich wollte Sie fragen, was es mit dem Gericht Gottes auf sich hat.«

Professor McFadden sah sie gelangweilt an. Ana Jiménez schnüffelte seit Tagen in den Archiven herum und stellte ihm manchmal ausgesprochen dumme Fragen.

Sie war klug, aber in vielen Dingen unwissend, und er musste ihr ein paar grundlegende Geschichtslektionen erteilen. Die junge Frau wusste wenig über die Kreuzzüge und die unruhige Welt im 12., 13. und 14. Jahrhundert. Aber er machte sich nichts vor, es mangelte ihr vielleicht an Wissen, aber dafür verfügte sie über ein gerüttelt Maß an Intuition. Sie suchte und suchte, und sie wusste, wo sie fündig werden konnte. Es genügte ein Satz, ein Wort, ein Ereignis – und schon hatte sie eine neue Spur.

Er war vorsichtig gewesen und hatte versucht, sie von den Informationen abzulenken, die in den Händen einer Journalistin gefährlich werden konnten.

Er rückte seine Brille zurecht und fing an, ihr zu erklären, was es mit dem Gericht Gottes auf sich hatte. Ana Jiménez hörte ihm erstaunt zu und erzitterte leicht, als der Professor in dramatischem Ton die Voraussagen Jacques de Molays wiedergab.

»Papst Clemens starb nach vierzig Tagen, Philipp der Schöne nach acht Monaten. Ihr Tod war schrecklich. Gott hat Gerechtigkeit walten lassen.«

»Das freut mich für Jacques de Molay.«

»Wie?«

»Der Großmeister gefällt mir. Ich denke, er war ein guter und gerechter Mann und dieser Philipp der Schöne ein Schuft. Also freue ich mich, dass Gott hat Gerechtigkeit walten lassen. Nur

schade, dass er das nicht immer tut. Aber steckten nicht womöglich die Templer hinter diesen eigenartigen Todesfällen?»

»Nein.«

»Woher wollen Sie das wissen?»

»Es gibt ausreichend Dokumentationen, die die Todesumstände des Königs und des Papstes aufzeigen, und ich versichere Ihnen, es gibt nicht eine Quelle, die auch nur spekulativ einen Racheakt der Templer in Betracht zieht. Außerdem entspricht das nicht dem Wesen und der Vorgehensweise der Templer. Nach allem, was Sie gelesen haben, sollten Sie das wissen.«

»Nun, ich hätte es getan.«

»Was?»

»Ich hätte eine Gruppe von Rittern zusammengetrommelt, die dem Papst und Philipp dem Schönen den Garaus machen.«

»Es ist offenkundig, dass es nicht so war; so etwas hätten Tempelritter nie getan.«

»Sagen Sie, was ist mit diesem Schatz, den der König suchte? Wie in den Archiven steht, hatte er den Templern fast schon alles genommen. Und doch bestand Philipp darauf, dass Jacques de Molay ihm einen Schatz übergeben sollte. Was meinte er damit? Es muss etwas Konkretes, etwas sehr Wertvolles gewesen sein, nicht wahr?»

»Philipp der Schöne glaubte, dass der Templerorden mehr Schätze hatte, als er beschlagnahmen konnte. Es war eine fixe Idee, er glaubte, Jacques de Molay würde ihn belügen und irgendwo noch Gold verstecken.«

»Nein, nein, ich glaube nicht, dass er noch mehr Gold suchte.«

»Ach nein? Wie interessant. Und was, glauben Sie, hat er dann gesucht?»

»Wie ich schon sagte, etwas Konkretes, einen Gegenstand, der von großem Wert für die Templer und den König von Frankreich und für die ganze Christenheit war.«

»Schön, dann sagen Sie mir, was: Ich versichere Ihnen, das ist das erste Mal, dass ich einen solchen ... einen solchen ...«

»Wenn Sie nicht so wohl erzogen wären, würden Sie ›Unsinn‹ sagen. Gut, vielleicht haben Sie Recht. Sie sind Professor, und ich bin Journalistin. Sie halten sich an die Tatsachen, und ich spekuliere.«

»Geschichte, Miss, schreibt man nicht auf der Grundlage von Spekulationen, sondern von belegbaren Tatsachen.«

»In Ihren Archiven steht, in den Monaten vor seiner Verhaftung hatte der Großmeister Botschaften an verschiedene Komtureien geschickt, viele Ritter seien ausgezogen und nicht zurückgekehrt. Gibt es eine Kopie von diesen Briefen von Jacques de Molay?«

»Von einigen ja. Wir haben sie als echt identifizieren können. Andere sind für immer verloren gegangen.«

»Könnte ich sie sehen?«

»Ich werde es versuchen.«

»Ich würde sie gerne morgen früh sehen, morgen Abend reise ich nämlich ab.«

»Ah, Sie reisen ab!«

»Ja, und man merkt, wie Sie das freut.«

»Ich bitte Sie, Miss!«

»Ja, ich weiß, dass ich Ihnen auf die Nerven gehe und Sie von Ihrer Arbeit abhalte.«

»Ich versuche, die Dokumente bis morgen zu beschaffen. Kehren Sie nach Spanien zurück?«

»Nein, ich fliege nach Paris.«

»Gut, dann kommen Sie gleich morgen früh.«

Ana Jiménez verließ das herrschaftliche Haus. Sie hätte gerne noch einmal mit Anthony McGilles gesprochen, aber der war wie vom Erdboden verschluckt.

Sie war erschöpft. Sie hatte fast den ganzen Tag Dokumente über die letzten Monate der Templer gelesen. Von all den Daten und historischen Berichten schwirrte ihr der Kopf. Dazu kam ihre überbordende Phantasie – wenn sie Sätze las wie: »Großmeister Jacques de Molay hat einen Brief an die Komturei von Mainz geschickt. Der Überbringer war Ritter de Larney, der am 15. Juli in Begleitung von zwei Knappen aufbrach«, versuchte sie, sich vorzustellen, wie das Gesicht von diesem de Larney ausgesehen hatte, ob er ein schwarzes oder ein weißes Pferd ritt, ob es heiß war, was die Knappen gedacht haben mochten. Aber sie wusste, ihre Phantasie reichte nicht aus, um sich die Lebenswirklichkeit dieser Männer tatsächlich vorstellen zu können. Und was hatte Jacques de Molay den Ordensoberen wohl geschrieben?

Es gab einen detaillierten Bericht, wie viele Ritter mit Botschaften entsandt wurden. Einige waren zurückgekehrt, so etwa Geoffroy de Charney, der Visitator der Normandie. Von anderen hatte man für immer jede Spur verloren, zumindest den Archiven zufolge.

Am nächsten Tag würde sie nach Paris reisen. Sie hatte eine Verabredung mit einer Geschichtsprofessorin der Sorbonne. Sie hatte wieder ihre Kontakte aktivieren müssen, um herauszufinden, wer die höchste akademische Autorität für das 14. Jahrhundert war. Offensichtlich Elianne Marchais, eine angesehene Professorin um die sechzig und Autorin verschiedener gelehrter Bücher, die nur für Fachleute geschrieben waren.

Sie ging direkt ins Hotel. Es kostete mehr, als sie eigentlich ausgeben wollte, aber sie gönnte sich den Spaß, im *Dorchester* zu schlafen wie eine Prinzessin. Außerdem glaubte sie, dass sie in einem guten Hotel sicherer war, denn sie hatte das Gefühl, überwacht zu werden. Wahrscheinlich war das alles nur Einbildung, sagte sie sich. Vielleicht waren es aber auch Leute vom Dezernat für Kunstdelikte, die wissen wollten, ob sie eine Spur hatte. Wie auch immer, in einem Luxushotel war sie sicherer.

Sie bestellte ein Sandwich und einen Salat aufs Zimmer. Sie wollte so bald wie möglich zu Bett gehen.

Die vom Dezernat für Kunstdelikte mochten denken, was sie wollten, sie war sich jedenfalls sicher, dass die Templer dem armen Balduin das Grabtuch abgekauft hatten. Aber wie war das Grabtuch in dieses französische Dorf gekommen, nach Lirey?

Sie hoffte, dass Professorin Marchais ihr würde erklären können, was der gute Professor McFadden offensichtlich nicht erklären wollte. Warum hatte er auf die Frage, ob die Templer je in Besitz des Grabtuchs gewesen waren, so gereizt reagiert und sie aufgefordert, sich strikt an die Tatsachen zu halten? Ihm zufolge gab es kein Dokument, keine Quelle, die diese verrückte Theorie bestätigten. Trotzdem habe man den Templern alle möglichen Geheimnisse angedichtet, worüber er als Historiker sich ärgere.

Sie schlief schlecht. Wie so oft in letzter Zeit hatte sie einen Alptraum. Es war, als wollte eine seltsame Kraft sie um jeden Preis in die Vergangenheit zurückversetzen, um sie an Szenen voller Schrecken teilhaben zu lassen. Sie war an jenem 19. März 1314 auf dem Vorplatz von Notre Dame dabei, sie saß in der ersten Reihe und sah Jacques de Molay und Geoffroy de Charney mit anderen Rittern auf dem Scheiterhaufen brennen. Der Großmeister warf ihr einen unerbittlichen Blick zu.

»Verswinde oder Gottes Gericht wird über dich kommen.«

Wieder wachte sie schweißgebadet und voller Panik auf. Der

Großmeister wollte nicht, dass sie weiterforschte. Sie würde sterben, wenn sie das täte, da war sie sich auf einmal ganz sicher.

Den Rest der Nacht konnte sie nicht mehr einschlafen. Ihr Schicksal war besiegelt, aber sie würde nicht aufgeben. Sosehr sie Jacques de Molay auch fürchtete, so deutlich ihr war, dass er nicht wollte, dass sie die Wahrheit erführe, es gab kein Zurück mehr.

Der Hirte Bakkalbasi war zusammen mit Ismet, dem Neffen Francesco Turguts, des Hausmeisters der Kathedrale, nach Turin geflogen. Andere Mitglieder der Gemeinschaft würden ihnen folgen, aus Deutschland, aus anderen Orten Italiens, und natürlich aus Urfa.

Auch Addaio, da war sich Bakkalbasi sicher. Keiner wusste, wo er sich versteckte, aber er würde sie überwachen, jede ihrer Bewegungen kontrollieren und die Operation über Handy steuern. Mendibj musste sterben und auch Turgut, wenn er sich nicht beruhigte, es ging nicht anders.

Die Polizei war um ihre Häuser in Urfa herumgestrichen, und das war ein Zeichen, dass dieses Dezernat für Kunstdelikte mehr wusste, als ihnen lieb war.

Ein Cousin, der im Polizeipräsidium von Urfa arbeitete und ein treues Mitglied ihrer Gemeinschaft war, hatte sie von dem plötzlichen Interesse von Interpol an Türken, die aus Urfa nach Italien ausgewandert waren, informiert. Man hatte ihnen nicht gesagt, worum es dabei eigentlich ging, aber man hatte komplette Berichte über mehrere Familien angefordert, die allesamt Mitglieder der Gemeinschaft waren.

Da waren alle Alarmglocken angegangen, und Addaio hatte sogar einen Nachfolger bestimmt für den Fall, dass ihm etwas zustieß. Innerhalb der Gemeinschaft gab es eine Gruppierung, die noch mehr im Verborgenen agierte. Sie würde den Kampf

fortsetzen, wenn die anderen fielen, und sie würden fallen, das sagte Bakkalbasi der Druck, den er im Magen verspürte.

In Turin hatten sie sich unverzüglich zu Turguts Wohnung begeben. Als Turgut die Tür öffnete, schrie er entsetzt auf.

»Beruhige dich! Warum schreist du? Willst du das gesamte Bistum aufwecken?«, zischte Bakkalbasi ihn an.

Sie gingen in die Wohnung, und nachdem Turgut sich einigermaßen beruhigt hatte, berichtete er von den letzten Neuigkeiten:

Er wurde überwacht, seit dem Tag des Brandes. Und dieser Pater Yves sah ihn immer so merkwürdig an ... Er war freundlich, das ja, aber etwas in seinem Blick sagte ihm, dass er vorsichtig sein musste, sonst würde er sterben, da war er sich sicher.

Sie tranken Kaffee und Bakkalbasi gab Ismet die Anweisung, seinen Onkel nicht aus den Augen zu lassen. Dieser sollte ihn im Bistum vorstellen und sagen, dass er künftig bei ihm leben werde. Außerdem wies er Turgut an, Ismet das Schlupfloch zu zeigen, durch das man in die unterirdischen Gänge kam, denn vielleicht würden sich einige der Männer aus Urfa dort verstecken. Dann müsste er sie mit Lebensmitteln und Wasser versorgen.

Darauf verabschiedete sich Bakkalbasi. Er musste Weiterreisen und noch andere Mitglieder der Gemeinschaft treffen.

Was machen wir?«, fragte Pietro. »Vielleicht sollten wir ihn verfolgen.«

»Wir wissen doch gar nicht, wer das ist«, antwortete Giuseppe.

»Jedenfalls ein Türke. Das sieht man ihm an.«

»Ich weiß nicht. Lass uns erst einmal zum Hausmeister gehen. Wir stellen ihm ein paar Fragen. Dabei erfahren wir vielleicht auch, wer da eben seine Wohnung verlassen hat.«

Ismet öffnete die Tür, weil er glaubte, Hirte Bakkalbasi habe etwas vergessen. Er runzelte die Stirn, als er die beiden Männer sah, die er sofort als Polizisten identifizierte.

»Guten Tag, wir möchten mit Francesco Turgut sprechen.«

Der junge Mann tat, als ob er sie kaum verstünde, und rief auf Türkisch nach seinem Onkel. Der kam zur Tür, seine Lippen zitterten.

»Wir kommen nochmals wegen des Brandes in der Kathedrale. Wir wollten fragen, ob Ihnen inzwischen nicht doch noch etwas eingefallen ist.«

Turgut hatte Giuseppees Frage kaum gehört. Er hatte Mühe, die Tränen zurückzuhalten. Ismet legte ihm schützend den Arm um die Schulter und antwortete für seinen Onkel in einer Mischung aus Italienisch und Englisch.

»Mein Onkel ist alt, und er hat seit dem Brand viel durchgemacht. Er hat Angst, dass man ihn wegen seines Alters nicht mehr für so fähig hält und ihn entlässt, weil er nicht aufmerksamer war. Können Sie ihn nicht in Ruhe lassen? Er hat Ihnen doch schon alles gesagt.«

»Und wer sind Sie?«, fragte Pietro.

»Ich heiße Ismet Turgut, ich bin sein Neffe. Ich bin heute an-

gekommen. Ich hoffe, dass ich in Turin bleiben und eine Arbeit finden kann.«

»Woher kommen Sie?«

»Aus Urfa.«

»Gibt es denn dort keine Arbeit?«, hakte Giuseppe nach.

»Doch, auf den Ölfeldern. Aber ich will einen anständigen Beruf lernen, sparen und dann nach Urfa zurückkehren und ein Geschäft aufmachen. Ich habe eine Freundin dort.«

Der junge Mann macht einen netten Eindruck, dachte Pietro, unschuldig. Vielleicht war er das ja auch.

»Gut, wir würden jedenfalls gerne von Ihrem Onkel wissen, ob er Kontakte zu anderen Einwanderern aus Urfa unterhält«, sagte Giuseppe.

Francesco Turgut lief ein Schauer über den Rücken. Er war sich sicher, dass die Polizei alles wusste. Ismet antwortete eilig:

»Das wüsste ich selbst gerne! Ich hoffe nämlich hier Leute aus meiner Heimatstadt zu treffen. Auch wenn mein Onkel halb Italiener ist – wir Türken bleiben unseren Wurzeln doch immer treu.«

Pietro ließ nicht locker. Der junge Mann wollte offenbar verhindern, dass Francesco Turgut selbst redete.

»Signor Turgut, kennen Sie die Familie Bajerai?«

»Bajerai!«, rief Ismet erfreut aus. »Ich bin mit einem Bajerai in die Schule gegangen. Ich glaube, sie haben hier ein paar Cousins oder so ...«

»Ihr Onkel soll die Frage beantworten«, sagte Pietro.

Francesco Turgut schluckte und sagte, was er so oft geprobt hatte.

»Klar kenne ich sie. Eine anständige Familie, die großes Unglück erlitten hat. Ihre Söhne, nun ja, ihre Söhne haben einen Fehler gemacht und büßen dafür. Aber ich versichere Ihnen, die

Eltern sind gute Menschen, da können Sie fragen, wen Sie wollen, Sie werden nur Gutes hören.«

»Haben Sie die Bajeraï in der letzten Zeit besucht?«

»Nein, in der letzten Zeit geht es mir nicht gut, und ich gehe kaum aus.«

»Entschuldigung«, unterbrach sie Ismet mit Unschuldsmiene, »was haben die Bajeraï denn angestellt?«

»Und warum glauben Sie, dass sie etwas angestellt haben?«, fragte Giuseppe.

»Wenn Sie als Polizisten hier auftauchen und nach den Bajeraï fragen, dann haben sie etwas ausgefressen, das ist doch klar.«

Der junge Mann lächelte sie freundlich an. Sie wussten nicht, ob er zynisch oder wirklich so harmlos war, wie er tat.

»Gut, kommen wir auf den Tag des Brandes zurück.« Giuseppe blieb hartnäckig.

»Ich habe Ihnen doch schon alles gesagt. Wenn mir noch etwas eingefallen wäre, hätte ich mich schon bei Ihnen gemeldet«, sagte der Alte mit wehleidiger Stimme.

»Ich bin gerade erst angekommen«, schaltete sich Ismet erneut ein. »Ich hatte noch nicht einmal Zeit, meinen Onkel zu fragen, wo ich schlafen soll. Könnten Sie nicht ein anderes Mal wiederkommen?«

Pietro machte Giuseppe ein Zeichen. Sie verabschiedeten sich und verließen die Wohnung.

»Was für einen Eindruck hast du von diesem Neffen?«

»Ich weiß nicht, scheint ein netter Junge zu sein.«

»Vielleicht haben sie ihn geschickt, damit er seinen Onkel überwacht.«

»Ach was! Wir sollten nicht anfangen, Gespenster zu sehen. Ich glaube, du hast Recht, Sofia und Marco steigern sich da in

etwas hinein, obwohl Marcos Spürnase ... Aber mit dem Grabtuch, das ist eine fixe Idee.«

»Gestern hast du mich nicht unterstützt, als ich das gesagt habe.«

»Was nützt es zu diskutieren? Wir tun, was man uns befiehlt. Wenn sie Recht haben, okay, an die Arbeit. Wenn nicht, auch egal. So oder so haben wir zumindest versucht, diese verfluchten Brände aufzuklären. Ein bisschen ermitteln kann in jedem Fall nicht schaden, aber bloß kein Stress, immer mit der Ruhe.«

»Ich bewundere deine Coolness. Man könnte meinen, du bist Engländer und kein Italiener.«

»Und du gehst bei allem gleich hoch. In der letzten Zeit fängst du wegen jeder Kleinigkeit Streit an.«

»Ich habe den Eindruck, das Team ist auseinander gebrochen, es ist nicht mehr wie früher.«

»Natürlich ist das Team auseinander gebrochen, aber es wird wieder zusammenfinden. Sofia und du, ihr seid schuld daran, ständig diese Spannungen, wenn ihr zusammentrefft, als würde es euch Spaß machen, euch zu widersprechen. Wenn sie« a »sagt, sagst du« b », und ihr schaut euch an, als wolltet ihr euch jeden Moment an die Gurgel gehen. Marco hat Recht, es ist ein Fehler, Arbeit und Bett zu vermischen. Ich will offen zu dir sein: Wegen euch fühlen wir uns jetzt alle unwohl.«

»Ich habe dich nicht gebeten, so offen zu mir zu sein.«

»Ja, aber ich wollte es dir sagen, und jetzt ist es heraus.«

»Schön, die Schuld liegt bei Sofia und bei mir. Was sollen wir machen?«

»Nichts. Ich denke, das geht vorbei. Sie wird uns verlassen. Wenn der Fall abgeschlossen ist, verschwindet sie, das ist nicht mehr ihre Kragenweite. Sie kann zu viel, um den Rest ihres Lebens hinter Dieben herzurennen.«

»Sie ist eine außergewöhnliche Frau.«

»Komisch, dass sie sich mit dir eingelassen hat.«

»Das hat gegessen, danke!«

»Ach! Man muss akzeptieren, wer man ist, und du und ich, wir sind zwei einfache Polizisten. Wir haben nicht ihre Klasse, und auch nicht ihre Bildung. Wir sind auch nicht wie Marco, der hat studiert, und das merkt man. Ich bin zufrieden mit dem, was ich bin und erreicht habe. Für das Dezernat für Kunstdelikte zu arbeiten, ist ein Vergnügen, und man ist wer.«

»Deine Offenheit geht mir langsam auf die Nerven.«

»Junge, dann halte ich jetzt den Mund, ich dachte, du könntest die Wahrheit vertragen.«

»Jetzt hast du sie mir gesagt, also lass mich in Frieden. Wir fahren jetzt ins Hauptquartier und bitten Interpol, die Türken sollen uns Informationen über diesen Neffen schicken, der bei Turgut aufgetaucht ist. Aber vorher könnten wir noch mit Pater Yves sprechen.«

»Warum? Der ist doch nicht aus Urfa.«

»Sehr witzig. Also dieser Priester ...«

»Hast du jetzt den Priester auf dem Kieker?«

»Red keinen Blödsinn. Wir gehen zu ihm.«

Pater Yves empfing sie sofort. Er war gerade dabei, eine Rede vorzubereiten, die der Kardinal am folgenden Tag bei einer Zusammenkunft mit Äbtissinnen halten sollte. Reine Routine, wie er sagte.

Er fragte sie nach dem Stand der Ermittlungen, aber offensichtlich mehr aus Höflichkeit als aus Interesse, und er versicherte ihnen, mit dem neuen Brandschutzsystem werde es keine Vorfälle dieser Art mehr geben.

Sie unterhielten sich eine Viertelstunde, aber weil es nichts Neues gab, verabschiedeten sie sich schon bald wieder.

Der Tempelritter gab dem Pferd die Sporen. Er konnte den Guadiana und die Zinnen der Festung von Castro Marim schon erkennen. Er war fast ohne Pause von Paris aus durchgeritten, wo er ohnmächtig der Opferung des Großmeisters beigewohnt hatte.

Die tiefe Stimme Jacques de Molays, wie er Philipp den Schönen und Papst Clemens dem Urteil Gottes anheim gab, hallte in seinen Ohren wider. Er hatte keinen Zweifel, dass der Herr Gerechtigkeit walten und das Verbrechen nicht ungesühnt lassen werde.

Jacques de Molay hatte man das Leben genommen, aber nicht die Würde, nie war jemand würdevoller und tapferer in den Tod gegangen.

Er vereinbarte mit dem Fährmann den Preis für die Überfahrt, und als er auf der portugiesischen Seite war, ritt er rasch zu der Komturei, die in den letzten drei Jahren sein Zuhause gewesen war, nachdem er in Ägypten gekämpft und Zypern verteidigt hatte.

José Sa Beiro empfing João de Tomar sofort und bat ihn, Platz zu nehmen. Er reichte ihm kühles Wasser, damit er seinen Durst stillen konnte. Dann setzte er sich ebenfalls und wartete gespannt, was der nach Paris entsandte Spion zu sagen hatte.

Zwei Stunden lang gab João de Tomar einen lebendigen Bericht von den letzten Tagen des Templerordens, insbesondere von dem schwarzen 19. März, an dem Jacques de Molay und die letzten Ritter unter dem mitleidlosen Blick des Volkes und des Hofes auf dem Scheiterhaufen verbrannt waren. Sa Beiro war tief bewegt und musste die ganze Würde seines Amtes aufbieten, um sich seine Gefühle nicht anmerken zu lassen.

Philipp der Schöne hatte das Todesurteil über den Templerorden gesprochen, und in ganz Europa wurde mit Unterschrift des Papstes der Orden verboten. In allen christlichen Königreichen wurde den Rittern der Prozess gemacht. In einigen würden sie freigesprochen, in anderen dagegen würde der Befehl des Papstes befolgt werden, der sie zwang, sich anderen religiösen Orden anzuschließen.

José Sa Beiro wusste von den guten Absichten von König Dionis, aber würde der König von Portugal sich wirklich dem Diktat des Papstes widersetzen? Er musste es wissen und würde jemanden entsenden, der in seinem Namen mit dem König sprechen sollte.

»Ich weiß, Ihr seid müde, aber ich muss Euch um einen weiteren Dienst bitten. Ihr werdet nach Lissabon reisen und einen Brief für den König mitnehmen. Ihr erzählt ihm in allen Einzelheiten, was Ihr gesehen habt. Und dann wartet Ihr auf seine Antwort. Nach Möglichkeit brecht Ihr schon morgen früh auf.«

João de Tomar hatte kaum Zeit, sich von den Strapazen der Reise zu erholen. Es war noch nicht hell, als der Obere ihn rufen ließ.

»Hier ist die Botschaft. Macht Euch auf den Weg. Gott schütze Euch.«

In Lissabon eingetroffen, übergab João de Tomar dem König den Brief José Sa Beiros und berichtete ihm von seinen Erlebnissen in Paris. Er wusste von den guten Beziehungen von König Dionis zum Klerus, mit dem er vor einigen Jahren ein Konkordat unterzeichnet hatte. Aber würde er es wagen, sich dem Papst zu widersetzen?

Der Templer wartete drei Tage, bevor der König ihn erneut rufen ließ. Er hatte eine salomonische Entscheidung getroffen: Er würde sich dem Papst nicht widersetzen, die Templer aber auch nicht verfolgen. Er hatte verfügt, dass ein neuer Orden gegründet werden sollte, der Orden do Cristo, in dem die Templer weiterhin nach ihren Regeln leben konnten, nur dass dieser Orden nicht dem Papst, sondern dem König unterstand.

Auf diese Weise garantierte der umsichtige König, dass das Vermögen der Templer in Portugal blieb und nicht an die Kirche oder andere Mächte fiel. Er würde auf die Dankbarkeit und Hilfe der Templer zählen können, vor allem aber auf ihr Gold.

Als José Sa Beiro von der Verfügung des Königs hörte, war ihm klar, dass die Templer in Portugal zwar nicht verfolgt oder auf Scheiterhaufen verbrannt würden wie in Frankreich, ihr Vermögen aber an den König fiele. Er musste eine Entscheidung treffen, denn wahrscheinlich würde man ihn schon bald um ein Inventarverzeichnis der Besitztümer einer jeden Komturei bitten.

Castro Marim war also kein sicherer Ort mehr für den wahren Schatz der Templer. Er musste an eine Stelle gebracht werden, die für den König ebenso unerreichbar war wie für den Papst.

Beltrán de Santillana hatte das Grabtuch sorgfältig zusammengelegt und in einen Beutel gesteckt, von dem er sich keine Sekunde trennen würde.

Er wartete auf die Flut, damit er das Schiff nach Schottland besteigen konnte. Von allen christlichen Ländern war Schottland das einzige, in dem die Nachricht mit dem Befehl zur Auflösung des Templerordens nicht angekommen war und auch nie ankommen würde:

König Robert Bruce war exkommuniziert, und er kümmerte sich nicht um die Angelegenheiten der Kirche, und die Kirche nicht um die Schottlands. Die Tempelritter hatten von Robert

Bruce also nichts zu befürchten, und Schottland war zur einzigen Bastion geworden, in der die Macht des Templerordens unangetastet blieb.

Deshalb war der Schatz der Templer auch nur in Schottland für immer sicher. Und so hatte José Sa Beiro die Anweisungen des letzten Großmeisters erfüllend, die Ritter Beltrán de Santillana, João de Tomar und Wilfred de Payens losgeschickt, damit sie mit sicherem Geleit die heilige Reliquie bis zum Haus des Templerordens in Arborath brachten.

Nach einer stürmischen Überfahrt in Arborath eingetroffen, übergaben sie dem Oberen der schottischen Templer den wertvollsten Schatz des Ordens, den, so hatte der letzte Großmeister verfügt, in den nächsten Jahrhunderten nur einige wenige Ausgewählte zu Gesicht bekommen sollten. Jacques de Molay konnte in Frieden ruhen.

Elianne Marchais war zierlich, elegant und durchaus attraktiv. Sie empfing Ana Jiménez mit einer Mischung aus Resignation und Neugier.

Sie mochte keine Journalisten, sie verdrehten alles, was man ihnen erzählte. Deswegen gab sie keine Interviews, und wenn sie zu irgendetwas nach ihrer Meinung gefragt wurde, war ihre immer gleiche Antwort: »Lesen Sie meine Bücher, da steht, was ich denke, und bitten Sie mich nicht, Ihnen in drei Minuten zu sagen, wofür ich dreihundert Seiten gebraucht habe.«

Aber bei dieser jungen Frau lag der Fall anders. Sie kam auf Empfehlung des spanischen Unesco-Botschafters. Zwei Rektoren von berühmten spanischen Universitäten und drei Kollegen von der Sorbonne hatten sich ebenfalls für sie verwendet. Entweder sie war sehr wichtig oder sie war so dickköpfig, dass sie Himmel und Hölle in Bewegung setzte, um ihr Ziel zu erreichen. In diesem Fall würde sie ein paar Minuten ihrer Zeit opfern, aber keinesfalls mehr.

Ana Jiménez war klar, dass sie einer Frau wie Elianne Marchais nicht mit Ausflüchten kommen konnte. Also würde sie ihr die Wahrheit sagen, worauf diese sie entweder unverrichteter Dinge hinauskomplimentieren oder ihr helfen würde.

Sie brauchte etwa zwanzig Minuten, um zu erläutern, dass sie eine Geschichte über das Grabtuch schreiben wollte und dass sie ihre Meinung als Expertin benötigte, um in der Geschichte der Reliquie Wahrheit von Erfindung unterscheiden zu können.

»Und warum interessieren Sie sich für das Grabtuch? Sind Sie katholisch?«

»Nein ... na ja, irgendwie schon, ich bin getauft, aber keine praktizierende Christin.«

»Sie haben meine Frage nicht beantwortet. Warum interessieren Sie sich für das Grabtuch?«

»Es ist ein Gegenstand, über den viel polemisiert wird, außerdem scheint er Gewalttaten geradezu anzuziehen, Brände, Raubversuche ...«

Professorin Marchais hob eine Augenbraue, und mit einer gewissen Verachtung schickte sie sich an, das Gespräch zu beenden.

»Mademoiselle Jiménez, ich fürchte, ich kann Ihnen nicht helfen. Mein Fachgebiet ist nicht die Esoterik. Sie müssen sich eine geeignetere Person suchen, mit der Sie sich über die interessante These, dass das Grabtuch Unheil anzieht, unterhalten können.«

Elianne Marchais stand auf. Sie hatte kein Interesse daran, mit einer dummen Journalistin ihre Zeit zu vergeuden. Für wen hielt sie sie denn, dass sie es wagte, ihr so einen Unsinn aufzutischen?

Ana rührte sich nicht. Sie sah der Professorin fest in die Augen und versuchte noch einmal ihr Glück. Hoffentlich trat sie nicht wieder ins Fettnäpfchen.

»Ich glaube, ich habe mich falsch ausgedrückt, Frau Professor Marchais. Ich interessiere mich nicht für Esoterik. Es tut mir Leid, wenn ich bei Ihnen diesen Eindruck hervorgerufen habe. Ich will eine ordentlich dokumentierte Geschichte schreiben, eben gerade ohne irgendwelche magischen oder esoterischen Spekulationen oder wie immer Sie es nennen wollen. Ich bin auf der Suche nach Tatsachen, nichts als Tatsachen. Deswegen bin ich zu Ihnen gekommen. Ich möchte die Wahrheit von den Auslegungen mehr oder weniger anerkannter Autoren unterscheiden können. Sie kennen die Geschichte Frankreichs im 13. und 14. Jahrhundert wie Ihre Westentasche, ich bin auf Ihr Wissen angewiesen.«

Elianne Marchais, die immer noch stand, zögerte, ob sie die junge Frau verabschieden oder ihrer Bitte nachkommen sollte. Die Erklärung, die sie ihr gegeben hatte, klang zumindest ernsthaft..

»Ich habe nicht viel Zeit, also sagen Sie mir, was genau Sie wissen wollen.«

Ana atmete erleichtert auf. Sie wusste, sie durfte jetzt keinen Fehler mehr machen, sonst war alles aus.

»Ich möchte, dass Sie mir alles erklären, was mit dem Auftauchen des Grabtuchs in Frankreich zu tun hat.«

Mit leicht angewidertem Gesichtsausdruck erzählte die Professorin Ana alle Details über das »Auftauchen« des Grabtuchs in Lirey.

»Dokumentierte Chroniken der damaligen Zeit versichern, dass Geoffroy de Charny, Herr von Lirey, 1349 bekannt gab, er besitze ein Grabtuch mit dem Abdruck von Jesus' Körper, das seine Familie sehr verehere. Der Adelige richtete Gesuche an den Papst und den französischen König, eine Kirche errichten zu dürfen, damit das Grabtuch für die Gläubigen ausgestellt werden könne. Weder der Papst noch der König antworteten, also konnte die Kirche nicht gebaut werden, aber das Grabtuch wurde mit Unterstützung der Geistlichen von Lirey, die darin eine Chance sahen, ihren Einfluss und ihre Bedeutung zu vergrößern, zum Gegenstand religiöser Verehrung.«

»Aber wo hatte de Charny das Grabtuch her?«

»In dem Brief, den er an den französischen König geschrieben hat, versichert er, er habe geheim gehalten, dass er das Grabtuch besitzt, weil er keinen Streit zwischen Christen provozieren wolle. Es waren schon andere Grabtücher an so verschiedenen Orten wie Aachen, Jaén, Toulouse, Mainz und Rom aufgetaucht. Und in Rom war seit 1350 ein Schweißstuch in der Basilika des Vatikans ausgestellt, das man natürlich für authentisch hielt. Geoffroy de Charny schwor dem König und dem Papst bei der

Ehre seiner Familie, dass sein Grabtuch das echte sei, aber er hat nie gesagt, wie es in seine Hände kam. Familienerbe? Hatte er es gekauft? Wir wissen es nicht.

De Charny starb in Poitiers, wo er den König Frankreichs rettete, indem er ihn in der Schlacht mit seinem eigenen Körper schützte. Seine Witwe schenkte das Tuch der Kirche von Lirey, die örtlichen Stiftsherren wurden reich, was wiederum den Neid der Prälaten anderer Dörfer und Städte hervorrief, und das Ganze wuchs sich zu einem riesigen Konflikt aus.

Der Bischof von Troyes ließ Nachforschungen anstellen. Er konnte sogar einen wichtigen Zeugen präsentieren, der die Echtheit des Tuchs bestritt. Ein Maler behauptete, das Bild darauf im Auftrag des Herrn von Lirey angefertigt zu haben, und so schaffte es der Bischof, dass die Ausstellung des Grabtuchs verboten wurde.

Ein anderer Geoffroy, Geoffroy de Charny II., erreichte Jahre später, genau gesagt 1389, dass Papst Clemens VII. ihm die Genehmigung erteilte, das Schweiß Tuch auszustellen. Der Bischof von Troyes intervenierte erneut. Er hatte Angst, die Pilger würden in Scharen zu dem Grabtuch abwandern. Er erreichte, dass das Grabtuch für ein paar Monate wieder in seine Truhe zurückkehrte und nicht ausgestellt wurde. Doch Geoffroy de Charny kam schließlich mit dem Papst zu einer Einigung: Er durfte das Grabtuch ausstellen, allerdings mussten die Geistlichen von Lirey den Gläubigen erklären, dass es sich um ein gemaltes Abbild des echten Grabtuchs Christi handelte.«

Mit monotoner Stimme setzte Elianne Marchais ihren Geschichtsüberblick fort und erklärte, die Tochter von Geoffroy II., Marguerite de Charny, habe das Grabtuch später im Schloss ihres zweiten Mannes, des Comte La Roche, aufbewahrt.

»Warum?«, fragte Ana.

»Weil im Jahr 1415, während des Hundertjährigen Krieges, Plünderungen an der Tagesordnung waren. Sie fand, die Reli-

quie sei im Schloss ihres Mannes in Saint Hippolyte-sur-le-Doubs sicherer. Sie war eine eigenartige Frau, denn als sie zum zweiten Mal Witwe wurde, erhöhte sie ihre spärlichen Einkünfte, die ihr Mann ihr hinterlassen hatte, indem sie Almosen von denen nahm, die das Grabtuch Christi sehen und davor beten wollten.

Ihre finanzielle Not war es auch, die sie dazu zwang, die Reliquie schließlich an das Haus Savoyen zu verkaufen. Das Datum der Übergabe war der 22. März 1453. Die Stiftsherren von Lirey protestierten, weil sie sich als die rechtmäßigen Eigentümer des Tuchs betrachteten, da die Witwe des ersten Geoffroy es ihnen überlassen hatte. Aber Marguerite kümmerte sich nicht darum und erfreute sich an Schloss Varambon und den Einnahmen aus dem Gut Miribel, die ihr das Haus Savoyen im Tausch für das Tuch überlassen hatte. Es gibt einen dementsprechend lautenden, von Ludwig I., Herzog von Savoyen, unterzeichneten Vertrag. Von da an ist die Geschichte des Grabtuchs allgemein bekannt.«

»Halten Sie es für möglich, dass das Grabtuch über die Templer nach Frankreich gekommen ist?«

»Ach, die Templer! Was für Legenden ranken sich um sie und wie ungerecht sind sie aus Unwissenheit behandelt worden! Alles Schund, diese ganze Pseudoliteratur über die Templer. Und wissen Sie, warum? Viele Freimaurer-Logen behaupten, sie seien die Nachfahren des Templerordens. Einige dieser Organisationen standen, um es platt zu sagen, auf der « guten Seite », zum Beispiel während der französischen Revolution, andere dagegen ...«

»Aber hat der Templerorden überlebt?«

»Klar, es gibt, wie ich Ihnen schon sagte, Organisationen, die behaupten, seine Nachfahren zu sein. Und bedenken Sie, dass der Templerorden in Schottland nie aufgelöst wurde. Trotzdem ist für mich der Templerorden am 19. März 1314 in Gestalt sei-

nes Großmeisters Jacques de Molay und anderer Ritter auf dem Scheiterhaufen gestorben.«

»Ich war in London, da gibt es ein Zentrum für Studien über die Templer.«

»Ich habe Ihnen schon gesagt, es gibt viele Organisationen, die sich als Nachfahren der Templer ausgeben.«

»Warum?«

»Mademoiselle Jiménez, ich bin Historikerin.«

»Ja, ich weiß, aber ...«

»Es gibt kein Aber. Noch etwas?«

»Ja, gibt es heute noch Abkömmlinge der Familie de Charny?«

»Die großen Familien sorgen dafür, dass sie nicht aussterben. Aber da müssten Sie einen Experten in Genealogie befragen.«

»Verzeihen Sie, wenn ich insistiere, aber woher, glauben Sie, könnte dieser Geoffroy de Charny das Grabtuch bekommen haben?«

»Ich weiß es nicht. Ich habe Ihnen schon gesagt, dass er selbst dazu keine Aussage gemacht hat, auch seine Witwe nicht, und auch nicht die Nachkommen, die im Besitz des Grabtuchs waren, bis es an das Haus Savoyen überging. Es könnte sich um eine gekaufte oder geschenkte Reliquie handeln, wer weiß. Damals war Europa voll von Reliquien, die die Kreuzritter mitgebracht hatten. Mehrheitlich handelte es sich um Fälschungen, deswegen gibt es so viele« heilige Grale », Grabtücher, Knochen von Heiligen ...«

»Gibt es eine Möglichkeit herauszufinden, ob die Familie von Geoffroy de Charny eine Verbindung zu den Kreuzzügen hatte?«

»Ich sage noch einmal, Sie müssten mit einem Genealogen sprechen. Natürlich ...«

Elianne Marchais dachte nach und klopfte mit der Spitze ihres Kugelschreibers auf den Tisch. Ana schwieg erwartungsvoll.

»Es ist möglich, dass Geoffroy de Charny etwas mit Geoffroy de Charney zu tun hatte, dem Visitor des Templerordens in der Normandie, der zusammen mit Jacques de Molay auf dem Scheiterhaufen starb und der auch im Heiligen Land gekämpft hatte. Es ist eine Frage der Schreibweise und ...«

»Ja, das ist es! Sie sind bestimmt aus derselben Familie!«

»Mademoiselle, lassen Sie sich nicht von Ihrem Wunschdenken verleiten. Ich habe lediglich gesagt, dass die beiden Namen von demselben Stamm sein könnten, sodass dieser Geoffroy de Charny, der das Grabtuch besaß ...«

»Es deswegen hatte, weil Jahre zuvor der andere Geoffroy es aus dem Heiligen Land mitgebracht und im Haus der Familie aufbewahrt hatte. Das ist doch gar nicht so abwegig.«

»Doch, ist es, denn der Visitor der Normandie war Templer.

Wenn die Reliquie in seinen Besitz gekommen wäre, hätte sie dem Templerorden gehört, und er hätte sie niemals im Haus seiner Familie versteckt. Über diesen Geoffroy haben wir viel Material, denn er war de Molay und dem Templerorden treu ergeben. Wir sollten nicht allzu viel phantasieren.«

»Aber es könnte doch einen Grund geben, warum er das Grabtuch nicht dem Orden übergeben hat.«

»Das bezweifle ich. Geoffroy de Charney ist über jegliche Spekulationen erhaben. Ich bedaure es, Sie auf eine falsche Fährte gelockt zu haben. Meiner Meinung nach gehören die beiden Geoffroys zu unterschiedlichen Familien.«

»Ich werde nach Lirey fahren.«

»Gut. Tun Sie das. Noch etwas?«

»Vielen Dank. Sie wissen es nicht, aber ich glaube, Sie haben einen Teil des Rätsels für mich gelöst.«

Elianne Marchais verabschiedete sich von Ana Jiménez und fühlte sich in ihrer Meinung über Journalisten bestärkt: ziemlich ungebildet und nächtelang mit den absurdesten Theorien be-

schäftigt. Kein Wunder, dass in den Zeitungen so viel Unsinn stand.

Am nächsten Tag mietete Ana ein Auto und fuhr über Troyes nach Lirey. Zu ihrer Überraschung handelte es sich um ein Örtchen mit kaum mehr als fünfzig Einwohnern.

Sie ging zwischen den Ruinen des alten Herrenhauses herum, strich mit der Hand über die alten Steine, in der Hoffnung, die Berührung würde eine Spur, eine Ahnung in ihr hervorrufen. In der letzten Zeit ließ sie sich durch ihre Intuition leiten, ohne groß im Voraus zu planen.

Sie ging auf eine alte Frau zu, die ihren Hund spazieren führte.

»Guten Tag.«

Die alte Frau musterte sie neugierig von oben bis unten.

»Ein wunderschönes Fleckchen.«

»Ja, aber die jungen Leute sehen das nicht mehr so und gehen in die Stadt.«

»Tja, in der Stadt gibt es mehr Arbeit.«

»Die Arbeit ist da, wo man sie finden will, und hier in Lirey gibt es genug fruchtbares Ackerland. Woher kommen Sie?«

»Ich bin Spanierin.«

»Ah! Das dachte ich mir, wegen Ihres Akzents. Sie sprechen aber gut Französisch.«

»Danke.«

»Und was machen Sie hier? Haben Sie sich verfahren?«

»Nein, keineswegs. Ich wollte diesen Ort sehen. Ich bin Journalistin, und ich schreibe eine Geschichte über das Grabtuch Christi, und da es einst hier in Lirey aufgetaucht ist ...«

»Ach! Das ist doch Jahrhunderte her. Heute behaupten sie, das Tuch sei nicht echt, es sei hier gemalt worden.«

»Und was glauben Sie?«

»Mir ist das gleich. Ich bin Atheistin, also, eigentlich Agnostikerin, und Geschichten von Heiligen und Reliquien haben mich nie interessiert.«

»Ja, mir geht es genauso, aber man hat mich mit der Reportage beauftragt, und Job ist Job.«

»Aber hier werden Sie nichts finden, von der Festung ist nur geblieben, was Sie da sehen.«

»Gibt es keine Archive oder Dokumente über die Familie de Charny?«

»Vielleicht in Troyes, obwohl – die Abkömmlinge der Familie leben in Paris.«

»Leben?«

»Gut, es gibt viele Zweige dieser Familie, aber Sie wissen ja, dass die Adeligen oft viele Nachkommen hatten.«

»Wie könnte ich sie ausfindig machen?«

»Keine Ahnung, ich hatte nie mit ihnen zu tun. Hin und wieder kam einer hier in Lirey vorbei. Vor drei oder vier Jahren erschien der Jüngste eines Zweiges der Charnys. Ein stattliches Bürschchen! Wir sind alle hin, um ihn anzuschauen.«

»Aber wie könnte ich sie ausfindig machen?«

»Fragen Sie in dem Haus da hinten. Da lebt Monsieur Didier, er kümmert sich um die Ländereien der Charnys.«

Ana lief sofort zu dem Haus, das ihr die alte Frau gezeigt hatte. Sie konnte ihr Glück kaum fassen. Sie war kurz davor, die Nachfahren von Geoffroy de Charny zu finden.

Monsieur Didier war ungefähr sechzig. Groß und stark, mit weißem Haar und mürrischem Gesicht schaute er Ana misstrauisch an.

»Monsieur Didier, ich bin Journalistin, ich schreibe eine Geschichte über das Grabtuch Christi und ich bin nach Lirey gekommen, weil es hier einst aufgetaucht ist. Ich weiß, dass

dieses Land der Familie de Charny gehört hat, und man hat mir gesagt, Sie würden für sie arbeiten.«

Didier sah sie verärgert an. Er hatte gerade in seinem Lieblingssessel ein Nickerchen gemacht. Seine Frau befand sich im hinteren Teil des Hauses, in der Küche, und hatte das Klingeln nicht gehört, und so war er zur Tür gegangen und hatte plötzlich diese Schnüfflerin vor sich.

»Was wollen Sie?«

»Ich möchte, dass Sie mir etwas über dieses Dorf, über die Familie Charny erzählen ...«

»Und warum?«

»Ich habe Ihnen ja schon gesagt, ich bin Journalistin, und ich schreibe an einer Geschichte.«

»Und was geht mich das an? Glauben Sie, ich würde mit Ihnen über die Charnys reden, nur weil Sie Journalistin sind?«

»Nun, ich denke, ich habe Sie um nichts Böses gebeten. Ich weiß, dass man in diesem Dorf stolz sein muss, weil hier das Grabtuch aufgetaucht ist und ...«

»Das interessiert uns alle hier nicht die Bohne. Wenn Sie etwas über die Familie wissen wollen, dann besuchen Sie sie in Paris, aber kommen Sie nicht zu uns, wir tratschen nicht.«

»Monsieur Didier, Sie verstehen mich falsch, ich bin nicht an Klatsch interessiert, ich will nur eine Geschichte schreiben, bei der dieses Dorf und die Familie Charny eine große Rolle spielen. Sie hatten das Grabtuch, hier wurde es ausgestellt und, na ja, da kann man doch stolz drauf sein.«

»Einige von uns sind es auch.«

Ana und Monsieur Didier wandten den Blick der Frau zu, die eben in den Flur gekommen war. Sie war groß und kräftig und ein wenig jünger als ihr Mann, aber im Gegensatz zu diesem keineswegs mürrisch, sondern freundlich.

»Ich fürchte, Sie haben meinen Mann aufgeweckt, und das wirkt sich immer auf seine Laune aus. Kommen Sie rein. Möchten Sie einen Kaffee oder Tee?«

Ana dachte nicht lange nach und ging hinein.

»Vielen Dank. Wenn es keine Umstände macht. Ich würde gern einen Kaffee trinken.«

»Er kommt gleich. Setzen Sie sich.«

Die Didiers sahen sich an. Sie waren zwei völlig gegensätzliche Charaktere und waren bestimmt des Öfteren unterschiedlicher Meinung. Ana sprach über Banalitäten, bis die Frau zurück war. Dann erklärte sie, weshalb sie gekommen war.

»Die Charnys sind seit Menschengedenken die Herren über diese Ländereien«, sagte Frau Didier. »Sie sollten die Kirche besuchen, da werden Sie Informationen über sie finden. Und auch in den historischen Archiven von Troyes.«

Anschließend sprach Frau Didier über das Leben in Lirey, sie klagte über die Landflucht der jungen Leute. Ihre beiden Söhne lebten in Troyes, der eine war Arzt und der andere arbeitete in einer Bank. Die gute Frau erzählte Ana haarklein alles über ihre Familie und Ana hörte ihr geduldig zu. Sie ließ den Sermon über sich ergehen, bevor sie zum Punkt kam.

»Und wie sind die Charnys? Es muss bewegend für sie sein, hierher zu kommen.«

»Die Abkömmlinge des Familienzweigs, den wir kennen, kommen nicht oft, aber wir kümmern uns um ihre Ländereien und ihre Interessen. Sie sind ein wenig hochnäsiger wie alle Aristokraten. Vor ein paar Jahren war ein entfernter Verwandter von ihnen hier, ein hübscher Junge, sehr sympathisch. Er kam in Begleitung des Stiftsherrn unserer Kirche. Der hat mehr mit ihnen zu tun. Wir stehen in Kontakt zu einem Verwalter in Troyes. Ich werde Ihnen die Adresse geben, damit Sie ihn anrufen können. Monsieur Capell ist sehr liebenswürdig.«

Zwei Stunden später verließ Ana das Haus der Didiers mit etwas mehr Information als bei ihrer Ankunft. Es war spät, und so fuhr sie zurück nach Troyes, wo sie am nächsten Tag in den Archiven stöbern wollte. Anschließend würde sie erneut nach Lirey fahren und den Stiftsherrn aufsuchen, sofern er sie empfing.

Der Angestellte des städtischen Archivs von Troyes war ein junger Mann mit gezierter Nase und drei Ohrringen an jedem Ohr, der ihr gestand, dass er sich zu Tode langweile, aber immerhin habe er Arbeit als Bibliothekar gefunden.

Ana erzählte ihm, wonach sie suchte, und Jean – so hieß der junge Mann – erbot sich, ihr behilflich zu sein.

»Also, Sie glauben, dass der Visitator des Templerordens in der Normandie ein Vorfahre von unserem Geoffroy de Charny war. Allerdings sind die Nachnamen nicht identisch.«

»Ja, aber es kann sich doch um eine geänderte Schreibweise handeln. Es wäre nicht das erste Mal, dass bei einem Nachnamen ein Buchstabe wegfällt oder hinzukommt.«

»Natürlich. Gut, das wird nicht einfach, aber wenn Sie mir zur Hand gehen, werden wir sehen, was wir finden können.«

Zuerst suchten sie in den Computerarchiven, dann in den alten Karteikarten, die noch nicht in den PC eingegeben waren. Ana war verblüfft, wie gebildet Jean war. Er war Bibliothekar und hatte einen Magister in französischer Philologie, und so war das Altfranzösische ihm sehr vertraut.

»Ich habe eine Liste mit allen Taufen in der Kirche von Lirey gefunden. Das Dokument stammt aus dem 19. Jahrhundert, von einem lokalen Gelehrten, der die Vergangenheit seines Dorfes festhalten wollte und die Kirchenarchive kopiert hat. Mal sehen, ob wir fündig werden.«

Sie arbeiteten vier Tage, und am Ende hatten sie eine Art Stammbaum der Charnys erstellt. Aber sie wussten beide, dass er nicht wirklich vollständig war.

»Ich glaube, du solltest einen Historiker aufsuchen, jemanden, der Ahnung von Stammbaumforschung hat.«

Jean und Ana duzten sich mittlerweile.

»Ja, das hat man mir schon gesagt. Aber wen? Kennst du einen?«

»Ich habe einen Freund, hier aus Troyes. Wir haben zusammen Abitur gemacht. Er ist dann nach Paris gegangen und hat in Geschichte promoviert, er war sogar Assistent. Aber dann hat er sich in eine schottische Journalistin verliebt und in weniger als drei Jahren ein Journalistikstudium hingelegt. Sie leben in Paris. Sie haben eine eigene Zeitschrift: *Énigmes, Ungelöste Rätsel*. Ich persönlich halte nicht viel von solchen Veröffentlichungen. Aber sie arbeiten mit Genealogen, Historikern, Wissenschaftlern zusammen. Mein Freund kann uns bestimmt jemanden nennen. Wir haben uns schon viele Jahre nicht gesehen, seit er die Schottin geheiratet hat. Sie hatte einen Unfall, und sie sind nie mehr hierher zurückgekehrt. Aber er ist ein guter Freund, und er wird dich empfangen. Doch vorher solltest du zu dem Stiftsherrn von Lirey gehen, vielleicht hat der noch andere Archive oder weiß sonst etwas über die Familie.«

Der Stiftsherr war ein freundlicher alter Herr in den Siebzigern, der sie eine Stunde nach ihrem Anruf empfing.

»Die Charnys waren diesem Ort immer sehr verbunden, sie haben die Ländereien immer behalten, aber sie leben schon seit Jahrhunderten nicht mehr hier.«

»Kennen Sie die lebenden Charnys?«

»Nun ja, einige. Es gibt Dutzende, wie Sie sich vorstellen können. Eine Familie, die Lirey am meisten verbunden ist, lebt in Paris. Es sind Leute von Rang.«

»Kommen sie oft?«

»Nein, eigentlich nicht. Sie waren seit Jahren nicht hier.«

»Eine Frau hier aus dem Ort, Madame Didier, hat mir gesagt, dass vor drei oder vier Jahren ein netter junger Mann aus der Familie hier war.«

»Ah, der Priester!«

»Der Priester?«

»Ja. Überrascht es Sie, dass jemand Priester ist?«

»Nein, keineswegs. Man hat mir nur gesagt, dass er hübsch ist, aber nicht, dass er Priester ist.«

»Das wussten sie vermutlich nicht, warum auch. Er war gekleidet wie jeder andere junge Mann in seinem Alter. Er sah nicht aus wie ein Priester, aber er ist es, und ich glaube, er hat ordentlich Karriere gemacht. Ich will damit sagen, er wird nicht als Dorfpfarrer enden. Aber er ist kein Charny, obwohl seine Vorfahren in irgendeiner Beziehung zu diesem Land stehen. Viel hat er mir auch nicht gesagt. Man rief mich aus Paris an, ich möge ihn empfangen und ihm behilflich sein.«

Das Gespräch wurde von Anas Handy unterbrochen. Sie ging dran und hörte die aufgeregte Stimme von Jean.

»Ana, ich glaube, ich hab's!«

»Was?«

»Sag Pater Salvaing, er soll dir die Taufurkunden aus dem 12. und 13. Jahrhundert zeigen, vielleicht hast du Recht und einige der Charnys hießen vorher Charney.«

»Woher weißt du das?«

»Ich bin die Abschriften durchgegangen. Möglicherweise haben wir tatsächlich ins Schwarze getroffen. Ich schließe hier zu,

und dann komme ich. Wartet auf mich, in einer halben Stunde bin ich da.«

Ana hatte Mühe, Pater Salvaing zu überreden, ihr Einblick in die Taufurkunden der Kirche zu gewähren, die in der Bibliothek wie echte Kleinode gehütet wurden.

Der alte Mann holte den Archivar, der sofort zu lamentieren begann, als er vom Ansinnen der Journalistin hörte.

»Wenn Sie eine Gelehrte wären, eine Historikerin, aber Sie sind nur eine Journalistin, die wer weiß was sucht«, sagte er verdrossen.

»Ich will nur eine möglichst komplette Geschichte des Grabtuchs verfassen.«

»Und was haben die verschiedenen Schreibweisen des Namens Charny damit zu tun?«, hakte der Archivar nach.

»Ich will wissen, ob der Visitor des Templerordens in der Normandie, Geoffroy de Charney, der zusammen mit Jacques de Molay verbrannt wurde, im Besitz des Grabtuchs war und es hier im Haus der Familie, warum auch immer, versteckt hat. Das würde erklären, warum Geoffroy de Charny vierzig Jahre später als Besitzer des Tuchs auftreten konnte.«

»Das heißt, Sie wollen beweisen, dass das Grabtuch den Templern gehört.« Die Bemerkung von Pater Salvaing war keine Frage, sondern eine Aussage.

»Und wenn nicht, dann wird sie es erfinden«, stichelte der Archivar.

»Nein, ich erfinde nichts, wenn es nicht so ist, dann ist es nicht so. Ich versuche nur zu erklären, warum das Grabtuch hier aufgetaucht ist. Es ist wahrscheinlich, dass jemand es aus dem Heiligen Land mitgebracht hat, ein Kreuzritter oder ein Tempeler. Wer sonst? Wenn Geoffroy de Charny versicherte, dass es echt war, dann wird er seine Gründe gehabt haben.«

»Er hat es nie bewiesen«, sagte Pater Salvaing.

»Vielleicht konnte er das nicht.«

»Ach, Unsinn!«, mischte sich der Archivar ein.

»Gestatten Sie mir eine Frage. Glauben Sie, dass das Grabtuch echt ist?«

Die beiden Männer zögerten mit der Antwort. Sie hatten ihr Leben Gott geweiht. Nur der Glaube konnte einen Menschen dazu bringen, auf Familie, auf Liebe zu verzichten. Und ihr Glaube, wie der von vielen anderen, war manchmal schwach und stürzte sie in Verzweiflung, denn intelligent, wie sie waren, konnten sie sich den Argumenten der Vernunft nicht immer entziehen.

Der Archivar sprach als Erster.

»Die Kirche lässt seit Jahrhunderten zu, dass das Schweißstuch angebetet werden darf.«

»Aber ich habe Sie nach Ihrer Meinung gefragt, die der Kirche kenne ich.«

»Liebes Kind«, sagte Salvaing, »das Grabtuch ist eine Reliquie, die von Millionen von Gläubigen verehrt wird. Ihre Echtheit ist von den Wissenschaftlern in Frage gestellt worden, und doch ... ich muss gestehen, ich war bewegt, als ich sie in der Kathedrale von Turin sah. Es ist etwas Übernatürliches an dem Tuch, ganz gleich was die C-14-Methode sagt.«

Als Jean kam, war Ana immer noch dabei, die beiden Männer zu überreden, sie an die Archive zu lassen.

Der Obere und der Archivar schauten Jean mit einem gewissen Widerwillen an, aber dieser hatte sie binnen kurzem überredet, sie einen Blick auf die Urkunden werfen zu lassen. Er bat den Archivar, ihnen behilflich zu sein.

Sie brauchten noch ein paar Stunden, aber dann hatten sie es: Es gab neben den Charnys auch Charneys in Lirey, und sie waren miteinander verwandt.

Als sie wieder in Troyes waren, lud Ana Jean zum Essen ein.

»Wir haben's.«

»Nun, du hattest Recht, die beiden Geoffroys waren wirklich verwandt.«

»Eigentlich bin nicht ich darauf gekommen. Ein Kommentar von Professorin Elianne Marchais brachte mich auf die Spur. Jetzt bin ich fast sicher, dass Geoffroy de Charney der Besitzer des Grabtuchs war. Bestimmt hat er es malen lassen oder im Heiligen Land guten Glaubens gekauft.«

»Wenn es echt wäre, wäre es bei den Templern. Vergiss nicht, dass die Ritter das Armutsgelübde ablegten und nichts besaßen. Also ist es schon merkwürdig, dass dieser Templer das Grabtuch gehabt haben soll. Und auch wenn die beiden verwandt waren – vielleicht behaupten wir ja trotzdem zu Unrecht, dass der Erste das Grabtuch besaß.«

»Aber er war im Heiligen Land«, insistierte Ana.

»Ana, deine Theorie ist interessant, aber sie ist an den Haaren herbeigezogen, und das weißt du. Deswegen glaube ich auch nicht, was in den Zeitungen steht. Manchmal stellt ihr Journalisten etwas als Gewissheit hin, das in Wirklichkeit nur wahrscheinlich ist.«

»Wieder einer, der eine schlechte Meinung über Journalisten hat!«

»Keine schlechte Meinung. Ein gewisses Misstrauen, ja.«

»Aber wir lügen nicht.«

»Ich behaupte auch nicht, dass ihr lügt. Das, was ihr schreibt, hat bestimmt oft eine reale Grundlage, aber das heißt noch lange nicht, dass es immer wahr ist. Ich will sagen, versuch möglichst genau zu sein, wenn du hierüber schreibst. Sonst halten die Leute es für eine von diesen esoterischen Geschichten über das Grabtuch, und davon gibt es weiß Gott genug.«

Ana vertraute Jean. Sie hatten sich erst vor einer Woche kennen gelernt, und doch hatte sie den Eindruck, ihn schon seit langem zu kennen. Jean war sensibel, intelligent und vernünftig. Hinter seinem etwas verkommenen Äußeren verbarg sich eine integre Persönlichkeit.

Sie erzählte ihm alles, was sie wusste, nur das Dezernat für Kunstdelikte und ihren Bruder Santiago ließ sie aus, und wartete dann gespannt auf seine Meinung.

»Für ein esoterisches Buch nicht schlecht. Aber ehrlich gesagt, Ana, du sprichst nur von Ahnungen und Gefühlen. Das taugt vielleicht, wenn es gut aufgemacht ist, für eine Zeitschrift, aber nichts davon stützt sich auf einen Beweis, nichts. Tut mir Leid, dich enttäuschen zu müssen, aber wenn ich in einer Zeitung so eine Geschichte lesen würde, würde ich sie nicht glauben. Ich würde denken, schon wieder die typische Ausgeburt der Phantasie eines dieser Pseudoautoren, die über Ufos schreiben und an jeder Ecke Geheimnisse sehen.«

Ana konnte ihre Enttäuschung nicht verbergen, obwohl sie sich innerlich eingestehen musste, dass Jean Recht hatte. Ihre Theorien hatten keine solide Basis.

»Ich werde nicht aufgeben, Jean. Wenn ich keine haltbaren Beweise finde, werde ich nicht eine Zeile schreiben, das habe ich mit mir selbst abgemacht. Ich will die, die mir geholfen haben nicht enttäuschen. Aber ich werde weitersuchen. Jetzt muss ich herausfinden, ob ein Charny, den ich kenne, mit diesen Charnys zu tun hat.«

»Wer ist dieser Charny, den du kennst?«

»Ein sehr attraktiver, interessanter Mann, ein wenig geheimnisvoll. Ich werde nach Paris reisen, dort wird es leichter sein, Kontakt zu seiner Familie aufzunehmen – wenn es seine Familie ist.«

»Ich würde dich gern begleiten.«

»Dann mach das doch.«

»Ich kann nicht, ich müsste Urlaub beantragen, und so von einem auf den anderen Tag bekomme ich das nicht genehmigt. Was hast du sonst noch vor?«

»Bevor ich gehe, werde ich bei Monsieur Capell, dem Verwalter der Charnys, vorbeischaun. Außerdem wolltest du mich doch deinem Freund vorstellen, der diese Zeitschrift hat. Von Paris werde ich nach Turin fahren, aber das hängt davon ab, was ich in Paris herausfinde. Ich rufe dich an und halte dich auf dem Laufenden. Du bist der einzige Mensch, mit dem ich offen über dieses Thema sprechen kann. Und mit deinem gesunden Menschenverstand wirst du meine allzu rege Phantasie schon bremsen.«

Monsieur Capell war ein ernster, wortkarger Mann, der Ana höflich klar machte, dass er ihr keinerlei Informationen über seine Klienten geben werde. Er bestätigte ihr lediglich, dass es zig Nachfahren der Charnys in Frankreich gab und dass seine Klienten dazu gehörten.

Ana verließ enttäuscht sein Büro.

Als sie in Paris ankam, ging sie sofort in die Redaktion Von *Énigmes*, die sich im ersten Stock eines Gründerzeithauses befand. Paul Bisol war das genaue Gegenteil von Jean.

In seinem schicken Anzug sah er eher aus wie ein Manager und nicht wie ein Journalist. Jean hatte ihn angerufen und ihn gebeten, ihr behilflich zu sein.

Paul Bisol hörte Ana geduldig an. Er unterbrach sie kein einziges Mal, was sie wunderte.

»Wissen Sie, auf was Sie sich da einlassen?«

»Was meinen Sie?«

»Mademoiselle Jiménez ...«

»Bitte nennen Sie mich Ana. Und wir können uns auch gerne duzen.«

»Gut, Ana, du solltest wissen, dass die Templer existieren. Aber es sind nicht nur die eleganten Historiker, die du in London kennen gelernt hast oder irgendwelche Gentlemen aus mehr oder minder geheimen Clubs, die sich zu Erben der Ideale der Templer erklären. Jacques de Molay hat vor seinem Tod für den Fortbestand des Ordens gesorgt. Viele Ritter sind untergetaucht, haben im Geheimen gewirkt. Aber immer standen sie in Kontakt zu dem neuen Mutterhaus, dem schottischen Templerorden. Die Templer haben gelernt, sich im Untergrund zu bewegen, sie haben die europäischen Höfe und die Kurie des Papstes infiltriert, und so gibt es sie bis heute. Sie sind nicht verschwunden.«

Ana fühlte sich unwohl. Dieser Paul sprach wie ein Erleuchteter und nicht wie ein Historiker. Bis zu dem Zeitpunkt hatten alle ihren verrückten Theorien widersprochen, und plötzlich bestätigte jemand ihre geheimsten Vermutungen. Das behagte ihr nicht.

Bisol nahm den Hörer ab und sprach mit seiner Sekretärin. Dann bat er sie, ihm zu folgen. Er führte sie in ein anderes Büro. Dort saß eine junge Frau von etwa dreißig Jahren mit braunem Haar und großen grünen Augen hinter einem Schreibtisch und tippte etwas in den Computer. Sie lächelte sie freundlich an, erhob sich aber nicht von ihrem Stuhl.

»Setzt euch. Du bist also eine Freundin von Jean?«

»Na ja, wir haben uns erst vor kurzem kennen gelernt, aber wir haben uns sofort gut verstanden, und er hat mir sehr geholfen.«

»So ist Jean«, sagte Paul. »Eine Seele von Mensch, er weiß es nur nicht. Ana, erzähle Elisabeth bitte noch einmal, was du mir gerade erzählt hast.«

Ana wurde allmählich nervös. Paul Bisol war lebenswürdig, aber irgendetwas an ihm missfiel ihr. Auch Elisabeth rief eine unbestimmte Abneigung in ihr hervor, ohne dass sie zu sagen vermocht hätte, warum. Am liebsten wäre sie davongelaufen, aber sie erzählte beiden noch einmal von ihrem Verdacht.

Elisabeth hörte sie schweigend an. Als Ana geendet hatte, sahen Paul und Elisabeth sich viel sagend an. Offensichtlich überlegten sie, was sie sagen sollten. Schließlich unterbrach Elisabeth das angespannte Schweigen.

»Ana, ich glaube, du hast Recht. Wir waren bisher nicht darauf gekommen, dass Geoffroy de Charney etwas mit Geoffroy de Charny zu tun haben könnte, aber es kann in der Tat eine bloße Frage der Schreibweise sein. Wenn du sagst, du hast in den Archiven von Lirey Mitglieder beider Familien gefunden ... Auf jeden Fall standen die beiden Geoffroys also in einer Beziehung zueinander. Dann gehörte das Grabtuch tatsächlich den Templern. Aber wie kam es in die Hände von Geoffroy de Charney? Auf die Schnelle fällt mir dazu nur ein, dass der Großmeister ihn vielleicht beauftragt hat, es in Sicherheit zu bringen, weil Philipp der Schöne sich der Tempelerschätze bemächtigen wollte. Ja, so muss es gewesen sein. Er hat es auf dem Familienbesitz versteckt, und Jahre später ist es bei dem anderen Geoffroy wieder aufgetaucht. Ganz bestimmt. So war's.«

Ana wollte ihr und damit auch sich selbst widersprechen.

»Aber es gibt keinen Beweis für das, was ich sage. Das Ganze ist reine Spekulation.«

»Trotzdem ist es so gewesen«, sagte Elisabeth, über jeden Zweifel erhaben. »Es war immer von einem geheimnisvollen Schatz der Templer die Rede. Vielleicht war damit dieses Grabtuch gemeint. Schließlich haben die Templer es für echt gehalten.«

»Aber das ist es nicht«, erwiderte Ana, »und das wussten sie auch. Das Grabtuch stammt aus dem 13. oder 14. Jahrhundert, also ...«

»Ja, du hast Recht, aber vielleicht hat man es ihnen im Heiligen Land angedreht. Damals war es schwer zu beurteilen, ob eine Reliquie echt oder gefälscht ist. Klar ist, dass sie das Tuch für echt gehalten haben, als sie es verstecken ließen. Deine

Theorien sind richtig, Ana, da bin ich mir sicher. Aber du musst aufpassen: Man nähert sich den Templern nicht ungestraft. Wir haben jedenfalls einen sehr guten Genealogen, er wird dir helfen. Und was diesen Charny angeht, den du kennst. Gib mir eine Stunde Zeit, dann sage ich dir, was ich herausgefunden habe.«

Sie verließen Elisabeths Büro. Ana verabschiedete sich von Paul Bisol und sagte, sie komme so um eins wieder in die Redaktion, sie sei schon sehr gespannt, was Elisabeth bis dahin über Yves de Charny, den Sekretär des Kardinals von Turin, herausfinden werde.

Ana strich ziellos durch Paris. Sie musste nachdenken, und dabei ging sie gern spazieren. Zum Mittagessen setzte sie sich auf die Terrasse eines Bistros. Ihr Gefühl sagte ihr, dass ihre Ermittlungen kurz vor dem Abschluss standen. Sie war überzeugt, dass die Templer etwas mit dem Grabtuch zu tun hatten. Sie hatten es aus Konstantinopel geholt. Sie erinnerte sich an die Nacht im *Dorchester*. Da war sie ihre Notizen durchgegangen und darauf gestoßen, dass dieser attraktive französische Priester, der Sekretär des Kardinals von Turin, Charny hieß. Ob nicht wirklich er der junge Priester war, der vor einigen Jahren in Lirey erschienen war? So viele so gut aussehende Priester gab es jedenfalls nicht, da war sie sich sicher.

Aber hatte Pater Yves deswegen auch etwas mit den Templern zu tun? Und mit welchen Templern, mit denen der Vergangenheit oder mit den heutigen? Und wenn dem so wäre, was hatte das dann zu bedeuten?

Nichts, rein gar nichts, sagte sie sich. Sie stellte sich vor, wie der attraktive Priester ihr mit unschuldigem Lächeln erzählte, dass seine Vorfahren tatsächlich an den Kreuzzügen teilgenommen hatten und dass seine Familie aus Lirey stammte. Na und? Was bewies das? Nichts, absolut nichts. Aber ihr Instinkt sagte ihr trotzdem, dass es über tausend Ecken eine Verbindung

von. Geoffroy de Charney zu Geoffroy de Charny und zu Pater Yves gab.

Allerdings hatte Pater Yves nichts mit den Bränden in der Kathedrale zu tun, dessen war sie sich sicher. Wo lag dann der Schlüssel?

Sie aß kaum etwas. Sie rief Jean an und fühlte sich gleich besser, als er ihr sagte, Paul Bisol sei ein wenig eigenartig, aber ein guter Kerl, und sie könne ihm vertrauen.

Dann ging sie zurück in die Redaktion von *Énigmes*. Paul erwartete sie bereits in Elisabeths Büro.

»Wir haben Neuigkeiten«, sagte Elisabeth. »Dein Priester gehört zu einer gut situierten Familie, sein älterer Bruder war Abgeordneter und ist jetzt im Staatsrat, und seine Schwester ist Richterin am Obersten Gerichtshof. Sie stammen vom kleinen Adel ab, aber seit der französischen Revolution leben sie als Großbürger. Dieser Priester hat wichtige Beschützer im Vatikan, Kardinal Visiers ist ein Freund seines Bruders. Aber die sensationelle Nachricht kommt noch: Edouard, unser Genealoge, hat sich seinen Stammbaum genauer angesehen, und er glaubt, dass dieser Yves de Charny wirklich von den Charneys abstammt, die an den Kreuzzügen teilgenommen haben, und, was noch wichtiger ist, von dem Visitor des Templerordens in der Normandie, der neben Jacques de Molay auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde.«

»Seid ihr sicher?« Ana konnte es kaum glauben.

»Ja«, sagte Elisabeth bestimmt.

Paul Bisol sah den Zweifel im Blick der Journalistin und schaltete sich ein.

»Ana, Edouard ist Professor, ein kompetenter Historiker. Ich weiß, dass Jean unsere Zeitschrift nicht gefällt, aber ich versichere dir, dass wir niemals etwas veröffentlicht haben, wenn es nicht bewiesen war. Unsere Zeitschrift erforscht Rätsel der Geschichte, wir versuchen eine Antwort zu finden. Diese Antwort

kommt immer von Historikern, manchmal recherchiert auch ein Journalistenteam mit. Wir haben noch nie eine Information richtig stellen müssen. Wir verkaufen Behauptungen nicht als Tatsachen. Wenn jemand eine Hypothese hat, dann sagen wir das. Du sagst, einige der Brände in der Kathedrale von Turin hätten mit der Vergangenheit zu tun. Uns ist der Gedanke nie gekommen, und folglich haben wir uns nie damit beschäftigt. Du glaubst, die Templer hätten das Grabtuch gehabt, und da magst du richtig liegen, wie auch darin, dass dieser Pater Yves aus einer uralten Aristokraten- und Templerfamilie stammt. Du fragst dich, ob die Templer mit den Vorfällen in der Kathedrale zu tun haben. Ich kann dir die Frage nicht beantworten, aber ich glaube nicht. Ehrlich gesagt, kann ich mir nicht vorstellen, dass die Templer das Grabtuch beschädigen wollen, und eins sage ich dir: Wenn sie das Tuch für sich haben wollten, hätten sie es längst. Sie sind mächtig, mächtiger, als du dir vorstellen kannst, und sie sind zu allem fähig.«

Paul sah Elisabeth an und diese nickte. Ana verschlug es die Sprache, als sie sah, wie der Sessel, in dem Elisabeth saß, auf sie zugerollt kam. Es war ihr gar nicht aufgefallen. Er sah aus wie ein gewöhnlicher Schreibtischstuhl, war aber offensichtlich für jemanden gemacht, der nicht laufen konnte.

Elisabeth hielt vor Ana an und nahm die Decke von ihren Beinen.

»Ich bin Schottin, ich weiß nicht, ob Jean dir das gesagt hat. Mein Vater ist Lord McKenny. Er war ein Bekannter von Lord McCall. Der Name wird dir nichts sagen. Lord McCall ist einer der reichsten Männer der Welt, aber er taucht nie in der Zeitung oder im Fernsehen auf. Seine Welt ist nicht von dieser Welt, in seiner Welt gibt es nur mächtige Männer. Er besitzt eine beeindruckende alte Templerfestung in der Nähe der Small Isles. Aber er lädt niemanden dorthin ein. Wir Schotten haben ein Faible für Legenden, also gibt es auch welche über McCall. Manche Leute aus dem Dorf in der Nähe der Festung nennen ihn

den Templer und behaupten, manchmal würden mit dem Hub-schrauber Männer zu ihm kommen, unter anderem Mitglieder der englischen Königsfamilie.

Irgendwann habe ich Paul von Lord McCall erzählt, und wir kamen auf die Idee, eine Reportage über die Komtureien und Festungen der Templer in Europa zu machen. Eine Art Bestandsliste: Wie viele gibt es noch, wem gehören sie, wie viele wurden im Lauf der Zeit zerstört. Wir dachten, es wäre doch toll, wenn McCall uns in sein Schloss ließe. Wir fingen an zu arbeiten, und am Anfang lief alles wie am Schnürchen. Es gibt hunderte von Templerfestungen, in der Mehrzahl Ruinen. Ich bat meinen Vater, mit McCall zu sprechen, damit wir sein Schloss fotografieren durften. Vergeblich, McCall präsentierte uns sehr liebenswürdig alle möglichen Entschuldigungen. Ich wollte mich damit nicht zufrieden geben, also beschloss ich, es auf eigene Faust zu versuchen, und selbst zu dem Schloss zu gehen. Ich rief an, aber McCall kam nicht ans Telefon. Ein freundlicher Sekretär sagte mir, Lord McCall sei außer Haus, in den Vereinigten Staaten, er könne mich also nicht empfangen, und er habe nicht die Befugnis, mich die Festung fotografieren zu lassen. Ich bedrängte ihn, mich wenigstens zu dem Schloss kommen zu lassen, aber er blieb hartnäckig: auf keinen Fall, ohne die Erlaubnis von Lord McCall dürfe niemand das Gelände betreten.

Ich gab mich nicht geschlagen und beschloss, es trotzdem zu versuchen. Ich war sicher, dass man mir, wenn ich schon mal da war, einen kurzen Blick auf das Gelände nicht verwehren würde.

Bevor ich dorthin ging, sprach ich mit Leuten aus dem Dorf. Sie hatten alle einen Mordsrespekt vor dem Lord, auch wenn sie versicherten, er sei ein großherziger Mann, der dafür Sorge, dass es ihnen an nichts mangelte. Einer der Bauern erzählte mir sogar, sein Sohn lebe nur noch, weil McCall eine kostspielige Herzoperation für ihn bezahlt habe.

Als ich an das Gittertor kam, sah ich keine Möglichkeit, hineinzugelangen. Ich ging an der Mauer entlang und versuchte eine Stelle zu finden, wo ich hinüberklettern konnte. Nur damit du verstehst: Mein Hobby war das Klettern, und ich hatte schon einige bedeutende Gipfel erklommen. Also erschien es mir nicht so schwierig, über die Mauer zu kommen, auch ohne besondere Hilfsmittel.

Frag nicht wie, aber ich bin da hoch und dann auf das Grundstück gesprungen. Das ist das Letzte, woran ich mich erinnere. Ich hörte einen Knall, und dann spürte ich einen heftigen Schmerz in den Beinen. Ich fiel zu Boden und wand mich vor Schmerzen. Ein Mann zielte mit einem Gewehr auf mich. Er sprach über sein Walkie-Talkie, dann tauchte ein Geländewagen auf, und man brachte mich ins Krankenhaus. Seitdem bin ich gelähmt. Sie haben mich nicht getötet, aber doch so zielsicher geschossen, dass ich jetzt in diesem Zustand bin.

Natürlich hat alle Welt die Wächter von Lord McCall von jeder Schuld freigesprochen. Ich war ja in die Festung eingedrungen.«

»Das tut mir Leid.«

»Tja, jetzt bin ich für den Rest meines Lebens gelähmt, und das alles wegen einer Dummheit. Aber ich bin überzeugt, dieser gutmütige Lord McCall führt ein Doppelleben. Ich bat meinen Vater, mir eine Liste mit allen Leuten zu geben, von denen er weiß, dass sie mit McCall Umgang pflegen. Er wollte es nicht, aber am Ende habe ich ihn überredet. Mein Vater hat sehr wegen meines Unfalls gelitten. Es hat ihm nie gepasst, dass ich Journalistin bin, und noch weniger, dass ich mich mit diesen Dingen befasse. Lord McCall ist ein sonderbarer Kauz. Junggeselle, ein Liebhaber sakraler Kunst, steinreich. Alle drei Monate tauchen im Schloss irgendwelche Männer auf, mit dem Auto oder mit dem Helikopter, und bleiben zwei oder drei Tage. Niemand weiß, wer sie sind, es heißt, sie seien so bedeutend wie McCall. Ich habe die Spur seiner vielen Geschäfte verfolgt, so

weit ich konnte, aber es ist nicht viel dabei herausgekommen. Seine Unternehmen sind jedenfalls an unzähligen anderen beteiligt, und ich kann dir sagen, es gibt kein wirtschaftliches Ereignis auf der Welt, das nicht irgendwie mit ihm und seinen Freunden zu tun hat.«

»Was willst du damit sagen?«

»Nun, es gibt eine Gruppe von Männern, die die Fäden ziehen. Ihre Macht ist fast größer als die der Regierungen. Sie können auf alles Einfluss nehmen.«

»Und was hat das mit den Templern zu tun?«

»Seit fünf Jahren beschäftige ich mich mit allem, was über die Templer geschrieben wurde. Ich habe viel Zeit, ich bin ja an diesen Rollstuhl gefesselt. Ich bin zu einigen Schlussfolgerungen gekommen: Unter allen Organisationen, die sich zu Nachfahren der Templer erklären, gibt es eine geheime, die aus lauter diskreten, aber sehr einflussreichen Männern besteht, die allesamt zur Crème de la Crème der Gesellschaft gehören. Ich weiß nicht, wie viele es sind, und auch nicht, um wen es sich im Einzelnen handelt, zumindest bin ich mir nicht sicher. Aber ich glaube, sie sind die wahren Templer, die Erben Jacques de Molays sind sie, und McCall ist einer von ihnen. Ich habe Nachforschungen über sein Schloss angestellt, und es ist merkwürdig, im Verlauf der Jahrhunderte ist es durch verschiedene Hände gegangen, aber immer an allein stehende reiche Männer mit guten Beziehungen, und alle waren eifrig darauf bedacht, keine Fremden hineinzulassen. Ich glaube, es gibt ein geheimes, perfekt organisiertes Templerheer, dessen Mitglieder bedeutende Positionen in allen Ländern innehaben.«

»Eine Art Freimaurerloge.«

»Nun, du weißt, dass mehrere Freimaurerorganisationen behaupten, Nachfahren der Templer zu sein. Aber ich meine die wahre Organisation, von der niemand etwas weiß. Mit der Liste, die mein Vater mir gegeben hat, und der Hilfe eines exzellenten

Journalisten habe ich ein Organigramm dieser Templerorganisation erstellt, die ich für die echte halte. Das war nicht leicht, kann ich dir sagen. Michael, der Journalist, von dem ich gerade sprach, ist tot. Vor drei Jahren hatte er einen tödlichen Autounfall. Ich glaube, sie haben ihn getötet. Wenn jemand ihnen zu nahe kommt, ist sein Leben in Gefahr. Ich weiß es, ich habe aus der Nähe mitbekommen, wie es einigen von uns ergangen ist, die ebenso neugierig waren wie wir.«

»Du siehst die Welt also als eine einzige Verschwörung.«

»Ana, ich glaube, es gibt zwei Welten: die, die wir sehen und in der die meisten von uns leben, und eine im Untergrund, von der wir nichts wissen, wo aber verschiedene Wirtschafts-, Freimaurer- oder sonst was für Organisationen die Fäden ziehen. Und in dieser Unterwelt bewegt sich der neue Templerorden.«

»Selbst wenn du Recht hättest, erklärt das noch nicht, was die Templer mit dem Grabtuch zu tun haben sollen.«

»Ich weiß es auch nicht. Leider. Ich habe dir das alles erzählt, weil dein Pater Yves vielleicht ...«

»Sag schon.«

»Einer von ihnen ist.«

»Ein Templer von dieser Geheimorganisation?«

»Du glaubst, ich binde dir einen Bären auf, aber ich bin Journalistin, so wie du, und kann Realität und Fiktion auseinander halten. Ich habe dir gesagt, was ich glaube. Jetzt handele entsprechend. Wenn das Grabtuch den Templern gehörte und Pater Yves aus der Familie Geoffroy de Charnys stammt ...«

»Aber es ist doch gar nicht das Grabtuch Christi. Die C-14-Methode hat keinen Zweifel daran gelassen. Ich weiß nicht, warum die Charnys es versteckt hatten, und auch nicht, warum es aufgetaucht ist. Im Grunde weiß ich nichts.«

Ana fühlte sich entmutigt. Als sie Elisabeth so zuhörte, wurde ihr bewusst, dass es den anderen mit ihr bestimmt genauso ging, wenn sie ihre Theorien über das Grabtuch darlegte.

Sie hatte sich da in eine absurde Geschichte verrannt, nur weil sie denen vom Dezernat für Kunstdelikte beweisen wollte, dass sie klüger war. Damit war jetzt Schluss. Sie würde sofort nach Barcelona zurückfliegen. Und sie würde Santiago anrufen. Der würde sich freuen, wenn sie ihm sagte, dass sie genug von der Geschichte mit dem Grabtuch hatte.

Elisabeth und Paul ließen sie ihren Gedanken nachhängen. Sie hatten ihre Verwirrung bemerkt. Sie hatten nur wenigen Leuten von dem neuen Templerorden erzählt, denn sie fürchteten um ihr Leben und um das derjenigen, die ihnen halfen.

»Elisabeth, willst du es ihr geben?«

Pauls Worte rissen Ana aus ihrer Gedankenverlorenheit.

»Ja.«

»Was willst du mir geben?«

»Dieses Dossier, es ist die Zusammenfassung meiner Arbeit der letzten fünf Jahre. Meiner und der Michaels. Hier sind die Namen und die Biografien von denen, die wir für die neuen Meister des Templerordens halten. Meiner Meinung nach ist McCall der Großmeister. Aber lies erst mal. Ich will dich um einen Gefallen bitten. Wir vertrauen dir, weil du kurz davor bist, eine bedeutende Entdeckung zu machen. Wir wissen nicht genau was, aber SIE haben damit zu tun. Wenn diese Papiere in die falschen Hände geraten, werden wir sterben, das ist so sicher wie das Amen in der Kirche. Deswegen: Zu niemandem ein Wort, absolut niemandem. SIE haben ihre Ohren überall, im Gericht, bei der Polizei, in den Parlamenten, an den Börsen ... Sie wissen, dass du bei uns warst, aber nicht, was wir dir erzählt haben. Wir haben viel in ein Sicherheitssystem investiert und spezielle Apparate, die Wanzen aufspüren. Trotzdem kann es sein, dass irgendwo welche sind. SIE sind sehr mächtig.«

»Verzeiht, aber leidet ihr nicht ein wenig unter Verfolgungswahn?«

»Glaub, was du willst, Ana. Du hast Nachforschungen über die Templer angestellt, weil du wissen wolltest, ob es sie noch gibt. Wirst du tun, worum wir dich gebeten haben?«

»Mach dir keine Sorgen, ich werde mit niemandem über dieses Dossier sprechen. Soll ich es dir zurückgeben, wenn ich es gelesen habe?«

»Zerstör es, es ist nur eine Zusammenfassung, aber es wird dir nützlich sein, falls du dich entschließt weiterzumachen.«

»Glaubst du etwa, ich würde einen Rückzieher machen?«

Elisabeth seufzte.

»Du bist durchschaubarer, als du glaubst.«

In der Kirche roch es nach Weihrauch. Die Messe war gerade zu Ende. Addaio ging schnellen Schrittes zu dem am weitesten vom Altar entfernten Beichtstuhl, wo er vor neugierigen Blicken geschützt war.

Er trug eine Perücke und ein Kollar. In den Händen hielt er ein Gebetbuch. Er hatte den Mann für sieben bestellt. Es war noch eine halbe Stunde bis dahin, aber er wollte zeitig da sein. Er war zwei Stunden umhergelaufen, um herauszufinden, ob man ihm folgte.

Als er in dem Beichtstuhl saß, dachte er an Guner. Seit einiger Zeit kam er ihm nervös vor, unzufrieden, mit ihm und mit sich selbst. Er war das Leben leid, genau wie er.

Niemand wusste von seinem Aufenthalt in Mailand, nicht einmal Guner. Hirte Bakkalbasi hatte besondere Anweisungen für die Operation, die Mendibjs Leben ein Ende setzen sollte, aber er, Addaio, plante noch eine weitere, von der niemand etwas wusste. Der Mann, auf den er wartete, war ein Killer. Er arbeitete allein und war immer erfolgreich, zumindest bis jetzt.

Ein Mann aus Urfa hatte die Verbindung hergestellt, jemand aus der Gemeinschaft, der ihn um Vergebung für seine Sünden gebeten hatte. Der Mann war nach Deutschland emigriert und von dort aus in die Vereinigten Staaten. Er hatte kein Glück gehabt, hatte er gesagt. Er war vom Weg abgekommen und ein wohlhabender Drogenhändler geworden, der Europas Straßen mit Heroin überschwemmte. Er hatte gesündigt, aber die Gemeinschaft trotzdem nie verraten. Seine Rückkehr nach Urfa war durch eine schmerzhaftes Krankheit bedingt. Er würde sterben, die Diagnose war klar, er hatte einen Tumor, der seine Eingeweide zerfraß, weitere Operationen waren nicht möglich. Deswegen wollte er nach Hause zurückkehren, an den Ort seiner

Kindheit, und den Hirten um Vergebung bitten. Außerdem machte er der Gemeinschaft eine großzügige Spende, die deren Fortbestand garantierte. Die Reichen glauben immer, sie können ihre Erlösung im Jenseits mit Geld erkaufen.

Er bot sich an, bei der heiligen Mission der Gemeinschaft mitzuwirken, aber Addaio lehnte die Hilfe ab. Ein ruchloser Mensch konnte nicht an einer heiligen Mission teilnehmen, auch wenn er Mitglied der Gemeinschaft und er selbst als Hirte verpflichtet war, ihm in den letzten Tagen seines Lebens Trost zu spenden.

Bei einem der Beichtgespräche hatte der Mann ihm einen Zettel mit der Nummer eines Postfachs in Rotterdam gegeben und gesagt, falls er irgendwann einmal jemanden für einen schwierigen Job bräuchte, sollte er an dieses Postfach schreiben. Und genau das hatte er getan. Er hatte ein Blatt Papier mit der Nummer eines Mobiltelefons dorthin geschickt. Zwei Tage später hatte der Unbekannte angerufen. Und jetzt saß er in dem Beichtstuhl und wartete auf den Killer.

»Heilige Mutter Gottes.«

Die Stimme des Mannes erschreckte ihn. Er hatte nicht bemerkt, dass jemand auf der Bank niedergekniet war.

»Ich will, dass Sie jemanden für mich töten.«

»Das ist mein Job. Haben Sie ein Dossier über ihn mitgebracht?«

»Nein. Es gibt weder Dossiers noch Fotos. Sie müssen ihn selbst finden.«

»Das erhöht den Preis.«

Fünfzehn Minuten lang erklärte Addaio dem Mörder, was er von ihm erwartete. Dann stand dieser auf und verschwand in der Dunkelheit der Kirche.

Addaio verließ den Beichtstuhl und ging zu einer der Bänke am Altar. Dort legte er die Hände vors Gesicht und weinte.

Bakkalbasi setzte sich auf den Sofarand. Die Wohnung in Berlin war sicher. Die Gemeinschaft hatte sie nie benutzt. Ahmed hatte ihm gesagt, sie gehöre einer Freundin seines Sohnes, die gerade in der Karibik Urlaub machte. Sie habe ihm den Schlüssel gegeben, damit er alle paar Tage die Katze füttern konnte.

Die Angorakatzte hatte zur Begrüßung miaut. Bakkalbasi hatte eine Katzenallergie und so fing er an zu husten, und bald juckte es ihn am ganzen Körper. Aber er hielt es aus. Und dann kamen endlich die anderen.

Er kannte diese Männer seit seiner Kindheit. Drei von ihnen waren aus Urfa und arbeiteten in Deutschland. Die anderen waren auf verschiedenen Wegen aus Urfa angereist. Alles treue Mitglieder der Gemeinschaft, die ihr Leben geben würden, wenn es erforderlich wäre, wie es auch ihre Brüder und ihre Vorfahren getan hatten.

Die Mission war schmerzlich: Sie sollten einen der ihren töten, aber der Hirte Bakkalbasi versicherte, dass die Gemeinschaft sonst auffliege. Es gab keinen anderen Ausweg.

Bakkalbasi erklärte weiter, der Onkel von Mendibjs Vater habe sich bereit erklärt, den Stummen zu erstechen. Sie würden ihm die Möglichkeit dazu geben, aber sie müssten sichergehen, dass er es wirklich tat. Sie müssten Mendibj folgen, sobald er das Gefängnis verließ, und darauf achten, ob womöglich noch andere hinter ihm her waren.

Sie könnten auf die Hilfe von zwei Mitgliedern der Gemeinschaft in Turin zählen, aber sie dürften kein Risiko eingehen und keinesfalls verhaftet werden. Wenn sich allerdings einem von ihnen die Möglichkeit böte, ihn gefahrlos zu töten, solle er das ohne zu zögern tun, obwohl diese Ehre eigentlich seinem Verwandten gebühre.

Jeder musste auf eigenem Weg nach Turin kommen, vorzugsweise mit dem Auto. In Turin sollten sie zum Hauptfriedhof

gehen und dort zum Grab Nummer 117. Ein kleiner am Eingang des Mausoleums versteckter Schlüssel werde ihnen Zutritt verschaffen.

Wenn sie drin seien, sollten sie den verborgenen Mechanismus betätigen, der unter einem der Sarkophage eine geheime Treppe freilegte, über die man zu einem unterirdischen Gang gelangte, der wiederum zur Kathedrale und bis zu Turguts Wohnung führte. Dieser Gang werde während ihres Aufenthalts in Turin ihre Wohnstatt sein. Sie müssten unsichtbar bleiben.

Der Friedhof wurde selten besucht, hin und wieder kamen Touristen, um die barocken Gräber zu bestaunen. Der Friedhofswächter war ein Mitglied der Gemeinschaft, ein alter Mann, Sohn eines Auswanderers aus Urfa und einer italienischen Mutter, und ihr engster Verbündeter.

Der alte Turgut hatte das Lager im Tunnel mit Ismets Hilfe vorbereitet. Dort würde sie niemand finden, denn keiner wusste von der Existenz dieses Tunnels. Er war in keinem Plan verzeichnet. Dort sollte auch Mendibjs Leiche hingeschafft werden. Der Stumme würde bis in alle Ewigkeit in Turin ruhen.

Ist so weit alles klar?«

»Ja, Marco«, antworteten Minerva, Sofia und Giuseppe unisono. Antonino und Pietro nickten.

Es war sieben Uhr morgens, und sie sahen alle schlaftrunken aus. Um neun würde der Stumme freikommen.

Marco hatte die Verfolgung minutiös vorbereitet. Sie wurden von Männern der Carabinieri und von Interpol unterstützt, aber Marco zählte vor allem auf sein eigenes Team.

Sie warteten auf das Frühstück. Die Cafeteria hatte gerade aufgemacht, und sie waren die ersten Gäste.

Sofia war nervös und Minerva auch ein wenig. Sogar Antonino hatte vor Anspannung die Lippen zusammengepresst. Marco, Pietro und Giuseppe hingegen waren ganz ruhig. Man merkte ihnen an, dass sie Polizisten waren und die Verfolgung für sie Routinearbeit darstellte.

»Marco, ich habe versucht herauszubekommen, warum so viele Leute aus Urfa mit dem Grabtuch zu tun haben. Ich bin heute Nacht die apokryphen Schriften durchgegangen und noch ein paar andere Bücher, die ich neulich über die Geschichte Edessas gekauft habe. Vielleicht ist es Blödsinn, aber ...«

»Und? Erzähl weiter, Sofia!«

»Ich weiß nicht, ob Antonino mir zustimmt, aber wenn wir in Betracht ziehen, dass Urfa Edessa ist und dass für die ersten Christen von Edessa das Schweiß Tuch so wichtig war – sie haben es über Jahrhunderte hinweg verehrt, bis Kaiser Romanos Lekapenos es ihnen wegnahm ... Also, vielleicht wollen sie es ja tatsächlich zurückhaben.«

Sofia sprach nicht weiter. Sie suchte nach den passenden Worten.

»Was willst du sagen?«, fragte Marco.

»Dass du Recht hast. Es ist ein bisschen zu viel Zufall, dass so viele Leute aus Urfa mit dem Grabtuch zu tun haben. Mehr noch, ich denke, auch der Stumme könnte aus dieser Stadt sein, vielleicht kam er wegen des Grabtuchs, genau wie die anderen. Ich weiß nicht, vielleicht sollte mit den Bränden einfach nur eine falsche Fährte gelegt werden. Vielleicht wollten sie in Wirklichkeit das Tuch mitnehmen.«

»Was für ein Unsinn!«, rief Pietro aus. »Sofia, komm uns nicht schon am frühen Morgen mit Ammenmärchen.«

»Hör mal, Pietro, ich bin zu alt für Ammenmärchen. Es ist eine gewagte Spekulation, ich weiß, vielleicht ist das, was ich sage, meilenweit von der Realität entfernt, aber du solltest andere nicht so runtermachen, nur weil sie anders denken als du.«

»Beruhigt euch, Kinder«, versuchte Marco zu schlichten. »Ich weiß nicht, ob das so abwegig ist, was du sagst, Sofia, vielleicht, also, es klingt verdammt nach dem Drehbuch für einen Mystery-Film ... Das würde ja bedeuten ...«

»Das würde bedeuten, dass es Christen in Urfa gibt«, sagte Minerva, »und deswegen gehen die auch hier in Turin in die Kirche, heiraten und verhalten sich wie ehrbare Katholiken.«

»Christ sein heißt nicht automatisch Katholik sein«, warf Antonino ein.

»Ich weiß«, erwiderte Minerva, »aber vielleicht denken sie, es ist am besten mit dem Strom zu schwimmen, und es ist doch gleich, ob man in der Kathedrale von Turin oder sonst wo zu Christus betet.«

»Bedaure, Sofia, aber das will mir nicht einleuchten.«, sagte Marco.

»Du hast Recht, war nur so eine verrückte Idee. Entschuldige, Marco.«

»Nein, du brauchst dich nicht zu entschuldigen. Man muss alle Möglichkeiten in Betracht ziehen, auch die ausgefallensten. Was meinen die anderen?«

Außer Minerva teilte das Team Marcos Ansicht, und so gab sich Sofia geschlagen.

»Ich glaube, dass wir es mit einer kriminellen Organisation zu tun haben, einer Diebesbande, vielleicht mit Verbindungen nach Urfa, aber das hat nichts mit der Vergangenheit zu tun«, sagte Pietro.

In New York war es Nacht, und es regnete. Mary Stuart ging auf Umberto D'Alaqua zu.

»Ach, bin ich müde! Aber der Präsident fühlt sich so wohl, dass es unhöflich wäre, jetzt zu gehen. Was hältst du von Larry?«

»Ein intelligenter Mann und ein exzellenter Gastgeber.«

»James findet das auch, aber ich kann mich mit den Winstons einfach nicht anfreunden. Dieses Dinner ... Ich weiß nicht ... Ich finde das Ganze etwas übertrieben.«

»Mary, du bist Engländerin, aber du weißt doch, wie die erfolgreichen Amerikaner sind. Larry Winston ist ein kluger Kopf, er ist der König der Meere, seine Reederei ist die größte der Welt.«

»Ich weiß. Aber er überzeugt mich nicht. Außerdem gibt es in diesem Haus kein einziges Buch, hast du das bemerkt? Häuser, in denen es keine Bücher gibt, zeigen, wie es um ihre Besitzer bestellt ist.«

»Nun, zumindest ist er kein Heuchler, der eine Bibliothek mit schön gebundenen Bänden hat, die er nie liest.«

Ein Paar kam auf sie zu und beteiligte sich am Gespräch. Die angeregte Atmosphäre schien darauf hinzudeuten, dass sich der Empfang noch ein paar Stunden hinziehen würde.

Nach Mitternacht trafen sieben Männer mit einem Glas Champagner in der Hand zusammen. Sie rauchten exzellente Havannas und sprachen anscheinend über Geschäfte. Der Älteste informierte die anderen.

»Mendibj wird gleich das Gefängnis verlassen. Es ist alles vorbereitet.«

»Die Situation macht mir Sorgen. Der Hirte Bakkalbasi hat insgesamt sieben Männer, Addaio hat einen Profikiller angeheuert, und Marco Valoni hat ein riesiges Polizeiaufgebot mobilisiert. Laufen wir da nicht Gefahr aufzufliegen? Wäre es nicht besser, ihnen die Lösung des Problems zu überlassen?«, fragte der Franzose.

»Wir haben einen Vorteil. Wir wissen über Valonis und Bakkalbasis Pläne Bescheid. Addaios Killer ist auch kein Problem, er wird überwacht«, antwortete der Alte.

»Ich bin ebenfalls der Meinung, dass da zu viele Leute mitmischen«, sagte ein Mann mit undefinierbarem Akzent.

»Mendibj ist ein Problem für Addaio genau wie für uns, weil Marco Valoni von dem Fall besessen ist«, sagte der Alte, »aber sehr viel mehr beunruhigen mich die Journalistin und diese Dottoressa Galloni. Sie sind uns verdammt nah auf der Spur. Ana Jiménez war bei Lady Elisabeth McKenny, und diese hat ihr das Dossier übergeben. Ihr wisst schon. Die drei Damen sind zu einem echten Problem geworden. Ich muss eine Entscheidung treffen.«

Ein drückendes Schweigen stellte sich unter den sieben Männern ein, die sich unauffällig musterten.

»Was gedenkst du zu tun?«

Die direkte, leicht provozierende Frage wurde von einem Mann mit leicht italienischem Akzent gestellt.

»Was getan werden muss. Bedauere.«

»Wir sollten nichts überstürzen.«

»Das haben wir ja auch nicht, deswegen sind sie so weit gekommen. Wir müssen ihnen jetzt Einhalt gebieten. Ich will euren Rat und eure Zustimmung.«

»Können wir nicht noch ein wenig warten?«, sagte der Mann mit der militärischen Erscheinung.

»Nein, das können wir nicht. Es sei denn, wir wollen alles in Gefahr bringen. Es wäre Wahnsinn. Ich bedaure es aufrichtig. Die Entscheidung missfällt mir ebenso wie euch, aber ich finde keine andere Lösung. Wenn ihr glaubt, dass es eine gibt, dann sagt es mir.«

Die Männer schwiegen. Tief in ihrem Innern war ihnen klar, dass der Alte Recht hatte. Sie hatten die drei Frauen auf Schritt und Tritt verfolgt, sie wussten alles über sie. Seit Jahren wussten sie über jeden Buchstaben Bescheid, den Lady Elisabeth schrieb. Sie hatten ihren Computer angezapft, hörten die Telefone ab und hatten überall Wanzen installiert, in der Redaktion, in ihrer Wohnung, sogar in ihrem Rollstuhl.

Die riesige Summe, die Paul Bisol in die Sicherheit investiert hatte, hatte nichts genutzt. Sie wussten alles. Genau wie über Sofia Galloni und Ana Jiménez. Angefangen vom Parfum bis hin zur Bettlektüre, mit wem sie sprachen, ihre Liebschaften ... alles, absolut alles. Sie wussten über jede Minute ihres Lebens Bescheid.

Und auch das übrige Team vom Dezernat für Kunstdelikte wurde auf diese Weise kontrolliert.

»Und?«, fragte der Alte.

»Ich lehne es ab ...«

»Ich verstehe das«, sagte der Alte zu dem Mann mit dem italienischen Akzent. »Sag nichts. Du bist an der Entscheidung nicht beteiligt.«

»Glaubst du vielleicht, das würde mein Gewissen erleichtern?«

»Nein, ich weiß, dass es das nicht tut. Aber es kann dir helfen.

Ich glaube, du brauchst geistlichen Beistand, du musst dich innerlich neu ordnen. Wir haben alle solche Momente in unserem Leben durchgemacht. Es war nicht leicht, aber wir haben uns auch nicht für das Leichte entschieden, sondern für das Unmögliche. In Situationen wie dieser merken wir, ob wir unserer Aufgabe gewachsen sind.«

»Nachdem ich mein ganzes Leben geopfert habe, glaubst du, dass ich beweisen muss, dass ich unserer Aufgabe gewachsen bin?«, fragte der Mann mit dem italienischen Akzent.

»Nein, ich glaube nicht, dass du etwas beweisen musst«, erwiderte der Alte. »Ich sehe, dass du leidest. Du musst Trost suchen, über deine Gefühle sprechen. Aber nicht hier, vor allen. Ich weiß, dass es dich quält, aber ich bitte dich, vertraue auf unser Urteil, und lass uns handeln.«

»Nein, ich bin nicht einverstanden.«

»Ich kann dich eine Zeit lang suspendieren, bis du dich wieder besser fühlst.«

»Das kannst du. Und was wirst du noch tun?«

Die anderen Männer begannen sich sichtlich unwohl zu fühlen. Die Anspannung wuchs, und sie liefen Gefahr, die Blicke der anderen Gäste auf sich zu ziehen. Der militärisch wirkende Mann unterbrach sie.

»Man schaut schon zu uns. Was ist das für ein Verhalten? Wir sollten diese Diskussion vertagen.«

»Wir haben keine Zeit«, erwiderte der Alte. »Ich bitte um eure Zustimmung.«

»So soll es sein«, antworteten alle, bis auf einen, der die Zähne zusammenbiss und sich abwandte.

Sofia und Minerva waren im Hauptquartier der Turiner Carabinieri. Es war zwei Minuten vor neun, und Marco hatte sie gerade informiert, dass das Gefängnistor aufgegangen war. Der

Stumme kam heraus. Er ging langsam, blickte starr geradeaus. Das Tor schloss sich hinter ihm, aber er drehte sich nicht um. Er ging zweihundert Meter bis zu einer Bushaltestelle und wartete. »Erstaunlich, wie ruhig er ist«, sagte Marco durch das im Revers verborgene Mikrofon zu ihnen. »Er scheint sich nicht einmal über die wiedererlangte Freiheit zu freuen.«

Mendibj war klar, dass er überwacht wurde. Er konnte sie nicht sehen, aber sie waren da. Er müsste sie ablenken, aber wie? Er würde versuchen, den Plan umzusetzen, den er sich im Gefängnis ausgedacht hatte. Er würde in die Stadt fahren, ein wenig herumschlendern, auf einer Parkbank übernachten. Er hatte nicht viel Geld. Er konnte sich höchstens für drei oder vier Tage eine Pension und ein paar Sandwichs leisten. Er würde auch versuchen, seine Kleidung und seine Turnschuhe loszuwerden. Er hatte zwar nichts gefunden, aber sein Instinkt sagte ihm, dass an der Reinigungsaktion etwas faul war.

Er kannte Turin. Addaio hatte sie lange vor dem versuchten Raub dorthin geschickt, damit sie die Stadt kennen lernten. Sie hatten seine Anweisungen befolgt: Sie waren tagelang kreuz und quer durch die Stadt gelaufen. Das war die beste Art, eine Stadt kennen zu lernen.

Er kam ins Zentrum. Das war der Moment, den Verfolgern zu entkommen.

»Ich glaube, wir haben Gesellschaft. Zwei Typen.«

Marcos Stimme kam über den Sender in das Hauptquartier.

»Wer sind sie?«, fragte Minerva.

»Keine Ahnung, aber sie sehen aus wie Türken.«

»Türken oder Italiener«, sagte Giuseppe, »sie sehen genau aus wie wir, schwarzes Haar und olivfarbene Haut.«

»Wie viele sind es?«

»Bis jetzt zwei«, sagte Marco, »aber vielleicht sind es auch mehr. Sie sind jung. Der Stumme scheint von allem nichts mit-

zubekommen. Er geht ziellos herum, sieht sich Schaufenster an, so teilnahmslos wie immer.«

Sie hörten, dass Marco den Carabinieri den Befehl gab, die beiden Typen nicht aus den Augen zu lassen.

Weder Marco Valoni noch das übrige Team bemerkten einen hinkenden Alten, der Lotterielose verkaufte. Mittelgroß, unauffällig gekleidet. Aber der Alte hatte sie bemerkt. Der von Addaio gedungene Mörder hatte Adleraugen. Bis jetzt hatte er bereits zehn Polizisten ausgemacht, und vier Leute von Bakkalbasi.

Er war verärgert. Der Mann, der ihn angeheuert hatte, hatte nichts von Polizei gesagt, und auch nichts davon, dass noch andere Killer hinter dem Stummen her waren. Er musste vorsichtig sein, und natürlich würde er mehr Geld verlangen. Das Risiko war größer. Und die vielen Begleiter machten es ihm unmöglich, seinen Job so zu machen, wie er geplant hatte.

Und noch einer kam ihm verdächtig vor. Aber nein, das war kein Bulle, und er sah auch nicht türkisch aus, der hatte bestimmt nichts mit der Sache zu tun, obwohl, die Art, wie er sich bewegte ... Plötzlich war er verschwunden und der Killer beruhigte sich. Ein Passant, sonst nichts.

Den ganzen Tag ging Mendibj durch die Stadt. Er hatte den Gedanken verworfen, auf einer Parkbank zu schlafen. Wenn jemand vorhatte, ihn zu töten, wollte er es ihm nicht so einfach machen. So ging er zur Herberge der Barmherzigen Schwestern, die er am Morgen bei seinem Streifzug durch Turin entdeckt hatte. Das war eine Anlaufstelle für Landstreicher und Bettler auf der Suche nach einem Teller Suppe und einem Schlafplatz. Dort wäre er sicherer.

Marco war erschöpft. Er hatte Pietro das Kommando übergeben, nachdem sie festgestellt hatten, dass der Stumme seine Suppe gegessen und sich schlafen gelegt hatte.

Marco war sicher, dass der Stumme sich in dieser Nacht nicht mehr vom Platz rühren würde, und so ging er ins Hotel, um ein wenig auszuruhen. Seinen Männern befahl er, dasselbe zu tun, ausgenommen Pietro und ein frisches Team aus drei Carabinieri – genug, um den Stummen zu verfolgen, falls er doch noch auf die Idee kam, die Herberge zu verlassen.

Sofia und Minerva quetschten Marco im Hotelrestaurant förmlich aus. Sie wollten alles wissen, dabei hatten sie doch über den Sender alles mitverfolgen können. Sie baten ihn vergebens, bei der Verfolgung mitmachen zu können.

»Ich brauche euch für die Koordination, und außerdem fällt ihr viel zu sehr auf.«

Ana Jiménez wartete am Flughafen von Paris auf den Nachtflug nach Rom. Von dort würde sie nach Turin weiterfliegen. Sie war nervös. Sie hatte angefangen, Elisabeths Dossier durchzugehen, und war völlig durcheinander von dem, was sie gelesen hatte. Wenn auch nur ein Viertel von dem, was drinstand, stimmte, wäre das Grund genug, sofort die Finger von der Sache zu lassen. Aber sie fuhr trotzdem nach Turin: Einer der Namen aus Elisabeths Dossier war auch schon in dem Dossier aufgetaucht, das Marco Valoni ihrem Bruder Santiago gegeben hatte, und wenn stimmte, was Elisabeth sagte, dann handelte es sich dabei um einen der Meister des neuen Templerordens, der in direkter Beziehung zu dem Grabtuch stand.

Sie hatte zwei Entscheidungen getroffen: Sie wollte mit Sofia sprechen, und sie wollte überraschend im Bischofssitz bei Pater Yves auftauchen. Ersteres war ihr nicht gelungen: Sie hatte es den ganzen Vormittag und auch am Nachmittag versucht, aber im *Alexandra* hatte man ihr gesagt, Sofia habe das Hotel schon sehr früh verlassen. Sie hatte ihr mehrere Nachrichten hinterlassen, Sofia hatte aber nicht zurückgerufen. Pater Yves dagegen würde sie am nächsten Tag aufsuchen.

Elisabeth hatte Recht: Sie war ganz dicht dran, auch wenn sie nicht wusste, woran.

Bakkalbasis Männern gelang es, der Überwachung durch die Carabinieri zu entkommen. Einer von ihnen blieb beim Eingang der Herberge der Barmherzigen Schwestern, die anderen zerstreuten sich in verschiedene Himmelsrichtungen. Als sie am Friedhof ankamen, war es schon dunkel. Der Wächter erwartete sie nervös.

»Beeilt euch, ich muss weg. Ich werde euch einen Schlüssel für das Tor geben, falls ihr noch einmal so spät kommt.«

Er begleitete sie bis zu dem Mausoleum, dessen Eingang von einem Engel mit einem Schwert in der Hand bewacht wurde. Die vier Männer traten im Schein der Laterne ein und verschwanden in den Eingeweiden der Erde.

Ismet erwartete sie bereits in dem unterirdischen Zimmer. Er hatte ihnen Wasser zum Waschen und etwas zu essen mitgebracht. Sie waren hungrig und erschöpft und wollten nur noch schlafen.

»Wo ist Mehmet?«

»Er ist in der Nähe von Mendibj, falls er noch mal ausgeht heute Nacht. Addaio hat Recht: Sie wollen, dass Mendibj sie zu uns führt. Da war ein beeindruckendes Polizeiaufgebot«, sagte einer der Männer, der Polizist in Urfa war, genau wie einer seiner Kameraden.

»Hat man euch entdeckt?«, fragte Ismet besorgt.

»Nein, ich glaube nicht. Aber man weiß ja nie, es sind ziemlich viele«, sagte ein anderer.

»Wir müssen vorsichtig sein. Wenn ihr glaubt, dass ihr verfolgt werdet, dürft ihr nicht herkommen«, sagte Ismet.

»Das wissen wir, mach dir keine Gedanken. Bis hierher sind sie uns nicht gefolgt.«

Um sechs Uhr morgens hatte sich Marco bereits wieder in der Nähe der Herberge postiert. Er hatte Anweisung gegeben, das Team der Carabinieri zu verstärken und die beiden Typen zu verfolgen, die hinter dem Stummen her waren.

»Sorgt dafür, dass sie euch nicht bemerken. Und ich will sie lebend. Wenn sie den Stummen verfolgen, dann kommen sie von der Organisation, die wir suchen. Deshalb müssen wir sie auch irgendwann verhaften. Aber wir müssen uns noch ein wenig zurückhalten.«

Die anderen hatten ihm zugestimmt. Und Pietro wollte weiterarbeiten, obwohl er die ganze Nacht auf den Beinen gewesen war.

»Es geht noch. Wenn ich nicht mehr kann, sage ich dir Bescheid und lege mich ein wenig hin.«

Sofia hatte Anas nervöse Stimme auf ihrer Mailbox gehört. Im Hotel hatte man ihr gesagt, dass sie schon fünfmal angerufen hatte. Sie hatte Gewissensbisse, weil sie nicht zurückgerufen hatte, aber das war nicht der Augenblick, um sich mit den Hirngespinnsten einer Journalistin zu beschäftigen. Sie würde sie anrufen, wenn sie den Fall abgeschlossen hatten. Bis dahin würde sie all ihre Energie darauf verwenden, Marcos Befehle zu befolgen. Sie wollte gerade wieder zurück zum Hauptquartier der Carabinieri, als ein Hotelboy auf sie zugelaufen kam.

»Dottorressa, Dottorressa Galloni!«

»Ja, was ist?«

»Ein Telefonanruf für Sie. Es ist dringend.«

»Ich kann jetzt nicht, sagen Sie bei der Telefonzentrale, sie sollen es sich notieren, und dann ...«

»Die Telefonistin hat gesagt, Signor D'Alaqua will sie ganz dringendprechend.«

»D'Alaqua?«

»Ja, so heißt der Herr am Telefon.«

Sofia drehte sich um und ging unter Minervas verdutztem Blick zu einem der Telefone an der Rezeption.

»Ich bin Dottoressa Galloni – da ist ein Anruf für mich?«

»Ah, Dottoressa, zum Glück! Signor D’Alaqua hat darauf bestanden, dass wir Sie unbedingt ausfindig machen. Einen Moment.«

Umberto D’Alaquas Stimme klang anders als sonst, irgendwie angespannt, was Sofia überraschte.

»Sofia ...«

»Ja, ich bin’s. Wie geht es Ihnen?«

»Ich möchte Sie treffen.«

»Gerne, aber ...«

»Nichts aber, mein Auto wird Sie in zehn Minuten abholen.«

»Bedaure, aber ich muss arbeiten. Im Moment geht es wirklich nicht. Ist etwas?«

»Ja, ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen. Sie wissen, meine große Leidenschaft ist die Archäologie, und ich fliege nach Syrien. Ich habe dort die Genehmigung für eine Ausgrabung, und man hat ein paar Stücke gefunden, die Sie für mich begutachten sollen. Unterwegs würde ich gerne mit Ihnen sprechen, ich habe einen Job für Sie.«

»Ich danke Ihnen, aber jetzt kann ich unmöglich, bedaure.«

»Sofia, manche Chancen bekommt man nur einmal im Leben.«

»Ich weiß, aber es gibt Verantwortlichkeiten, denen kann man sich nicht einfach entziehen. Ich kann nicht einfach alles stehen und liegen lassen, wenn Sie vielleicht zwei oder drei Tage warten könnten ...«

»Nein, ich glaube nicht, dass ich so lange warten kann.«

»Ist das mit Syrien so dringend, dass Sie unbedingt heute losmüssen?«

»Ja.«

»Schade, vielleicht kann ich in ein paar Tagen nachkommen.«

»Nein. Ich bitte Sie, jetzt mit mir zu kommen.«

Sofia zögerte. Der Vorschlag von Umberto D'Alaqua verwirrte sie, vor allem, weil er sie so bedrängte.

»Was ist los? Sagen Sie es mir ...«

»Das tue ich doch gerade.«

»Es tut mir Leid, aber ich muss jetzt gehen, die anderen warten.«

»Viel Glück.«

»Danke.«

Sie war durcheinander. Was sollte dieses Gespräch? Warum hatte D'Alaqua am Ende so niedergeschlagen geklungen? Warum hatte er ihr Glück gewünscht? Wusste er vielleicht von der Operation Trojanisches Pferd?

Wenn das mit dem Stummen vorbei war, würde sie ihn anrufen. Sie wollte wissen, was hinter diesem Anruf und dem Vorschlag mit Syrien steckte.

»Was wollte D'Alaqua?«, fragte Minerva auf dem Weg zum Hauptquartier.

»Ich soll mit ihm nach Syrien fliegen.«

»Nach Syrien? Warum gerade da hin?«

»Weil er dort die Genehmigung für eine Ausgrabung hat.«

»Er lädt dich also zu einem romantischen kleinen Ausflug ein.«

»Zu einem Ausflug ja, aber romantisch wohl kaum. Er klang besorgt.«

Als sie beim Hauptquartier ankamen, hatte Marco schon zweimal angerufen. Er war schlecht gelaunt. Der Sender, den man bei dem Stummen angebracht hatte, funktionierte nicht. Er sandte Signale aus, aber er gab nicht an, in welche Richtung der Stumme sich bewegte. Entweder hatte er ihn entdeckt, oder er war defekt. Bald darauf stellten sie fest, dass er andere Turnschuhe trug. Sie waren verschlissen. Und die Jeans und die Jacke waren schmutzig. Jemand hatte bei dem Tausch ein gutes Geschäft gemacht.

Der Stumme spazierte mittlerweile durch den Carrara-Park. Die beiden Typen vom Vortag waren nicht wieder aufgetaucht, jedenfalls bis jetzt nicht.

Der Stumme hatte ein Stück Brot dabei und fütterte die Vögel. Er ging an einem Mann vorbei, der zwei kleine Mädchen an der Hand hielt. Marco hatte den Eindruck, der Mann habe den Stummen kurz angeschaut und sei dann schnell weitergegangen.

Der Killer kam zu demselben Schluss wie Marco: Der Mann musste eine Kontaktperson sein. Er folgte ihm, konnte aber nicht in Aktion treten. Es war unmöglich, der wurde von einem Dutzend Carabinieri geschützt. Er würde ihm noch zwei Tage folgen, und wenn sich bis dahin nichts geändert hatte, würde er von dem Vertrag zurücktreten. Er würde seine Existenz nicht dafür aufs Spiel setzen. Seine beste Eigenschaft neben seiner Treffsicherheit war seine Vorsicht. Er machte nie einen unbedachten Schritt.

Weder Marco und seine Männer noch die beiden Typen noch der Killer merkten, dass sie ihrerseits von anderen Männern beobachtet wurden.

Arslan rief seinen Cousin an. Ja, er hatte Mendibj im Carrara-Park gesehen. Aber er hatte ihm keinen Zettel zugespielt, nichts. Anscheinend hatte er sie nur wissen lassen wollen, dass er frei war.

Ana Jiménez sagte dem Taxifahrer, er möge sie zur Kathedrale von Turin bringen. Dort ging sie direkt zu den Büros und fragte nach Pater Yves.

»Er ist nicht da«, sagte die Sekretärin. »Er begleitet den Kardinal bei einem Besuch. Aber Sie haben auch keinen Termin, oder irre ich mich?«

»Nein, Sie irren sich nicht, aber ich weiß, dass Pater Yves sich freuen würde, mich zu sehen«, schleuderte Ana ihr entgegen. Sie war sich bewusst, dass sie unverschämte war, aber sie konnte die Selbstzufriedenheit dieser Sekretärin nicht ertragen.

Heute war einfach nicht ihr Glückstag. Sie hatte Sofia schon wieder nicht erreicht. Sie beschloss, in der Nähe der Kathedrale zu bleiben und auf Yves de Charny zu warten.

Bakkalbasi erhielt den Bericht eines seiner Männer: Mendibj wanderte immer noch ziellos durch die Stadt, es war unmöglich ihn zu töten. Überall waren Carabinieri, und wenn sie ihn weiter verfolgten, würden sie entdeckt.

Der Hirte wusste nicht, was für eine Anweisung er geben sollte. Wenn die Sache schief ging, könnte das den Fall der Gemeinschaft zur Folge haben. Jetzt musste der Onkel von Mendibjs Vater ran. Vor ein paar Tagen hatte man ihm alle Zähne gezogen, die Zunge entfernt und seine Fingerspitzen verätzt. Der Arzt hatte den alten Mann betäubt, damit er nicht so leiden musste. Er opferte sich genauso auf wie einst Marcius, Abgarus' Architekt.

Mendibj fühlte sich überwacht. Er glaubte, jemanden aus Urfa erkannt zu haben: War er da, um ihm zu helfen oder um ihn zu töten? Er kannte Addaio und wusste, dass er niemals zulassen würde, dass die Gemeinschaft durch ihn aufflog. Am Abend würde er in die Herberge zurückkehren und nach Möglichkeit versuchen, sich von dort unbemerkt zum Friedhof durchzuschlagen. Er würde über den Zaun klettern und zu dem Grab gehen. Er erinnerte sich noch genau an die Stelle, und er wusste

auch, wo der Schlüssel war. Er würde durch den unterirdischen Gang bis zu Turgut gehen und ihn bitten, ihn zu retten. Wenn er es bis dorthin schaffte, konnte Addaio seine Flucht organisieren. Es machte ihm nichts aus, zwei oder drei Monate unter der Erde auszuharren, bis die Carabinieri es aufgegeben hätten, nach ihm zu suchen. Er wollte sein Leben retten.

Er ging zum Markt bei der Porta Palazzo, um sich etwas zu essen zu kaufen und zu versuchen, zwischen den Ständen abzutauschen. Auf dem Markt war es für seine Verfolger schwieriger, sich zu tarnen, und wenn er ihre Gesichter sehen könnte, würde es ihm später leichter fallen, ihnen zu entkommen.

Sie hatten ihn in seiner Unterkunft abgeholt. Bakkalbasi übergab ihm das Messer. Der Alte nahm es, ohne zu zögern. Er würde den Sohn seines Neffen töten. Das tat er lieber selbst, bevor er durch andere entweiht wurde. Das Handy des Hirten piepste, eine neue Nachricht: Mendibj war unterwegs Richtung Piazza della Repubblica.

Bakkalbasi sagte dem Chauffeur, er solle dorthin fahren. Er umarmte den Alten und verabschiedete sich. Er betete, dass die Mission erfolgreich sein möge.

Mendibj sah den Onkel seines Vaters, der wie ferngesteuert auf ihn zukam. Sein ängstlicher Blick irritierte ihn. Es war nicht der Blick eines ehrwürdigen Greises, sondern eines verzweifelten Mannes. Was hatte das zu bedeuten?

Ihre Blicke trafen sich. Mendibj wusste nicht, was er tun sollte – fliehen oder sich ihm unauffällig nähern, um zu sehen, ob er ihm einen Zettel übergab oder ihm eine Botschaft zuflüsterte? Er entschied sich, seinem Verwandten zu vertrauen. Sicher hatte die Angst im Blick des Alten mit Addaio, mit den Carabinieri, zu tun.

Ihre Körper berührten sich und Mendibj spürte einen stechenden Schmerz in der Seite. Dann sah er, wie der Alte vor ihm

niederfiel, mit einem Messer im Rücken. Die Leute um ihn herum liefen schreiend davon und Mendibj tat in seiner Panik dasselbe. Jemand hatte den Onkel seines Vaters getötet, aber wer, und warum?

Der Killer rannte zusammen mit den Leuten davon. Es war schief gegangen. Anstelle des Stummen hatte er einen alten Mann niedergestochen, der ebenfalls ein Messer in der Hand hatte. Er hatte es satt, er würde es nicht noch einmal versuchen. Der Mann, mit dem er den Vertrag geschlossen hatte, hatte ihm nicht die ganze Wahrheit gesagt, und wenn er nicht wusste, worum genau es ging, konnte er nicht arbeiten. Für ihn war der Vertrag nichtig. Den Vorschuss würde er nicht zurückgeben, dafür hatte er zu viele Probleme mit diesem Fall gehabt.

Marco kam zu dem sterbenden Alten, gefolgt von seinen Männern. Mendibj konnte sie von weitem sehen, ebenso die beiden Typen. Jetzt waren die Polizisten enttarnt, und das würde es ihm leichter machen.

»Ist er tot?«, fragte Pietro.

Marco suchte vergeblich nach dem Puls des Alten. Der schlug die Augen auf, blickte ihn an, als wollte er etwas sagen, und dann starb er.

Sofia und Minerva hatten das Geschehen über Funk verfolgt, sie hatten Marcos eilige Schritte gehört, die Befehle und Pietros Frage.

»Marco, Marco! Was ist los?«, fragte Minerva. »Um Himmels willen, sag doch was!«

»Jemand hat versucht den Stummen zu töten, aber er hat stattdessen einen alten Mann erwischt, der in dem Moment vorbeikam. Der Alte hat keine Papiere bei sich, wir wissen nicht, wer er ist. Da kommt die Ambulanz. So eine Scheiße!«

»Beruhige dich. Sollen wir zu euch rauskommen?«, fragte Sofia.

»Nein, das ist nicht nötig. Wir kommen zu euch ins Hauptquartier. Aber – wo zum Teufel ist der Stumme abgeblieben?«, schrie Marco.

»Wir haben ihn verloren«, hörte man über Walkie-Talkie.

»Wir haben ihn verloren, er ist bei dem Tumult verschwunden.«

»Ihr Idioten! Das kann doch wohl nicht möglich sein!«

»Beruhige dich, Marco, immer mit der Ruhe ...«, sagte Giuseppe.

Sofia und Minerva verfolgten ängstlich, was sich auf dem Markt abspielte. Sie hatten die Operation Trojanisches Pferd so lange vorbereitet, und jetzt war das Pferd einfach durchgebrannt.

»Macht euch auf die Suche! Alle, und zwar sofort!« Marco tobte vor Wut.

Mendibj war außer Atem. Er hatte einen Messerstich in der Seite. Anfangs hatte es nur gebrannt, aber jetzt wurde der Schmerz unerträglich. Das Schlimmste war, dass er eine Blutspur hinterließ. Er blieb stehen, um sich im Halbdunkel eines Hauseingangs ein wenig auszuruhen. Er schätzte, er hatte seine Verfolger abgehängt, aber sicher war er nicht. Seine einzige Chance war der Friedhof, aber der war weit weg, und er musste warten, bis es dunkel wurde, aber wo? Wo?

Ana sah mehrere Leute auf die Café-Terrasse an der Porta Palatina zulaufen, auf die sie sich gesetzt hatte. Ihrem aufgeregten Geschrei entnahm sie, dass angeblich irgendwo ein Mörder unterwegs war. Sie bemerkte einen jungen Mann, der offensichtlich verletzt war. Plötzlich war er in einem Hauseingang verschwunden. Sie ging in die Richtung, aus der die Leute kamen und versuchte herauszufinden, was geschehen war. Aber Genaueres war aus den Leuten nicht herauszubekommen.

Bakkalbasi hatte gesehen, wie Mendibj floh, als der Alte tot zu

Boden fiel. Wer hatte ihn getötet? Die Carabinieri nicht – ob SIE es waren? Aber warum sollten SIE den Alten töten? Er rief Addaio an und sagte ihm, was passiert war. Der gab ihm neue Anweisungen. Bakkalbasi stimmte zu.

Ana sah zwei junge Männer, die auf den Eingang zugingen, in dem zuvor der andere verschwunden war. Das war alles sehr merkwürdig. Ohne noch länger nachzudenken folgte sie ihnen. Die beiden Männer aus Urfa dachten, die Frau hinter ihnen gehöre zu den Carabinieri und traten den Rückzug an. Sie beobachteten die Frau von weitem. Wenn es nötig war, würden sie auch sie töten.

Mendibj entdeckte die Tür zu einer Kammer, in der die Mülltonne des Hauses stand. Er setzte sich hinter der Tonne auf den Boden, und versuchte, bei Bewusstsein zu bleiben. Er verlor viel Blut. Er musste die Wunde abdecken. Er zog die Jacke aus und riss das Futter heraus. Damit verband er die Wunde, in der Hoffnung, so den Blutfluss stoppen zu können. Dann wurde er ohnmächtig.

Yves de Charny war wieder in seinem Büro. Er sah besorgt aus.

Seine Sekretärin kam herein.

»Pater, da sind ihre beiden Freunde, Pater Joseph und Pater David. Ich habe ihnen gesagt, dass sie gerade erst angekommen sind.«

»Das macht nichts. Sie sollen bitte trotzdem gleich hereinkommen. Hochwürden braucht mich heute nicht mehr, er fährt nach Rom, und das meiste ist erledigt. Wenn Sie möchten, können Sie sich heute Nachmittag freinehmen.«

»Haben Sie schon gehört, dass es hier in der Nähe, bei der Porta Palazzo, einen Mord gegeben hat?«

»Ja, sie haben es im Radio gesagt. Mein Gott, diese Gewalt überall!«

»Sie sagen es, Pater. Schön. Wenn es Ihnen nichts ausmacht, verschwinde ich. Das kommt mir sehr gelegen, so kann ich noch zum Friseur gehen, morgen bin ich doch bei meiner Tochter zum Abendessen eingeladen.«

»Ja, gehen Sie nur.«

Pater Joseph und Pater David betraten das Büro. Die drei warteten ab, bis die Sekretärin die Tür hinter sich geschlossen hatte.

»Weißt du schon, was passiert ist?«, fragte Pater David.

»Ja. Wo ist er?«

»Er hat sich in einen Hauseingang geflüchtet. Mach dir keine Sorgen, unsere Leute sind dran, aber es hat im Moment keinen Sinn, hineinzugehen. Die Journalistin ist in der Nähe.«

»Wie das?«

»Per Zufall. Sie saß gerade auf einer Café-Terrasse. Dort wartete sie auf dich. Wenn sie zu ihm geht, müssen wir handeln«, antwortete Pater Joseph.

»Aber doch nicht dort!«

»Ist doch niemand da.«

»Man weiß nie. Und die Dottoressa?«

»Sobald sie das Hauptquartier verlässt. Es ist alles vorbereitet«, sagte Pater David.

»Manchmal ...«

»Manchmal kommen dir Zweifel, uns auch, aber wir sind Soldaten, und wir handeln auf Befehl«, sagte Joseph.

»Aber diese Aktion finde ich vollkommen unnötig.«

»Befehl ist Befehl.«

»Ja, aber das heißt noch lange nicht, dass wir nicht zum Ausdruck bringen dürfen, dass wir anderer Meinung sind, auch wenn wir zuletzt gehorchen. Man hat uns gelehrt, eigenständig zu denken.«

Das Glück schien auf Marcos Seite: Giuseppe teilte ihm über den Sender mit, dass sie die beiden Typen in der Nähe der Kathedrale wieder aufgespürt hatten. Marco machte sich sofort auf den Weg dorthin.

»Wo sind sie jetzt?«, fragte er, als er in der Nähe von Giuseppe war.

»Sie sitzen dort auf der Terrasse.«

»Achtung, an alle, macht euch unsichtbar. Pietro, komm hierher, der Rest umstellt den Platz, aber immer schön Abstand halten. Diese beiden Vögel sind sehr schlau und haben uns schon einmal bewiesen, wie schnell sie davonfliegen können.«

Eine halbe Stunde später flogen sie tatsächlich davon. Sie hatten gemerkt, dass ihnen die Polizei erneut auf den Fersen war. Sie waren der Polizei aufgefallen, allerdings nicht ihre übrigen Kameraden. So stand der eine von den beiden auf, schlenderte über den Platz, und stieg plötzlich in einen Bus, der in dem Moment vorbeikam. Der andere ging in die entgegengesetzte Richtung und fing unversehens an zu rennen. Es gab keine Möglichkeit, ihm zu folgen, ohne dass er es merkte.

»Jetzt haben wir sie schon wieder verloren!«, schrie Marco seine unsichtbaren Gesprächspartner an.

»Nicht so laut«, sagte Giuseppe von der anderen Seite des Platzes aus. »Die Leute schauen dich an und denken, du bist verrückt und führst Selbstgespräche.«

»Ich bin überhaupt nicht laut!«, brüllte Marco weiter. »Was für eine Scheiße – wie die letzten Idioten! Der Stumme ist uns entkommen und jetzt diese beiden Kerle. Wenn sie wieder auftauchen, verhaften wir sie sofort, wir dürfen sie nicht noch einmal entwischen lassen. Sie gehören zu der Organisation hinter der wir her sind, und ganz offensichtlich können sie sprechen, sie sind nicht stumm, und sie werden singen, so wahr ich Marco Valoni heiße.«

Zwei andere Männer aus Urfa warteten, dass Mendibj herauskam. Sie wussten, dass Carabinieri auf dem Platz waren, aber sie mussten das Risiko eingehen. Ihre Kameraden waren verduftet, als sie merkten, dass man sie entdeckt hatte. Jetzt mussten sie die Aufgabe übernehmen. Sie wussten ziemlich genau, wie viele Polizisten auf dem Platz waren. Aber da waren ja noch die anderen, von denen sie nichts wussten, und die viel besser vorbereitet waren.

Es wurde Abend und Ana beschloss, noch einmal ihr Glück bei Pater Yves zu versuchen. Sie klingelte bei den Büros, aber niemand öffnete. Dann stieß sie die Tür auf und ging hinein. Es war niemand mehr da, der Hausmeister hatte nur noch nicht zugeschlossen. Als sie sich Pater Yves' Büro näherte, hörte sie Stimmen.

Sie kannte die Stimme des Mannes nicht, der gerade sprach, aber was er sagte, veranlasste sie dazu, sich keinesfalls bemerkbar zu machen.

»Also, sie sind auf dem Weg durch den unterirdischen Gang. Sie haben sie abgehängt. Und die anderen? Lass uns dorthin gehen. Bestimmt wird er versuchen, dorthin zu fliehen, das ist der sicherste Ort.«

Pater Joseph klappte sein Handy zu.

»Gut, die Carabinieri wissen nicht, wo sie stecken. Sie haben zwei von Addaios Männern aus den Augen verloren, und Mendibj ist immer noch in dem Hauseingang. Es sind zu viele Leute da. Ich vermute, er wird jeden Moment herauskommen. Das ist kein sicheres Versteck.«

»Wo ist Marco Valoni?«, fragte Pater David.

»Er soll ziemlich sauer sein, weil ihm die Operation entgleitet«, sagte Pater Joseph.

»Er ist näher an der Wahrheit, als er glaubt«, sagte Pater Yves.

»Nein, ist er nicht«, sagte David. »Er weiß nichts, er hatte nur

die gute Idee, Mendibj als Lockvogel einzusetzen, weil er davon ausgeht, dass er zu einer Organisation gehört. Aber er weiß nichts von der Gemeinschaft und von uns schon gar nicht.«

»Täusch dich nicht«, sagte Pater Yves. »Er ist gefährlich nah dran an der Gemeinschaft. Sie haben gemerkt, dass es lauter Leute aus Urfa gibt, die mit dem Grabtuch zu tun haben. Dottoressa Galloni hat ins Schwarze getroffen, erst gestern hat sie dem Team vom Dezernat für Kunstdelikte gesagt, sie sei der Ansicht, dass Urfa mit den Vorfällen in der Kathedrale zu tun hat. Man hat ihr nicht geglaubt, außer die Computerspezialistin, aber Valoni ist intelligent, und irgendwann wird ihm ein Licht aufgehen ... Schade, dass eine solche Frau ...«

»Gut«, unterbrach ihn Pater Joseph. »Wir werden schon in dem unterirdischen Gang erwartet. Ich hoffe, Turgut und sein Neffe sind bereits dort. Unsere Leute sind auf dem Friedhof.«

»Unsere Leute sind überall, wie immer«, sagte Pater Yves sarkastisch.

Die drei Männer gingen zur Tür. Ana versteckte sich hinter einem Schrank. Sie hatte Angst. Jetzt wusste sie, dass Pater Yves kein normaler Priester war – aber war er Templer, oder gehörte er zu einer anderen Organisation? Und was war mit den Männern, die ihn begleiteten? Den Stimmen nach waren sie ziemlich jung.

Sie hielt den Atem an, als sie das Vorzimmer verließen. Offensichtlich hatten sie sie nicht bemerkt. Sie hatten es eilig. Sie wartete noch einen Moment, dann nahm sie die Verfolgung auf, dicht an die Wand gepresst, wie sie es so oft im Film gesehen hatte.

Sie gingen durch eine kleine Tür zu den Wohnräumen des Hausmeisters. Pater Yves klopfte an die Tür, aber es kam keine Antwort. Dann zog einer der beiden jungen Männer einen Dietrich aus der Tasche und öffnete die Tür.

Ana war entsetzt. Sie schlich bis zur Tür. Nichts, kein Geräusch. Sie stand offen, also ging sie hinein. Sie betete, dass man sie nicht überraschte, und suchte im Geist bereits nach einer überzeugenden Ausrede, falls doch plötzlich jemand erscheinen sollte.

Mendibj hörte ein Geräusch und erschrak. Er war schon eine Weile wieder bei Bewusstsein. Die Wunde schmerzte, aber das Blut hatte inzwischen eine Kruste gebildet. Er wusste nicht, ob er sich auf den Beinen würde halten können, aber er musste es versuchen.

Er dachte an den merkwürdigen Tod des Onkels seines Vaters.

Ob Addaio ihn hatte töten lassen, weil er erfahren hatte, dass dieser ihm helfen wollte?

Er traute niemandem mehr, vor allem Addaio nicht. Der Hirte war ein heiliger, aber strenger Mann, der zu allem fähig war, nur um die Gemeinschaft zu retten, und er, Mendibj, war jetzt eine Gefahr für sie.

Die Tür zu dem Raum ging auf. Eine Frau mit einer Mülltüte kam herein und schrie auf. Mendibj nahm alle Kraft zusammen, stand auf und hielt ihr den Mund zu. Er drückte sie gegen die Wand. Sie zitterte, und er fürchtete, sie würde wieder anfangen zu schreien, wenn er die Hand von ihrem Mund nahm. Also verpasste er ihr einen Schlag, und sie ging zu Boden.

Die Frau atmete schwer. Er öffnete ihre Tasche und fand, was er suchte, einen Kugelschreiber und ein Notizbuch, aus dem er eine Seite herausriss. Er schrieb schnell.

Als die Frau das Bewusstsein wiedererlangte, hielt Mendibj ihr wieder den Mund zu und gab ihr den Zettel.

»Folgen Sie mir, und tun Sie, was ich sage, dann wird Ihnen nichts geschehen. Wenn Sie versuchen zu fliehen oder zu schreien, kann ich für nichts garantieren. Haben Sie ein Auto?«

Die Frau las die Botschaft und nickte. Langsam nahm Mendibj die Hand von ihrem Mund, hielt sie jedoch fest am Arm, damit sie nicht weglaufen konnte.

»Marco, hörst du mich?«

»Ja, Sofia?«

»Wo bist du?«

»In der Nähe der Kathedrale.«

»Ich habe Nachricht vom Pathologen. Der Alte, den sie getötet haben, hat keine Zunge und auch keine Fingerkuppen. Er schätzt, die Zunge wurde vor ein paar Wochen entfernt und die Fingerkuppen etwa zur selben Zeit weggeätzt. Er hat keinerlei Dokumente bei sich, nichts. Ach ja, er hat auch keine Zähne mehr, sein Mund ist eine leere Höhle.«

»Verdammt!«

»Der Pathologe hat die Autopsie noch nicht beendet, er wollte uns nur mitteilen, dass wir es schon wieder mit einem Stummen zutun haben.«

»Verdammt!«

»Marco, sag doch bitte mal was anderes als verdammt!«

»Entschuldige, Sofia. Ich weiß, dass unser Stummer hier irgendwo ist. Jemand will ihn töten oder mitnehmen oder schützen, was weiß ich. Die beiden Typen sind weg, aber da sind bestimmt noch andere. Das Schlimme ist, dass unsere Tarnung aufgefliegen ist, als der Alte getötet wurde. Wenn da noch mehr von diesen Typen sind, dann wissen sie jetzt, wer wir sind. Wir aber nicht, wer sie sind. Und unser Stummer taucht einfach nicht auf.«

»Minerva und ich, wir könnten euch ablösen.«

»Nein, das ist zu gefährlich. Ich könnte es mir nie verzeihen, wenn euch etwas zustößt. Bleibt, wo ihr seid.«

Eine Stimme unterbrach das Gespräch. Es war Pietro.

»Achtung, Marco! Der Stumme ist an der Ecke des Platzes aufgetaucht, in Begleitung einer Frau. Er führt sie am Arm.

Sollen wir ihn verhaften?«

»Aus welchem Grund? Wozu? Das wäre absurd. Was sollten wir dann mit ihm machen? Aber verliert ihn ja nicht aus den Augen. Ich komme. Wenn wir ihn gesehen haben, dann auch die von seiner Organisation. Ich will keine Fehler mehr, wenn er euch noch mal entwischt, könnt ihr was erleben!«

Die Frau führte Mendibj zu ihrem Auto, einem Kleinwagen, und als sie die Tür aufgeschlossen hatte, stieß er sie hinein und setzte sich selbst ans Lenkrad.

Mendibj konnte kaum atmen, aber er schaffte es, den Wagen anzulassen und sich in den Nachmittagsverkehr einzufädeln.

Marcos Männer verfolgten ihn. Und die der Gemeinschaft. Und hinter ihnen allen, von niemandem bemerkt, die Mitglieder einer noch viel geheimeren Gemeinschaft.

Der Stumme fuhr durch die Stadt. Er musste die Frau loswerden, aber ihm war klar, dass sie dann sofort die Carabinieri verständigen würde. Trotzdem, er konnte sie nicht bis zum Friedhof mitnehmen. Als sie in der Nähe des Friedhofs angekommen waren, aber noch nicht so nah, dass die Frau hätte erraten können, wo er hinwollte, hielt er das Auto an. Er nahm die Handtasche der Frau, die ihn entsetzt ansah, holte den Kugelschreiber und ein weiteres Stück Papier heraus und schrieb:

»Ich lasse Sie jetzt frei. Keine Polizei! Gehen Sie, und sagen Sie niemandem, was passiert ist. Sonst komme ich wieder, glauben Sie mir!«

Die Frau las die Notiz, und ihr Blick war noch verängstigter.

»Ich schwöre Ihnen, ich werde nichts sagen, aber lassen Sie mich gehen!«, flehte sie.

Mendibj nahm den Zettel, zerriss ihn und warf die Schnipsel aus dem Fenster. Dann stieg er mühsam aus dem Auto. Er

fürchtete erneut in Ohnmacht zu fallen, noch bevor er den Friedhof erreicht hätte.

Er schleppte sich eine ganze Weile dahin, setzte sich, wenn der Schmerz unerträglich wurde. Er betete zu Gott, er möge ihn retten. Er wollte leben, er wollte sich nicht der Gemeinschaft oder wem auch immer opfern. Er hatte schon seine Zunge und mehrere Jahre seines Lebens im Gefängnis geopfert.

Marco sah, wie der Stumme taumelte. Er war offensichtlich verletzt, und das Gehen fiel ihm schwer. Marco befahl seinen Männern, ihm ininigem Abstand zu folgen. Die beiden Typen waren ebenfalls weiter an dem Stummen dran. Die anderen dagegen hatten sich wohl zurückgezogen.

»Seid aufmerksam, am Ende müssen wir sie alle kriegen. Für den Fall, dass die beiden Typen sich entschließen, den Stummen nicht weiter zu verfolgen, teilen wir uns auf: Ein Teil verfolgt die Kerle und die anderen den Stummen.«

Bakkalbasis Männer unterhielten sich leise, während sie Mendibj mit gebührendem Abstand folgten.

»Er geht zum Friedhof. Er will bestimmt zu dem Tunnel. Sobald keine Leute mehr zu sehen sind, werde ich ihn erschießen«, sagte der eine.

»Immer mit der Ruhe. Ich habe das Gefühl, wir werden beobachtet. Die Carabinieri sind doch nicht blöd. Vielleicht ist es besser, wir warten, bis Mendibj in dem Mausoleum ist. Wenn wir hier draußen herumballern, wird man uns alle verhaften«, erwiderte der andere.

Es wurde allmählich dunkel. Mendibj ging schneller. Er wollte am Friedhof sein, bevor der Wächter das Tor schloss. Er fing wieder an zu bluten. Er drückte das Taschentuch, das er der Frau abgenommen hatte, gegen die Wunde. Wenigstens war es sauber.

Die Umrisse des Wächters zeichneten sich neben dem Friedhofseingang ab. Er schien besorgt auf jemanden zu warten. Beim Anblick Mendibjs machte er Anstalten, das Tor zu schließen, aber Mendibj gelang es mit größter Anstrengung, den Wächter beiseite zu schieben und zwischen den beiden Torflügeln hindurchzuschlüpfen. Mendibj sah ihn wütend an und verschwand im Inneren des Friedhofs. Der Wächter sah ihm eine Weile hinterher und verschwand dann in einer anderen Richtung.

Marcos sprach über den Sender zu allen an der Operation beteiligten Carabinieri.

»Er ist jetzt auf dem Friedhof. Wir gehen gleich hinterher. Was ist mit den beiden Typen?«

Über Funk kam die Antwort:

»Du müsstest sie gleich sehen. Sie sind ebenfalls unterwegs zum Friedhof.«

Zur Überraschung von Marco und seinen Männern hatten die beiden einen Schlüssel. Sie öffneten das Tor und schlossen hinter sich sorgfältig wieder ab.

Als Marco und seine Leute am Friedhofstor ankamen, versuchte ein Carabinieri das Schloss mit einem Dietrich aufzubrechen. Unter dem ungeduldigen Blick des Chefs des Dezernats für Kunstdelikte brauchte er eine ziemliche Weile, bis es endlich aufsprang.

»Giuseppe, du suchst den Wächter. Nimm einen Carabinieri mit, falls du Schutz brauchst.«

»Okay.«

»Und du, Pietro, kommst mit mir. – Wo sind die beiden?«, fragte Marco die Carabinieri über Funk.

»Ich glaube, sie sind gerade auf dem Weg zu einem Mausoleum mit einem großen Engel am Eingang«, sagte eine Stimme.

»Okay. In welcher Richtung liegt das?«

Ana Jiménez durchsuchte bereits zum zweiten Mal Turguts Wohnung: Es war niemand da, Pater Yves und seine Freunde schienen spurlos verschwunden zu sein. In der Küche war ein großer Einbauschrank. Sie öffnete den Schrank, klopfte an die Wand, sie war solide. Dann untersuchte sie den Schrankboden. Vielleicht war da ein Hohlraum, es musste doch irgendwo eine Geheimtür geben, die in einen anderen Raum führte.

Der Boden klang hohl. Mit einem Küchenmesser gelang es ihr, die Bretter anzuheben, und plötzlich öffnete sich vor ihr eine Treppe, die nach unten führte. Es war dunkel und nicht das geringste Geräusch war zu hören.

Wenn sie die Wohnung verlassen hatten, dann auf diesem Weg. Nach einigem Suchen fand Ana eine kleine Taschenlampe. Sie spendete nicht viel Licht, aber es war doch besser als nichts. Sie steckte eine Schachtel mit Streichhölzern ein, ein paar saubere Küchentücher, eine Kerze, empfahl sich der heiligen Gema, der Schutzpatronin für unmögliche Aufgaben, mit deren Hilfe sie einst erfolgreich ihr Studium beendet hatte, und dann stieg sie die schmale Treppe hinunter.

Mendibj tastete sich im Dunkeln vorwärts. Das Atmen fiel ihm schwer. Ihm wurde schwindelig von der schlechten Luft und dem Gestank in dem Gang, aber seine einzige Chance war, zu Turguts Wohnung zu kommen, und so überwand er den Schmerz und die Schwäche und kämpfte sich weiter.

Das Licht des Feuerzeugs reichte nicht weit, aber etwas anderes hatte er nicht. Seine größte Angst war, dass er plötzlich ganz im Dunkeln stand und die Orientierung verlor.

Bakkalbasis Männer waren ein paar Minuten später bei dem Mausoleum angekommen. Auch sie wussten, wo der Schlüssel

versteckt war. Sie stiegen die Treppe hinunter und folgten Mendibj.

»Sie sind da drin«, sagte ein Carabiniere.

Marco betrachtete den lebensgroßen Engel, der mit seinem Schwert den Eingang zu verteidigen schien.

»Was machen wir?«, fragte Pietro.

»Wir gehen rein und suchen sie.«

Sie mussten erneut den Carabiniere bemühen, der darauf spezialisiert war, Schlosser aufzubrechen. Dieses hier war schwieriger zu knacken. Während er an dem Schloss hantierte, rauchten Marco und seine Männer eine Zigarette, beobachtet von ihren unsichtbaren Verfolgern.

Turgut und Ismet liefen nervös in dem unterirdischen Raum auf und ab. Zusammen mit ihnen warteten noch drei weitere Männer aus Urfa. Sie waren den Carabinieri entkommen und harrierten jetzt schon seit Stunden an diesem geheimen Ort aus. Die anderen mussten jeden Moment kommen. Bakkalbasi hatte gesagt, dass vielleicht auch Mendibj auftauchen würde. Sie sollten ihn beruhigen und auf den Rest der Brüder warten. Und dann wüssten sie ja, was zu tun war.

Sie hörten eilige Schritte, und Turgut lief es eiskalt über den Rücken. Sein Neffe klopfte ihm ermutigend auf die Schulter.

»Bleib ganz ruhig, es passiert schon nichts, wir wissen, was wir zu tun haben.«

»Ich habe das Gefühl, dass etwas Schreckliches passieren wird.«

»Jetzt beschwör das Unglück nicht herauf. Alles wird laufen wie geplant.«

»Nein, es wird etwas Schlimmes geschehen.«

»Bitte halt den Mund!«

Und da erschien Mendibj. Kaum hatte er Turgut erkannt, wurde ihm schwarz vor Augen. Ismet kniete neben ihm nieder und fühlte seinen Puls.

»Mein Gott! Er blutet, er hat eine Verletzung ganz in der Nähe der Lunge. War hier nicht irgendwo ein Verbandskasten?«

Turgut nickte, brachte aber kein Wort heraus. Er suchte den Verbandskasten und reichte ihn Ismet. Ismet desinfizierte die Wunde und legte Mull darauf. Das war alles, was er für Mendibj tun konnte.

Bakkalbasis Männer ließen ihn in Ruhe machen, auch wenn sie das Ganze für überflüssig hielten – Mendibj würde auf jeden Fall sterben. Addaio wollte es so.

In diesem Moment betraten die beiden Männer aus Urfa, die Mendibj nachgegangen waren, den Raum. Sie berichteten aufgeregt von der abenteuerlichen Verfolgung, und keiner merkte, dass ihnen noch weitere Leute folgten:

Plötzlich standen Marco, Pietro und ein Dutzend Carabinieri mit gezückten Pistolen hinter ihnen.

»Keine Bewegung! Ihr seid alle verhaftet!«, schrie Marco.

Weiter kam er nicht: Eine Kugel aus der Dunkelheit hätte ihn beinahe getroffen. Weitere Schüsse trafen zwei seiner Männer. Bakkalbasis Männer nutzten das Chaos und fingen ihrerseits an zu schießen.

Marco und seine Männer gingen, so gut sie konnten, in Deckung, und Bakkalbasis Männer taten dasselbe – denn sie wussten, dass die ersten Schüsse nicht von ihnen gekommen waren.

Marco versuchte, die Position zu wechseln und näher an Bakkalbasis Männer heranzukommen. Aber er schaffte es nicht.

Wieder wurde auf ihn geschossen, aber er konnte nicht genau ausmachen, von wo. Dann rief plötzlich eine Frauenstimme:

»Vorsicht, Marco! Sie sind hier hinten. Pass auf!«

Ana hatte sich zu erkennen gegeben. Sie stand schon eine ganze Weile hinter den drei Priestern, die von Turguts Wohnung aus bis zu dem Raum vorgedrungen waren. Pater Yves drehte sich um, er war sichtlich überrascht.

»Ana!«

Sie versuchte wegzulaufen, aber Pater Joseph war schneller und packte sie. Das Letzte, was sie sah, war eine Hand, die sich auf ihren Kopf zubewegte, dann wurde sie ohnmächtig.

»Was soll das?«, rief Pater Yves.

Eine Antwort gab es nicht mehr. Wie auch. Die drei mussten sich jetzt gegen die Carabinieri wie auch gegen die Männer aus Urfa zur Wehr setzen. Doch schon nach kürzester Zeit hatten sie, wild um sich schießend, Turgut, Ismet und alle Männer Bakkalbasis niedergestreckt – dabei wurden sie unterstützt von ihren bis dahin unsichtbar gebliebenen Helfern, die inzwischen auch am Schauplatz erschienen waren. Umso erbitterter drangen Marco und seine Männer nun auf sie ein. Im Lauf der Schießerei fielen immer mehr Steine von der Decke, Sand rieselte herab, aber die Kämpfenden ließen sich davon nicht aufhalten.

Ana kam wieder zu sich. Ihr Kopf tat fürchterlich weh. Sie richtete sich mühsam auf und sah vor sich die drei schießenden Priester. Sie wollte Marco helfen, und so nahm sie einen Stein und ging auf die Priester zu. Sie schlug Pater David nieder. Pater Joseph richtete die Waffe auf sie, aber dann hagelte es erneut Steine von der Decke, und der Pater wurde an der Schulter verletzt.

Yves de Charny war ebenfalls verletzt und sah sie zornig an. Ana wandte sich um und versuchte zu fliehen. In dem Chaos aus Schüssen und herabstürzenden Steinen verlor sie vollkommen die Orientierung. Pater Yves stürzte schreiend hinter ihr her.

Sie geriet in Panik. Yves de Charny und Marco riefen ihren Namen. Sie stolperte, fiel zu Boden, Steine prasselten herab.

Dann war auf einmal alles dunkel. Eine Hand packte sie. Sie schrie laut auf.

Sie wusste, dass die Hand, die sie festhielt, nur Pater Yves gehören konnte. Sie versuchte, sich zu befreien, und der Pater leistete keinen Widerstand. Marcos Stimme war nicht mehr zu hören, auch keine Schüsse mehr. Was war los? Wo war sie?

»Wir sind verloren, Ana, wir kommen hier nicht mehr raus.«

An der schleppenden Stimme von Yves de Charny erkannte sie, dass er schwer verwundet war.

»Es tut mir Leid, Ana, so unsäglich Leid, Sie haben es nicht verdient zu sterben.«

»Mörder! Sie töten uns alle!«

Der Priester schwieg. Ana suchte in ihrer Tasche nach der Kerze und den Streichhölzern. Erleichtert stellte sie fest, dass sie noch da waren. Dann ertastete sie auch das Handy. Sie zündete die Kerze an und sah das schmerzverzerrte Gesicht von Pater Yves.

Ana stand auf und untersuchte die Höhle, in der sie gefangen waren. Sie war nicht sehr groß, und es gab keinerlei Öffnung. Wie sollten sie hier jemals lebend wieder herauskommen.

Sie setzte sich neben den Priester und beschloss, ihre letzte Karte auszuspielen. Pater Yves hatte nicht gemerkt, dass sie das Handy aus der Tasche geholt hatte. Der letzte unbeantwortete Anruf war an Sofia gegangen. Hoffentlich ging sie jetzt dran. Und hoffentlich war der Sender ihres Telefons stark genug. Sie musste nur noch die Taste drücken, und schon erfolgte automatisch ein Anruf bei Sofia.

Sie drückte eines von Turguts Küchentüchern auf Pater Yves' Wunde, der sie mit glasigen Augen ansah.

»Es tut mir so Leid, Ana.«

»Das brauchen Sie mir nicht zu sagen. Erklären Sie mir lieber, was dieser ganze Wahnsinn soll!«

»Was soll ich es Ihnen jetzt noch groß erklären. Wir, werden ohnehin sterben.«

»Ich will wissen, warum ich sterben muss. Sie sind Templer, wie Ihre Freunde.«

»Ja, wir sind Templer.«

»Und wer sind die anderen, diese türkisch aussehenden Männer, die bei dem Hausmeister der Kathedrale waren?«

»Addaios Männer.«

»Und wer ist Addaio?«

»Der Hirte der Gemeinschaft des Grabtuchs Christi. Sie wollen es haben ...«

»Sie wollen das Grabtuch?«

»Ja.«

»Sie wollen es stehlen?«

»Es gehört ihnen, Jesus hat es ihnen gesandt.«

Ana dachte, er rede im Fieber. Sie brachte die Kerze näher an sein Gesicht und sah, wie er lächelte.

»Nein, ich bin nicht verrückt. Im ersten Jahrhundert gab es einen König in Edessa, Abgarus. Er hatte Lepra, und er wurde dank des Grabtuchs geheilt. So die Legende. Und das glauben die Nachfahren dieser ersten Christengemeinde in Edessa. Sie glauben, jemand hat das Tuch nach Edessa gebracht, und als Abgarus sich darin einhüllte, wurde er geheilt.«

»Aber wer hat es dorthin gebracht?«

»Angeblich einer von Jesus' Jüngern.«

»Aber das Grabtuch hat eine abenteuerliche Geschichte, es hat Edessa vor vielen Jahren verlassen ...«

»Ja, aber als den Christen dieser Stadt von den Truppen des Kaisers von Byzanz ...«

»Romanos Lekapenos ...«

»Ja, Romanos Lekapenos, als das Grabtuch geraubt wurde,

haben sie geschworen, nicht zu ruhen, bis die Reliquie wieder in ihrem Besitz wäre. Die Christengemeinde von Edessa ist eine der ältesten der Welt. Seit jener Zeit versuchen sie unaufhörlich, sich die Reliquie zu holen. Und genau das wollen wir verhindern. Das Tuch gehört ihnen nicht mehr.«

»Sind die Stummen Teil dieser Gemeinschaft?«

»Ja, sie sind Addaios Soldaten, junge Männer, die es für eine Ehre halten, ihre Zungen für das Grabtuch zu opfern. Sie lassen sie sich herauschneiden, damit sie nicht reden können, wenn sie von der Polizei verhaftet werden.«

»Das ist ja grausam!«

»Es heißt, Marcius, Abgarus' Architekt habe dasselbe getan. Wir wollen verhindern, dass sie an das Grabtuch kommen. Aber sie sollen trotzdem möglichst nicht verhaftet werden, weil man sonst auch uns auf die Spur kommen könnte. Marco Valoni hat Recht, die Brände in der Kathedrale wurden von der Gemeinschaft gelegt, damit sie in dem Aufruhr das Grabtuch stehlen konnten, aber wir waren immer da, über all die Jahrhunderte, um das zu vereiteln.«

Yves de Charny stöhnte. Alles drehte sich um ihn, und er konnte Anas Gesicht kaum noch erkennen. Sie hatte das Handy in seiner Nähe platziert. Sie wusste nicht, ob Sofia rangegangen war und sie hörte. Aber die Wahrheit sollte nicht mit ihr sterben.

»Was haben die Templer mit dem Grabtuch und mit dieser Gemeinschaft zu tun, von der Sie sprechen?«

»Wir haben es Kaiser Balduin abgekauft. Es gehört uns.«

»Aber wenn es doch nicht echt ist! Sie wissen, dass der C-14-Test ergeben hat, dass es aus dem 13. oder 14. Jahrhundert stammt.«

»Die Wissenschaftler haben Recht, das Tuch selbst ist vom Ende des 13. Jahrhunderts, aber wie Sie wissen, ist bis heute nicht geklärt, warum man Pollen daran gefunden hat, die iden-

tisch mit denen sind, die man in zweitausend Jahre alten Sedimentschichten im Gebiet des See Genezareth gefunden hat. Auch das Blut ist echt. Man hat Reste von Blutserum am Rand der Foltermale gefunden. Und das Tuch stammt aus dem Orient.«

»Und wie erklären Sie sich das?«

»Sie waren kurz davor, es herauszufinden. Sie waren in Lirey.«

»Woher wissen Sie das?«

»Wir wissen alles. Ihre Intuition hat Sie nicht getäuscht, ich bin tatsächlich ein Nachfahre von Geoffroy de Charney, dem letzten' Visitor des Templerordens in der Normandie. Meine Familie hat viele Söhne an den Orden gegeben.«

Ana konnte es nicht fassen. Sie würde diese Geschichte nie mehr aufschreiben können, aber in diesem Moment war sie trotzdem stolz auf all das, was sie herausgefunden hatte.

»Fahren Sie fort.«

»Nein.«

»De Charny. Sie werden vor Gott treten, machen Sie es mit ruhigem Gewissen, beichten Sie Ihre Sünden, beichten Sie die Gründe für diesen Wahnsinn, den sie gelebt haben und der so viele Leben gekostet hat.«

»Beichten? Bei wem?«

»Bei mir. Es wird Ihr Gewissen erleichtern und meinem Tod einen Sinn geben. Wenn Sie an Gott glauben, dann wird er Ihnen zuhören.«

»Gott muss nicht zuhören, um zu wissen, was in den Herzen der Menschen vor sich geht. Glauben Sie an ihn?«

»Ich weiß es nicht. Ich hoffe, dass es ihn gibt.«

Pater Yves schwieg. Dann verzog er das Gesicht, wischte sich über die schweißbedeckte Stirn und nahm Anas Hand.

»François de Charney war ein Tempelritter, der schon als ganz junger Mann im Orient lebte. Ich werde sie nicht mit den unzähligen Abenteuern meines Vorfahren langweilen, ich will nur sagen, dass der Großmeister des Templerordens wenige Tage vor dem Fall der Festung Saint Jean D'Acre ihn damit beauftragte, das Grabtuch zu retten, das zusammen mit anderen Schätzen in der Festung aufbewahrt wurde.

Mein Vorfahre hat das Grabtuch in ein ähnliches Leinen gehüllt und nach Frankreich gebracht, wie man es ihm befohlen hatte. Er und der Ordensobere von Marseille glaubten an ein Wunder, als sie das Tuch auffalteten und feststellten, dass Christus' Abbild sich auf einmal auch auf dem anderen Tuch befand. Es mag eine« chemische »Erklärung geben, aber man kann durchaus von einem Wunder sprechen. Jedenfalls gibt es seit der Zeit zwei Grabtücher mit dem wahren Bild Christi.«

»Mein Gott, das erklärt ...«

»Das erklärt, warum die Wissenschaftler Recht haben, die das auf das 13. oder 14. Jahrhundert datieren, und auch die, die glauben, dass es das Bild von Christus trägt. Das Grabtuch ist heilig, es trägt die Spuren von Jesus' Leiden und sein Bild. So war Christus, Ana. Das ist das Wunder, mit dem Gott die Familie Charney geehrt hat, auch wenn später ein anderer Zweig der Familie, die Charnys, unsere Reliquie genommen und sie an das Haus Savoyen verkauft hat. Sie kennen die Geschichte. Jetzt kennen Sie auch das Geheimnis des Grabtuchs. Nur wenige Auserwählte kennen diese Wahrheit. Das ist die Erklärung des Unerklärlichen. Es ist ein Wunder, Ana, ein Wunder.«

»Aber Sie haben gesagt, dass es zwei Grabtücher gibt, das echte, das die Templer Kaiser Balduin abgekauft haben, und das andere, das aus der Kathedrale, das sozusagen ein fotografisches Negativ des echten ist. Aber wo ist das echte?«

»Sie sind beide echt.«

»Nein, ich meine das ursprüngliche, wo ist es?«

»Ich weiß es nicht. Jacques de Molay hat es irgendwohin geschickt. Dieses Geheimnis kennen nur der Großmeister und die sieben Meister.«

»Ist es vielleicht im Schloss von Lord McCall in Schottland?«

»Ich schwöre Ihnen, ich weiß es nicht.«

»Aber Sie wissen, das McCall der Großmeister ist und dass Umberto D'Alaqua, Paul Bolard, Armando de Quiroz, Geoffrey Mountbatten, Kardinal Visiers ...«

»Schweigen Sie, bitte! Meine Wunden schmerzen, ich werde gleich sterben.«

»Sie sind die Meister des Templerordens. Deswegen sind sie Junggesellen und geben sich nicht dem frivolen Leben hin wie andere, die ebenso viel Geld und Macht haben wie sie. Sie stehen nicht im Rampenlicht. Elisabeth hatte Recht.«

»Lady McKenny ist eine sehr intelligente Frau, wie Sie und Dottoressa Galloni.«

»Sie sind eine Sekte!«

»Nein, Ana. Lassen Sie mich etwas zu unserer Entlastung sagen. Der Templerorden hat überlebt, weil die Anklagen, die man gegen uns erhoben hat, falsch waren. Philipp von Frankreich und Papst Clemens wussten das. Sie wollten nur an unsere Schätze. Der König wollte das Gold, vor allem aber das Grabtuch, er glaubte, wenn er es besäße, würde er zum mächtigsten Herrscher Europas. Ich schwöre Ihnen, Ana, all die Jahrhunderte waren wir Templer auf der guten Seite, zumindest die wahren Templer. Ich weiß, es gibt Sekten und Freimaurerlogen, die behaupten, Nachfahren der Templer zu sein. Das sind sie aber nicht. Unsere Organisation wurde von Jacques de Molay persönlich geschaffen, damit der Orden weiterlebt. Wir haben an verschiedenen historischen Prozessen aktiv teilgenommen, von der französischen Revolution bis hin zum französischen Widerstand im Zweiten Weltkrieg, wir haben die demokrati-

schen Prozesse auf der ganzen Welt vorangetrieben, und wir haben nichts getan, dessen wir uns schämen müssten.«

»Der Templerorden führt ein Leben im Verborgenen, und das passt nicht zu einer Demokratie, seine Führer sind extrem reich, und das wird man nicht einfach so.«

»Das stimmt, aber ihr Vermögen gehört nicht ihnen, sondern dem Orden. Sie verwalten es nur, aber natürlich hat ihre Intelligenz ihnen auch zu persönlichem Reichtum verholten, doch wenn sie sterben, fällt ihr ganzer Besitz an den Orden.«

»An eine Stiftung, die ...«

»Ja, diese Stiftung ist das Herz der Finanzen des Ordens, von ihr aus sind wir überall präsent. Wir sind überall, und deswegen allen anderen immer einen Schritt voraus. Deswegen wussten wir auch die ganze Zeit, was das Dezernat für Kunstdelikte vorhatte«, sagte Pater Yves mit schwacher Stimme.

»Sogar im Vatikan.«

»Möge Gott mir verzeihen.«

Das war das Letzte, was Yves de Charny sagte. Ana schrie entsetzt auf, als sie begriff, dass er tot war. Sie schloss ihm die Lider und brach in Tränen aus. Wie lange würde es wohl dauern, bis sie selbst starb? Vielleicht Tage. Aber das Schlimmste war nicht der Tod, sondern das Wissen, bei lebendigem Leib eingemauert zu sein. Sie hob das Telefon an die Lippen.

»Sofia? Sofia hilf mir!«

Das Telefon blieb stumm. Da war niemand am anderen Ende. Sofia Galloni schrie verzweifelt auf.

»Ana, Ana, wir holen dich da raus!«

Seit ein paar Sekunden war die Verbindung unterbrochen. Bestimmt war der Akku leer. Sofia hatte über die Walkie-Talkies den Schusswechsel in den unterirdischen Gängen verfolgt und die Schreie von Marco und den Carabinieri, die fürchteten, verschüttet zu werden. Sie hatte sich sofort auf den Weg

gemacht. Sie war noch nicht an der Tür, da klingelte das Handy. Sie dachte, es sei Marco. Es lief ihr eiskalt über den Rücken, als sie Ana und Pater Yves hörte. Mit dem Telefon am Ohr war sie stehen geblieben. Die anderen kümmerten sich bereits darum, die Verschlütteten zu retten.

Minerva fand Sofia weinend mit dem Handy in der Hand vor. Sie schüttelte sie, um sie aus ihrem hysterischen Anfall herauszuholen.

»Sofia, bitte! Was ist los? Jetzt beruhige dich doch!«

Mit Mühe erzählte Sofia Minerva, was sie gehört hatte. Minerva sah sie erstaunt an.

»Komm, lass uns zum Friedhof fahren, hier können wir nichts tun.«

Die beiden Frauen traten auf die Straße. Es war kein Auto mehr da, also nahmen sie ein Taxi. Sofia konnte nicht aufhören zu weinen. Sie fühlte sich schuldig, weil sie Ana nicht hatte helfen können.

Das Taxi hielt an einer Ampel. Als es anfuhr, schrie der Fahrer plötzlich auf. Ein LKW kam frontal auf sie zu. Das Geräusch des Aufpralls zerriss die nächtliche Stille.

Addaio weinte leise. Er hatte sich in seinem Büro eingeschlossen und erlaubte nicht einmal Guner einzutreten. Er saß schon mehr als zehn Stunden so da, von widersprüchlichen Gefühlen übermannt.

Er hatte versagt, und viele Menschen waren wegen seines Starrsinns gestorben. In den Zeitungen stand nichts über die Ereignisse, nur dass bei einem Einsturz in den unterirdischen Gängen von Turin ein paar Arbeiter umgekommen waren, darunter auch Türken.

Mendibj, Turgut, Itzar und andere Brüder waren für immer unter Schutt begraben. Er hatte den vorwurfsvollen Blick der Mutter Mendibj s und Itzars ertragen müssen. Sie würde ihm nie verzeihen, genauso wenig wie die Mütter der anderen Jungen, die er aufgefordert hatte, ihre Zunge auf dem Altar des Unmöglichen zu opfern.

Gott war nicht auf ihrer Seite. Die Gemeinschaft musste sich damit abfinden, das Grabtuch nie zurückzubekommen, denn so war sein Wille. Er konnte nicht glauben, dass all diese Niederlagen nur von Gott auferlegte Prüfungen sein sollten, um sich ihrer Stärke zu vergewissern.

Er hatte sein Testament verfasst und konkrete Anweisung gegeben, wer sein Nachfolger werden sollte: ein guter Mann mit einem reinen Herzen, ohne jeden Ehrgeiz, der das Leben liebte, wie er selbst es nie getan hatte. Guner würde der neue Hirte werden. Er steckte den Brief in den Umschlag und versiegelte ihn. Er war an die sieben Hirten der Gemeinschaft gerichtet, sie sollten seinen letzten Willen erfüllen. Den konnte man ihm nicht verweigern: Jeder Hirte bestimmte seinen Nachfolger selbst, so war es über Jahrhunderte gewesen, und so würde es immer sein.

Er holte ein Tablettenröhrchen hervor und schluckte den gesamten Inhalt. Dann setzte er sich in den Ohrensessel. Ihn erwartete die Ewigkeit.

Es waren fast sieben Monate seit dem Unfall vergangen. Sie hinkte. Sie war viermal operiert worden, und ein Bein war jetzt kürzer als das andere. Ihr Gesicht hatte nicht mehr die strahlende helle Haut von früher. Es war voller Falten und Narben. Erst vor wenigen Tagen hatte sie das Krankenhaus verlassen. Die Wunden am Körper taten nicht mehr weh, aber der Schmerz in ihrer Brust war umso stärker.

Sofia saß im Büro des Innenministers. Zuvor war sie auf den Friedhof gegangen und hatte Blumen zu den Gräbern von Minerva und Pietro gebracht. Marco und sie hatten Glück gehabt: Sie hatten überlebt. Marco würde aber nie mehr arbeiten können, er saß im Rollstuhl und hatte oft Angstzustände. Er verfluchte sich, dass er noch lebte, wo so viele seiner Männer in dem eingestürzten Gang ihr Leben lassen mussten.

Der Innenminister hatte sie zusammen mit dem Kulturminister empfangen. Das Dezernat für Kunstdelikte lag in ihrer beider Verantwortungsbereich. Sie hatten sie gebeten, das Amt der Direktorin anzunehmen, aber sie hatte höflich abgelehnt. Sie wusste, dass sie die beiden dadurch vor den Kopf gestoßen und zudem ihr Leben erneut in Gefahr gebracht hatte, aber das war ihr egal.

Sie hatte beiden einen Bericht über den Fall zugesandt, in dem sie in allen Einzelheiten aufführte, was sie wusste, einschließlich des Gesprächs zwischen Ana Jiménez und Pater Yves. Der Fall war abgeschlossen, es durfte nichts an die Öffentlichkeit gelangen. Er war zum Staatsgeheimnis erklärt worden, und Ana ruhte zusammen mit dem letzten Templer in einem Turiner Tunnel.

Die Minister hatten ihr freundlich zu verstehen gegeben, dass sie ihre Geschichte nicht glaubten, es gab keine Zeugen, keiner-

lei Dokumente, die ihre Behauptungen bestätigten, nichts. Sie konnten Männer wie McCall, Umberto D'Alaqua und Doktor Bolard nicht einfach so anklagen, eine illegale Vereinigung gebildet zu haben: Diese Männer waren Stützpfeiler der Wirtschaft, und ihr Vermögen war unverzichtbar für die Entwicklung ihrer jeweiligen Heimatländer. Sie konnten auch nicht im Vatikan erscheinen und dem Papst sagen, Kardinal Visier sei ein Templer. Sie konnten keine Anklage erheben, denn diese Männer hatten ja nichts getan, selbst wenn Sofias Behauptungen stimmten. Sie konspirierten nicht gegen den Staat, gegen keinen Staat, sie wollten nicht die demokratische Ordnung unterwandern, sie hatten keine Verbindung zur Mafia, sie hatten sich nichts zuschulden kommen lassen, und dass sie Templer waren ... Nun, das war kein Verbrechen, wenn es denn überhaupt stimmte.

Sie hatten noch einmal versucht, sie zu überreden, Marco Valonis Nachfolgerin zu werden. Wenn sie es nicht machte, fiel der Posten an Antonino oder Giuseppe. Was sie denn dazu meinte.

Aber sie hatte dazu keine Meinung. Sie wusste, dass einer der beiden der Verräter war, entweder der Polizist oder der Historiker, einer von ihnen hatte die Templer über alles informiert, was im Dezernat für Kunstdelikte vor sich ging. Pater Yves hatte es gesagt: Sie wussten alles, weil sie überall ihre Informanten hatten.

Sie wusste nicht, was sie mit dem Rest ihres Lebens anfangen sollte, aber sie musste sich endlich dem Mann stellen, in den sie trotz allem verliebt war. Sie würde sich nicht länger etwas vormachen. Umberto D'Alaqua war mehr als eine Obsession.

Ihr Bein schmerzte, als sie auf das Gaspedal trat. Seit dem Unfall war sie nicht mehr Auto gefahren. Sie wusste, dass man vorgehabt hatte, sie zu töten. Bestimmt hatte D'Alaqua versucht, sie zu retten, als er sie bat, mit nach Syrien zu kommen. Die

Templer töteten nicht, hatte Pater Yves gesagt, außer wenn es unbedingt notwendig war.

Sie kam zu dem Tor des Herrenhauses und wartete. Ein paar Sekunden später ging das Tor auf. Sie fuhr direkt bis vor den Eingang und stieg aus.

Umberto D'Alaqua wartete in der Tür.

»Sofia ...«

»Tut mir Leid, dass ich meinen Besuch nicht angekündigt habe, aber ...«

»Treten Sie ein.«

Er brachte sie in sein Büro. Er setzte sich hinter den Schreibtisch, um Distanz herzustellen, aber vielleicht auch, um sich vor der Frau zu schützen, die jetzt hinkte und deren Blick in dem vernarbten Gesicht hart geworden war. Sie war immer noch schön, auch wenn man jetzt von tragischer Schönheit sprechen musste.

»Ich denke, Sie wissen, dass ich ein Dossier über den Grabtuch-Fall an die Regierung gesandt habe, in dem ich aufdecke, dass es eine geheime Organisation mächtiger Männer gibt, die glauben, sie stünden über den anderen Menschen, den Regierungen, der Gesellschaft. Ich habe die Regierung aufgefordert, die Identität dieser Männer öffentlich zu machen und gegen sie zu ermitteln. Aber es wird natürlich nichts passieren, sie werden weiter im Dunkeln die Fäden ziehen.«

D'Alaqua antwortete nicht, er schien lediglich leicht zu nicken.

»Ich weiß, dass Sie ein Meister des Templerordens sind, dass Sie das Keuschheitsgelübde abgelegt haben. Das Armutsgelübde wohl nicht. Was die Gebote angeht, so erfüllen Sie die, die Ihnen in den Kram passen, und die anderen ... Es ist seltsam, es hat mich immer beeindruckt, dass die Männer der Kirche, und in gewisser Weise zählen Sie ja auch dazu, glauben, dass sie lügen,

stehlen und töten können, und dass das lässliche Sünden im Vergleich zu der großen Todsünde sind: vögeln. Bin ich Ihnen jetzt zu nahe getreten?«

»Ich bedaure, was vorgefallen ist, und den Verlust Ihrer Freundin Minerva, das mit Ihrem Chef, mit Ihrem ... Pietro ...«

»Und der Tod der lebendig eingemauerten Ana Jiménez? Tut Ihnen der auch Leid? Hoffentlich finden Sie den Rest Ihres Lebens keine Ruhe mehr. Ich weiß, dass ich es mit Ihnen und Ihrer Organisation nicht aufnehmen kann. Das hat man mir gerade deutlich gemacht. Man wollte mich kaufen, indem man mir die Leitung des Dezernats für Kunstdelikte übertragen wollte. Wie wenig Menschenkenntnis Sie haben!«

»Was soll ich tun? Sagen Sie es mir ...«

»Was Sie tun können? Nichts, Sie können die Toten nicht wieder lebendig machen. Schön, Sie können mir sagen, ob ich immer noch auf der Abschussliste stehe, ob ich wieder einen Unfall haben werde oder ob bei mir der Aufzug abstürzt. Ich würde es gerne wissen, damit niemand bei mir ist und sein Leben lassen muss wie Minerva.«

»Es wird Ihnen nichts geschehen, ich gebe Ihnen mein Wort.«

»Und was werden Sie tun? So weitermachen, als wäre das alles nur ein Unfall gewesen?«

»Wenn Sie es unbedingt wissen wollen: Ich werde mich zurückziehen. Ich gebe die Leitung meiner Firmen in andere Hände und regele meine Angelegenheiten, damit sie auch ohne mich funktionieren.«

Sofia erschauerte. Sie liebte und sie hasste diesen Mann zu gleichen Teilen.

»Heißt das, Sie verlassen den Templerorden? Unmöglich, Sie sind einer der sieben Meister, Sie wissen zu viel, und Männer wie Sie laufen nicht einfach davon.«

»Ich habe nicht vor wegzulaufen. Ich wüsste nicht, vor was oder wem. Ich habe lediglich Ihre Frage beantwortet. Ich will mich zurückziehen, mich dem Studium widmen und die Gesellschaft in anderer Weise unterstützen als bisher.«

»Und das Zölibat?«

D'Alaqua schwieg erneut. Er merkte, dass sie tief verletzt war, und er hatte ihr nichts zu bieten, er wusste nicht, ob er fähig wäre, weiter zu gehen, als er gegangen war, und ob er sein vergangenes Leben würde abschütteln können.

»Sofia, auch ich habe Wunden davongetragen. Sie können sie nicht sehen, aber sie sind da und schmerzen. Ich schwöre Ihnen, mir tut Leid, was geschehen ist, was Sie erlitten haben, all das Unglück, die Toten. Wenn es in meiner Macht gestanden hätte, das zu verhindern, hätte ich es getan. Die Umstände kann ich nicht beeinflussen, aber wir alle haben entschieden, welche Rolle wir in dem Drama spielen wollten, auch Ana.«

»Nein, das ist nicht wahr, sie wollte nicht sterben, weder Minerva noch Pietro noch die Carabinieri noch die Männer der Gemeinschaft noch Ihre Männer wollten das. Wer waren Ihre Soldaten? Das geheime Heer der Templer? Ich weiß, dass sie mir die Frage nicht beantworten werden, Sie dürfen nicht oder besser gesagt, Sie wollen nicht: Sie sind ein Templer, solange Sie leben, auch wenn Sie sagen, Sie ziehen sich zurück.«

»Und was werden Sie tun?«

»Wollen Sie das wirklich wissen?«

»Ja, das wissen Sie doch. Ich will wissen, wo ich Sie finden kann.«

»Ich weiß, dass Sie mich im Krankenhaus besucht und dass Sie einige Nächte an meinem Bett gewacht haben ...«

»Antworten Sie mir. Was werden Sie tun?«

»Lisa, die Schwester von Mary Stuart, hat mir die Tür zur Universität geöffnet. Ich werde ab September dort unterrichten.«

»Das freut mich.«

»Warum?«

»Weil Ihnen das gut tun wird.«

Sie sahen sich lange an, ohne ein Wort zu sagen. Es gab nichts mehr zu sagen. Sofia stand auf. Umberto D'Alaqua brachte sie zur Tür. Sie verabschiedeten sich mit einem Händedruck. Umberto D'Alaqua hielt ihre Hand einen Moment in den seinen. Dann ging sie die Treppe herunter, ohne sich umzudrehen. Sie spürte D'Alaquas Blick. Und sie wusste, niemand hat Macht über die Vergangenheit, man kann die Vergangenheit nicht ändern. Die Gegenwart ist bloß der Widerschein dessen, was wir waren, sonst nichts, und es gibt nur eine Zukunft, wenn man nicht einen einzigen Schritt zurück macht.

Danksagung

Ich danke Fernando Escribano, weil ich durch ihn die Tunnel von Turin entdeckte und er immer »Gewehr bei Fuß« steht, wenn wir Freunde ihn brauchen.

Ich bin auch Gian Maria Nicastro zu Dank verpflichtet, weil er mich durch die Geheimnisse seiner Stadt Turin geleitet hat. Durch seine Augen habe ich diese Stadt gesehen, und er hat mir immer großzügig und schnell jede Information verschafft.

Carmen Fernández de Blas und David Trías haben auf den Roman gesetzt. Danke.

Dank auch Olga, der freundlichen Stimme von Random House Mondadori.